This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

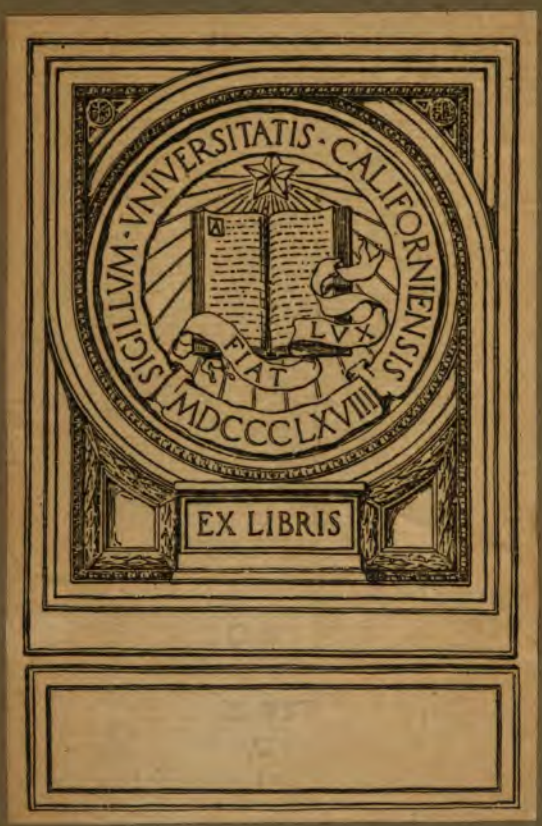
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Oswald Külpe

Die Realisierung

1. Band


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Realisierung

Ein Beitrag zur

Grundlegung der Realwissenschaften

Von

Oswald Külpe

Professor an der Universität Bonn.

Erster Band.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1912

BD331
K2
v 1

Copyright by S. Hirzel at Leipzig 1912.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Druck von August Pries in Leipzig.

Meinen treuen Lebensgefährtinnen

den lieben Cousinen Ottilie und Marie

zugeeignet.

273755

Die Geschichte der Philosophie ist die Erzählung einer Menge von Ausflüchten und Verzögerungen, die zwischen das Auffassen der Erfahrung und das Hinzudenken der nötigen Ergänzung sich hineingeschoben haben; und diese Erzählung klingt um desto seltsamer, weil das Gefühl, es sei irgendeine Ergänzung unentbehrlich, stets wirksam gewesen ist, um aufzudringen, was man gehörig aufzunehmen sich nicht entschließen konnte.

Herbart (Einl. in d. Philos. § 257).

Vorwort.

Hiermit übergebe ich der Öffentlichkeit den ersten eines auf vier Bände berechneten Werkes über den in allen Realwissenschaften üblichen Prozeß einer Setzung und Bestimmung von Realitäten. Außer der für alles weitere grundlegenden und programmatischen Einleitung enthält er eine Untersuchung über die Zulässigkeit der allgemeinen Realisierung, d. h. der bloßen Setzung realer Objekte. Dies Verfahren wird durch eine Zurückweisung der Einwände des Konszientialismus und des objektiven Idealismus, die mit Bewußtseinsinhalten oder mit idealen Objekten alle Bedürfnisse der empirischen Erkenntnis bestreiten zu können glauben, ausreichend sichergestellt.

Der zweite Band wird die Aufgabe haben darzulegen, wie die allgemeine Realisierung in den in Betracht kommenden Wissenschaften möglich ist bezw. welche Gründe oder Kriterien dazu führen. Der dritte Band wird die Auseinandersetzung mit dem Phänomenalismus, der die Bestimmung der Realitäten, die spezielle Realisierung, für unzulässig erklärt, und die erkenntnistheoretische Würdigung des Denkens als der Funktion bringen, ohne die es eine Realisierung nicht gäbe. Der letzte Band endlich soll die besonderen Formen und Kriterien der Bestimmung von Realitäten entwickeln. Da sich der vor vierzehn Jahren konzipierte Grundgedanke und der bald darauf genauer ausgeführte Plan im ersten Entwurf des Ganzen, den ich vor einigen Jahren beenden konnte, bewährt haben, glaubte ich nach wiederholter Durcharbeitung

an die Veröffentlichung jetzt herantreten zu dürfen, obwohl ich über die Frist noch nichts bestimmen kann, die bis zur Ausgabe der folgenden Bände verstreichen wird.

Das Interesse an den hier behandelten Problemen reicht in die Zeit meiner ersten philosophischen Studien zurück. Trendelenburgs Logische Untersuchungen brachten sie mir ursprünglich nahe, freilich in der unfruchtbaren dialektischen Fassung: wie kommt das Denken zum Sein? Danach erhielt ich eine entscheidende Förderung durch Mach, Avenarius und Wundt, insofern sie den unmittelbaren Ausgangspunkt sowohl für die psychologische als auch für die naturwissenschaftliche Realisierung in den „Elementen", der „vollen Erfahrung", dem „Vorstellungsobjekt" aufzeigten. Endlich hat die von Erdmann, Riehl und v. Kries ungefähr gleichzeitig vollzogene Unterscheidung von Real- und Idealurteilen einen Anstoß zu der mir grundlegend erscheinenden Gegenüberstellung von Begriff und Objekt gegeben und damit die Bedeutung des Denkens auch zu einem psychologischen Problem werden lassen. Bei der Ausführung aber hat das Verfahren der realwissenschaftlichen Forschung selbst den größten Einfluß geübt. Meine ganze Behandlung der Realisierung soll der Hauptsache nach eine Theorie dieses Forschungsverfahrens und nicht eine kritische Besprechung philosophischer Lehren sein. Diese hat für jene nur die Bahn frei zu machen. Man wird es in Zukunft vermutlich kaum verstehen, daß es eine Zeit gab, in der die Realisierung verkannt und als besondere Methode der Forschung übersehen oder bestritten werden konnte.

Im letzten Grunde beruhen die in diesem Bande gewürdigten Richtungen des Konszientialismus und des objektiven Idealismus auf einer unberechtigten Verallgemeinerung ihrer Behauptungen oder auf einer unzureichenden Differenzierung der wissenschaftlichen Aufgaben. Damit ist bereits zugestanden, daß unser Verhalten gegen sie nicht ein Vernichtungskrieg, sondern lediglich eine Grenzregulierung ist. Diese aber darf auch hier beanspruchen, ein ehrliches Bündnis an die Stelle der früheren Gegnerschaft gesetzt zu haben. Eine ernst-

hafte Bemühung um die im Bewußtsein vorgefundenen, ihm gegebenen Tatsachen muß dem Realisten ebenso willkommen sein, wie eine Einsicht in die idealwissenschaftlichen Operationen und Ergebnisse. Von beiden Seiten kann ihm eine Unterstützung und Ergänzung seiner eigenen Tätigkeit zuteil werden. So löst sich aller Streit in ein friedliches Zusammenwirken an verschiedenen Gegenständen auf. Ist der Konszientialismus die Theorie der phänomenologischen, der objektive Idealismus die Theorie der idealwissenschaftlichen Erkenntnis geworden, dann bleibt dem Realismus die besondere Aufgabe, die realwissenschaftliche Erkenntnis verständlich zu machen. Die allgemeine Erkenntnistheorie aber wird dann weder konszientalistisch noch idealistisch noch auch realistisch sein können.

Es ist mir ein Bedürfnis, den Würzburger Zuhörern der acht Jahre hindurch fortgesetzten Vorlesungen über das Problem der Realität meinen herzlichen Dank für ihre Teilnahme an den oft mühseligen Darlegungen auszudrücken. Sie haben mir dadurch die Ausführung meines Plans wesentlich erleichtert.

Oktober 1912.

Der Verfasser.

Inhalt des I. Bandes.

Seite

Vorwort V

Einleitung 1

1. Das Problem der Realisierung 1
2. Gegenstandstheorie, Erkenntnistheorie und Logik 7
3. Begriff und Objekt 17
4. Die antirealistischen Tendenzen 28

I. Buch. Die Zulässigkeit der allgemeinen Realisierung 46

I. Kapitel. Prüfung des Konszientialismus 48

1. Die Evidenz der Wahrnehmung und ihre Beziehung zum Problem der Realität 50
   a) Die Bedeutung der Selbstgewißheit des Bewußtseins . 51
   b) Über die Beziehung der Selbstgewißheit des Bewußtseins zum Problem der Realität 64
      α) Die Wahrnehmungsevidenz als psychologische Realisierung 65
      β) Das Verhältnis der inneren Wahrnehmung zur äußeren im Hinblick auf die Realisierung 73
2. Die logischen Schwierigkeiten der Transzendenz 81
   a) Der Widerspruch im Gedanken eines ungedachten Gegenstandes 82
   b) Der Widerspruch im Gedanken eines vom Denken unabhängigen Gegenstandes 90
   c) Die Grundlosigkeit der Transzendenz 94
3. Das tatsächliche Gegebensein aller Gegenstände im Bewußtsein 102
   a) Der Solipsismus 103
   b) Der Standpunkt der Immanenz 110
4. Die abstrakte und generelle Natur aller Realität 129
5. Der empirische Gehalt der Gedanken transzendenter Gegenstände 137

Seite

6. Die Realisierung ein Verstoß gegen das Wissenschaftsideal 145
7. Die angebliche Zweckmäßigkeit eines Verzichts auf die Realisierung 152
8. Der Konszientialismus in der Psychologie, in den Geisteswissenschaften und in der Metaphysik 159
   a) Der Konszientialismus in der Psychologie 160
   b) Der Konszientialismus in den Geisteswissenschaften . 173
   c) Der Konszientialismus in der Metaphysik 189
9. Zusammenfassung 201

II. Kapitel. Prüfung des objektiven Idealismus 220
1. Die Stellung der Marburger Schule zur Realisierung . . 221
2. Begriffe und ideale Objekte 225
3. Ideale und reale Objekte 234

Schlußbemerkungen zum ersten Buch 251

Berichtigung:

S. 10 Z. 15 v. u. st. 2) l. 1).

UNIV. OF CALIFORNIA

Einleitung.

1. Das Problem der Realisierung.

Eine der ältesten und wichtigsten Fragen der Philosophie zielt auf das wahrhaft Seiende, das dem Schein und Trug der Sinne, zufälliger Meinung und willkürlicher Setzung entrückt ist. Um dieses Seiende bemühten sich schon die Vorsokratiker, namentlich die Eleaten, und Platon hat ihm darnach tief eindringende Untersuchungen gewidmet. Zu einer sehr praktischen Angelegenheit wurde es für die erwachende Naturwissenschaft der Neuzeit, die ein Kriterium der Körperlichkeit brauchte. Ontologismus, Mystik und Selbstanschauung fanden daneben einen unmittelbaren Weg zu ihm. Überall wo ein Gegebenes, Vorgefundenes, kurz Erfahrung sich darbot, mußte das Bedürfnis entstehen, den Reflex der in das Bewußtsein hereinwirkenden Mächte, die reine Tatsächlichkeit, von den besonderen Bedingungen zu trennen, die ihre Auffassung und Vorstellung begleiten. Unter diesem Gesichtspunkte entwickelte sich die Erfahrungswissenschaft, nachdem bereits das Leben eine entsprechende Sonderung nahegelegt und ausgebildet hatte[1]).

1) Vgl. meinen Aufsatz: Contribution to the History of the Concept of Reality. Philosoph. Review XXI S. 1ff. 1912. Für diesen Standpunkt sind die Äußerungen von sechs realistischen Denkern im Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods Bd. VII S. 393ff., die sich über ihre realistischen Grundsätze in der Form kurzer Thesen aussprechen, von Interesse. Überhaupt sind die Tendenzen zur Aufrichtung eines erkenntnistheoretischen Realismus in England und den Vereinigten Staaten zurzeit größer als in Deutschland. Ich nenne nur das bedeutende Werk von Bradley: Appearance and Reality (2. ed. 1897), sowie G. T. Ladd: A Theory of Reality,

So treffen wir denn in den heutigen Natur- und Geisteswissenschaften allenthalben Beschreibungen und Theorien von Gegenständen, die ein wahrhaft Seiendes oder Gewesenes sein sollen. Von den Elektronen der Physik und den Himmelskörpern der Astronomie, durch die Elemente der Chemie bis zu den Mineralen, Pflanzen und Tieren der sog. beschreibenden Naturwissenschaften führt eine einheitliche und gleichartige Bemühung um Feststellung solcher Gegenstände. Mag auch die Analyse und Vergleichung von Sinneseindrücken überall der Ausgangspunkt dieser Arbeit gewesen sein, zweifellos ist man bei ihnen nicht stehen geblieben, sondern bestrebt gewesen, ein Seiendes zu finden und zu bestimmen, das auch beim Verlöschen der Sinneseindrücke als fortdauernd angesehen werden konnte. In den Geisteswissenschaften verhält es sich nicht anders. Wer Bau und Entwicklung der Sprachen studiert, wer Sitten und mythologische Vorstellungen, Kunst und Recht, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft untersucht, ist gleichfalls auf die eigentliche Natur aller dieser Gegenstände, auf ihr wahrhaft Seiendes oder Gewesenes gerichtet. Mag auch der Anteil der Phantasie an der Versenkung in solche Gebilde gelegentlich betont werden, nicht als eine freie, selbständig schaffende, sondern nur als eine nacherlebende, also von gegenständlichen Vorlagen abhängige Betätigung des forschenden Geistes wird sie hier zugelassen. Selbst in der Psychologie, die ja meist als Bewußtseinswissenschaft, als eine Lehre vom unmittelbar Gegebenen behandelt zu werden pflegt, ist der Zug zum wahrhaft Seienden unverkennbar. Sobald man von realpsychischen Vorgängen, von einer Seele und deren Fähigkeiten und Leistungen, ja auch nur von Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen als Elementen des Seelenlebens redet, hat man bereits die Grenze des unmittelbar Vorgefundenen überschritten und ist dazu übergegangen, das Seelenleben als

---

1899 und die vortrefflich orientierende Abhandlung von G. St. Fullerton: The New Realism (Essays Philosophical and Psychological in Honor of William James 1908). Das oben zitierte Journal enthält zahlreiche Diskussionen über diesen Gegenstand.

einen für sich seienden Tatbestand aufzufassen und zu bestimmen.

Wir wollen das Verfahren, das man in allen diesen Wissenschaften einschlägt, um in der Erfahrung und aus ihr heraus ein wahrhaft Seiendes oder Gewesenes zu erkennen, die Realisierung nennen, und den Gegenstand, auf den sie gerichtet ist, das Reale oder die Realität[1]). Der übliche Sprachgebrauch verbindet mit dem Ausdruck Realisierung den Gedanken einer Herstellung, eines Tuns und Erzeugens (Realisierung einer Absicht, einer Idee, eines Plans u. dgl.). Davon soll hier natürlich abgesehen werden. Unser Begriff der Realisierung ist eine Art desjenigen der Erkenntnis. Er bezeichnet ein Forschungsverfahren, bei dem das zu erfassende Reale vorausgesetzt, nicht erst hervorgebracht wird. Nur die Gedanken, in denen wir es darzustellen und zu verstehen suchen, werden erzeugt und gestaltet. Wir reden in diesem Sinne von einer naturwissenschaftlichen, psychologischen, geisteswissenschaftlichen, metaphysischen Realisierung, je nachdem auf welchen Gebieten sich die Erkenntnis von Realitäten vollzieht. Ihre Zulässigkeit und Möglichkeit wird unser Problem sein. Damit stellen wir uns zugleich die Aufgabe, der Methode genauer nachzugehen, die in den verschiedenen Wissenschaften bei der Realisierung befolgt wird. Hier läßt sich sofort eine zweifache Form der letzteren aufführen: die Setzung[2]), Erfassung, Annahme von Realitäten und deren Bestimmung, Wesensangabe, Charakteristik. Jene liegt vor, wenn lediglich das Sein eines Realen, seine Existenz behauptet, diese, wenn über die Beschaffenheit desselben, seine Essenz ausgesagt wird. Kants Annahme eines Dinges an sich, dessen Wesen

---

1) Einen ungleich weiteren Begriff hat A. Hägerström (Das Prinzip der Wissenschaft I, Die Realität, Upsala 1908 S. 27) diesem Namen gegeben, indem er darunter eine „logische Bedingung für jedes besondere Wissen" versteht.

2) Es versteht sich nach dem Obigen von selbst, daß Setzung nicht Erzeugung, sondern Anerkennung eines Seienden bedeutet.

uns gänzlich unerkennbar bleibe, ist ein typischer Fall von Realisierung im Sinne bloßer Setzung eines Realen.

Der Aufgabe, eine Theorie der Realisierung zu liefern, hat sich die Erkenntnistheorie bisher fast ganz entzogen. Das Problem der Außenwelt ist allein berücksichtigt worden, als wenn nicht alle Erfahrungswissenschaften Reales setzten und bestimmten, und die Behandlung jenes Problems ist über die allgemeine Frage nach der Annahme und deren Berechtigung kaum hinausgegangen. Und doch liegt hier eine so bedeutende und fruchtbare Aufgabe für die philosophische Untersuchung vor, wie sie größer und bleibender schwerlich gedacht werden kann. Das ergibt sich aus der Formulierung der Fragen, die im Problem der Realität enthalten sind:

1. Ist eine Setzung von Realem zulässig? Diese Frage wird von zwei einflußreichen erkenntnistheoretischen Richtungen, dem Konszientialismus oder Wirklichkeitsstandpunkt und dem objektiven Idealismus verneint. Nach jenem hat sich die Erfahrungswissenschaft auf die im Bewußtsein gegebenen Tatsachen, die Sinneseindrücke, Vorstellungen, Gefühle, Gedanken oder das Wirkliche, das unmittelbar Gegenwärtige zu beschränken. Jede Überschreitung dieses Gebiets führt in phantastische, spekulative, metaphysische Annahmen. Eine Theorie der Realisierung hat sich daher zunächst mit dem Wirklichkeitsstandpunkt auseinanderzusetzen, der für das Problem der Außenwelt meist die Form des subjektiven Idealismus angenommen hat. Der objektive Idealismus dagegen identifiziert die realen Objekte mit den idealen der Idealwissenschaften und sucht alle Forschung auf den Typus der letzteren zurückzuführen. Das Denken erweist sich überall schöpferisch und läßt nirgends eine Selbständigkeit von Objekten zu, wie sie der Realismus voraussetzt. Auch mit dieser Richtung haben wir abzurechnen, ehe wir an die positive zweite Frage herantreten können.

2. Wie ist eine Setzung von Realem möglich? Hier sind die Gründe zu erörtern und zu prüfen, die zu der allgemeinen Realisierung, zu der bloßen Annahme eines Realen

führen. Als solche Gründe sind empirische, rationale und gemischte aufgestellt worden. Die empirischen beruhen auf der Annahme, daß bestimmte Erfahrungen, wie z. B. die Eindrücke des Tast- und Muskelsinns, vor anderen als realisierbar zu gelten haben. Die rationalen Gründe machen gewisse Formen und Gesetze des Denkens, der Verstandes- und Vernunfttätigkeit, wie z. B. die sog. Transzendenz des Denkens oder die Widerspruchslosigkeit, zum Fundament einer Realisierung. Die gemischten endlich, die empirische und rationale Momente in sich enthalten, lassen eine Setzung von Realem dadurch entstehen, daß sie bestimmte Erfahrungen mit bestimmten Denkformen verbinden, wie z. B. die Annahme einer Ursache für die Sinneseindrücke. Aus der Kritik dieser Gründe ergibt sich in Verbindung mit einer Würdigung der in den Erfahrungswissenschaften tatsächlich wirksamen Kriterien der Realität, was zu der Setzung derselben in den einzelnen Realwissenschaften berechtigt.

3. Ist eine Bestimmung von Realem zulässig? Auch diese Frage hat eine negative Beantwortung erfahren, indem der Phänomenalismus sich mit der bloßen Setzung von Realem begnügen zu sollen erklärt. Hiernach muß zwar ein Reales angenommen werden, aber seine Bestimmung, die Angabe seines Wesens ist unmöglich. Diese schon in der antiken Skepsis vertretene, später namentlich von Kant durchgeführte Lehre fordert eine Auseinandersetzung mit ihren Argumenten. Wir dürfen unsere dritte Frage nur bejahen, nachdem wir den Phänomenalismus gewogen und zu leicht befunden haben.

4. Wie ist eine Bestimmung von Realem möglich? Mit dieser Frage ist das letzte Problem unserer Theorie der Realisierung bezeichnet. In ihm münden alle anderen. Die Realwissenschaften bleiben nirgends bei bloßen Setzungen stehen, sie schreiten überall zu Bestimmungen, wenn auch provisorischen oder nur in allgemeiner Fassung aufgestellten weiter. Die Theorie dieser Realisierungen setzt zweierlei voraus: erstlich eine erkenntnistheoretische Würdigung des

Denkens als des Organs, dessen man sich bei ihrer Ausführung zu bedienen hat; zweitens eine Angabe der besonderen Gründe, die eine Bestimmung von Realem ermöglichen. Auch hier kann zwischen empirischen, rationalen und gemischten Gründen unterschieden werden. Darnach ist den einzelnen Formen oder Methoden der Realisierung eine Untersuchung zu widmen und müssen die Grundsätze abgeleitet werden, nach denen sie vorgehen dürfen.

Damit ist das Programm der vorliegenden Arbeit entworfen. Die Durchführung kann nur die Bedeutung eines ersten Versuchs beanspruchen. Es geht über das Vermögen des Einzelnen hinaus, eine vollständige und in allem Wesentlichen unveränderliche Grundlegung der Realwissenschaften durch eine erschöpfende Theorie der Realisierung zu schaffen. Es muß genügen, ein Arbeitsfeld, auf dem viele friedlich nebeneinander tätig sein können, in seiner Größe und Fruchtbarkeit aufgezeigt und zu seiner sorgfältigen Einzelbestellung angeregt zu haben. Als Voraussetzungen, die wir nicht erst zu begründen haben, dürfen wir namentlich folgende anführen. Zunächst eine allgemeine Gegenstandstheorie, d.h. eine Lehre von den für alle Gegenstände des Denkens geltenden Bestimmungen. Ferner eine allgemeine Erkenntnistheorie und Logik als Lehre von den bei der Erkenntnis und ihrer Darstellung in der Wissenschaft wirksamen und zulässigen Operationen und Methoden. Sodann die vorgefundene Wirklichkeit des Bewußtseins[1]), die Erlebnisse in ihrer vollen und unmittelbaren Tatsächlichkeit und Gegebenheit. Endlich die Formal- oder Idealwissenschaften, die von idealen Objekten handelnden Disziplinen, unter denen die Mathematik an erster Stelle steht. Es würde unsere Aufgabe allzusehr belasten, wenn wir diese Voraussetzungen noch erst genauer entwickeln wollten. Dagegen müssen wir eine kurze Übersicht der für unser Vorhaben in Betracht kommenden Auffassung der erstgenannten Wissen-

1) Diese Wirklichkeit kann auch, im Hinblick auf das Reale, als Erscheinung oder Phänomen bezeichnet werden.

schaften geben, weil wir hier nicht, wie bei der Idealwissenschaft der Mathematik, einfach auf den consensus der Forscher verweisen dürfen.

2. Gegenstandstheorie, Erkenntnistheorie und Logik.

Jede Wissenschaft hat zum **Ziel** eine sachlich und zweckmäßig geordnete Darstellung allgemeingültiger Erkenntnisse. Ob diese sich auf allgemeine Gegenstände, wie etwa die Kegelschnitte oder die Begriffe überhaupt, beziehen, oder ob sie sich auf individuelle Gegenstände richten, wie z. B. eine historische Persönlichkeit oder ein bestimmtes Kunstwerk, ist dabei nicht von Bedeutung[1]). Damit aber eine solche Zusammenfassung des Wissens möglich werde, bedarf es der **Forschung**, die den Gegenstand erkennt, und der **Darstellung**, die die gewonnene Erkenntnis formuliert. Es gehören deshalb zum Aufbau einer jeden Wissenschaft Methoden der Forschung und Methoden der Darstellung. Die Beobachtung des Astronomen, das Experiment des Physikers, die qualitative und quantitative Analyse des Chemikers, die Konstruktion und Berechnung des Mathematikers, die Quellenkritik und Interpretation des Historikers, die Selbstbeobachtung des Psychologen sind Verfahrungsweisen, welche der Erkenntnis der von den entsprechenden Wissenschaften behandelten Gegenstände, also der Forschung, dienen. Begriffsbestimmung und Urteilsbildung, Schlüsse und Beweise, Einteilung und Systematisierung dagegen gehören zur Darstellung des Wissens. Man kann diesen Unterschied auch so ausdrücken, daß man sagt: die Forschung konstituiert den Inhalt, die Darstellung die Form der Wissenschaft. Von hier aus ergibt sich dann

1) Weil die Bestimmung des Ziels nicht von seiner vollen Erreichbarkeit abhängt und die geordnete Darstellung keineswegs ein deduktives System zu sein braucht. Sachliche Ordnung kann aber in einer historischen Wissenschaft einen ganz anderen Charakter tragen, als in der Mathematik oder der exakten Naturwissenschaft. Es ist das Verdienst von **Windelband** und **Rickert** auf diesen Unterschied — wenn auch in anderer Tendenz — nachdrücklich hingewiesen zu haben.

die einfache Gegenüberstellung der Erkenntnistheorie und der Logik als der philosophischen Wissenschaften von den materialen und formalen Voraussetzungen der Einzelwissenschaften[1]).

Zwischen den Methoden der Forschung und denen der Darstellung besteht dabei ein wesentlicher Unterschied, insofern jene außerordentlich differenziert sind, während diese allenthalben einen verhältnismäßig gleichartigen Charakter tragen. Nicht nur pflegen Natur- und Geisteswissenschaften hinsichtlich des in ihnen geübten Untersuchungsverfahrens ganz verschiedene Wege einzuschlagen, sondern auch innerhalb einer jeden von diesen Gruppen hat sich eine Fülle der mannigfaltigsten Methoden ausgebildet, die zur Erkenntnis bestimmter Gegenstände benutzt werden. Ja selbst in einer und derselben Wissenschaft können die Methoden zur Untersuchung der einzelnen Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt, erheblich voneinander abweichen. So wendet z. B. die Psychologie ganz andere Verfahrungsweisen zur Erforschung der Empfindungen an, als zur Einsicht in die Gesetze der Gedächtnistätigkeit oder in den Verlauf einer Willenshandlung. Es darf darum als eine spezielle Aufgabe der einzelnen Wissenschaften selbst angesehen werden, die besonderen, von ihnen angewandten und zweckmäßig befundenen Forschungsmethoden zu entwickeln und zu begründen. Wenn sich daher die Erkenntnistheorie mit den materialen Voraussetzungen der Einzelwissenschaften beschäftigt, so können darunter nur gewisse allgemeine, ganzen Gruppen von Einzelwissenschaften gemeinsame Methoden und Grundlagen der Forschung gemeint sein. Eine solche Methode ist die Realisierung, die Setzung und Bestimmung von Realitäten, sofern sie in allen Realwissenschaften geübt wird.

Die Methoden der Darstellung dagegen haben in allen Wissenschaften gleichartige Aufgaben zu erfüllen. Sie sollen

---

1) Vgl. B. Erdmann, Logik I² S. 15ff. und meine Einleit. in d. Philos. 5. Aufl. S. 31 ff.

eine geordnete Folge allgemeingültiger Aussagen ermöglichen und bedienen sich dazu in der Regel derselben Darstellungsmittel, wie sie vornehmlich von der Sprache zur Verfügung gestellt werden. Diese Darstellungsmittel sind Zeichen, d. h. Hinweise auf Gegenstände. Ihre Gegenstände fallen nicht mit denen der Forschung zusammen, indem sie die gewußten, erforschten, nicht die erst zu untersuchenden, unerkannten Gegenstände sind. In der wissenschaftlichen Redeweise pflegt dieser Unterschied freilich nicht hervorzutreten. Vielmehr wird gewöhnlich von der Beziehung auf das Wissen von den Gegenständen abstrahiert. Nur in den modalen Aussagen tritt die Beziehung auf die Erkenntnis der Gegenstände in dem Urteil über sie deutlich zutage. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Beziehung überall die Grundlage einer wissenschaftlichen Darstellung bildet. Damit nun die Zeichen einen eindeutigen Hinweis auf die Gegenstände abgeben können, bedarf es einer gesetzmäßigen Zuordnung der Zeichen zu den von ihnen zu bezeichnenden Gegenständen. Durch eine solche Zuordnung wird die Bedeutung des Zeichens konstituiert, werden Begriffe geschaffen. Sie bilden die Elemente für die Form einer Wissenschaft, sie sind die elementaren formalen Voraussetzungen derselben. Die Logik erscheint von hier aus als eine Theorie der Begriffe und der durch sie ermöglichten Formen der Darstellung[1]).

Die Verschiedenheit der Gegenstände ist es, welche die weitgehenden Unterschiede in den Forschungsmethoden bedingt. Die Gleichartigkeit der Darstellungsmittel und der ihre Zeichennatur begründenden Zuordnung zu Gegenständen ist es, welche den Wissenschaften eine übereinstimmende Darstellungsform verleiht. Auch die Gegenstände erhalten für die Dar-

1) Diese Auffassung der Logik finde ich jetzt bei F. Enriquez insofern wieder, als er die logischen Grundsätze als die Bedingungen der Möglichkeit des Gedankenausdruckes, in den Formen der Rede oder in einem System von Zeichen niedergelegt, bezeichnet (Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften herausg. von A. Ruge I Logik 1912 S. 223).

stellung dadurch einen einheitlichen Charakter, daß sie sämtlich als erkannte Gegenstände zu gelten haben. Wenn es darüber hinaus noch allen Gegenständen gemeinsame Beschaffenheiten gibt, so würde damit die Aufgabe einer allgemeinen Theorie von Gegenständen entstehen. Eine solche Gegenstandstheorie müßte die Voraussetzungen für alle besonderen Gegenstände und für alle Wissenschaften von ihnen aufstellen und entwickeln. Einen beachtenswerten Anfang zur Ausführung dieser Disziplin enthält die Logik von Benno Erdmann schon seit ihrer ersten Auflage vom Jahre 1892. Die Kategorien des Platon und Aristoteles, der Stoiker und Plotins, die Ontologie der Scholastik und Christian Wolffs und viele anderen Versuche und Lehren der Vorzeit gehören gleichfalls hierher. Meinongs Gegenstandstheorie[1]) trägt einen etwas anderen Charakter, weil sie auf eine apriorische Erkenntnis gewisser Gegenstände und Gegenstandsbeschaffenheiten eingestellt ist.

Es wird hier genügen, auf einige Hauptgesichtspunkte der Gegenstandstheorie hinzuweisen. Alle Gegenstände sind zunächst Gegenstände, d. h. haben einen Gegenstandscharakter. Jeder Gegenstand hat ferner eine Beschaffenheit, vermöge deren er mit anderen Gegenständen verglichen und zusammengefaßt oder von anderen unterschieden und ge-

2) Vgl. namentlich A. Meinong: Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften, 1907. Unsere Auffassung der Gegenstandstheorie berührt sich auch mit der neuen Ordnungslehre von Hans Driesch (1912), die als eine Lehre von den kategorialen Bestimmungen angesehen werden kann. Da vorliegende Abhandlung im Plane schon lange und in der Ausführung zum größten Teil bereits abgeschlossen war, so konnte auf diese Beziehungen leider nicht mehr eingegangen werden. Vgl. namentlich „Ordnungslehre" S. 26 Anm. 2. Dasselbe gilt für Rehmke's „Philosophie als Grundwissenschaft" (1910), die „das Allgemeinste im Gegebenen zu ihrem Gegenstand hat" S. 40. Zum Begriff des Gegenstandes vgl. C. Stumpf: Zur Einteilung der Wissenschaften. Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1906, Berlin 1907, S. 6 ff. Über Meinongs Gegenstandstheorie ebd. S. 40 ff.

trennt werden kann. Zwischen den Gegenständen bestehen sodann Beziehungen der Gleichheit, Verschiedenheit, Abhängigkeit, die in den Gegenständen und deren Beschaffenheiten wurzeln. Wir sehen davon ab, daß es Gegenstände verschiedener Ordnung geben kann, je nachdem ob dasjenige, was eine Beschaffenheit oder Beziehung hat, als Gegenstand betrachtet wird, oder diese Beschaffenheit oder Beziehung oder gar noch weitere Derivata als Gegenstände gelten. Die allgemeinsten Sachverhalte, die auf Grund dieser Bestimmungen möglich sind, lassen sich als ein Sein oder Bestehen von Gegenständen, Beschaffenheiten und Beziehungen, als ein Haben von Beschaffenheiten und Beziehungen und als ein Stehen in Beziehungen bezeichnen.

Zu einer Einteilung der Gegenstände gelangen wir am einfachsten durch eine Analyse der an ein Zeichen gebundenen Bedeutungsrichtungen. Jedes Zeichen kann, wie schon Wilhelm v. Occam[1]) gewußt hat, nach drei Richtungen auf Gegenstände hinweisen. Erstlich auf sich selbst, das ist die grammatische Bedeutungsrichtung, wie wir sie kurz mit Rücksicht auf das wichtigste Darstellungsmittel nennen wollen. Zweitens auf die Bedeutung oder den Begriff, wodurch die Beziehung des Zeichens auf Gegenstände hergestellt wird, und die wir als logische Bedeutungsrichtung bezeichnen. Drittens auf ein Objekt, an das auf Grund des Zeichens gedacht werden soll, das ist die objektive Bedeutungsrichtung. Auf die Schwierigkeiten, welche dieser Analyse aus der Natur gewisser Zeichen, wie z. B. der Konjunktionen, erwachsen, brauchen wir nicht einzugehen, wenn wir uns auf diejenigen Zeichen beschränken, welche die größte Zahl von Bedeutungsrichtungen aufweisen. Auf unbezeichnete Gegenstände aber, die eine besondere Gruppe neben den bezeichneten bilden könnten,

1) Vgl. Prantl: Geschichte der Logik III 340f. Bei Wilhelm v. O. findet sich auch schon die Reduktion der 10 aristotelischen Kategorien auf substantia, qualitas et respectus (Prantl ebd. S. 372), die gelegentlich auch von Aristoteles selbst angegeben worden ist (Prantl, ebd. I 190).

haben wir keine Rücksicht zu nehmen, sofern wir die Darstellung als eine wesentliche Seite der Wissenschaft betrachten. Die Objekte unterscheiden wir von den Gegenständen dadurch, daß wir sie eine Art derselben, die durch Ausschluß der Begriffe und Zeichen entsteht, bilden lassen. Welcher Gegenstand durch ein Zeichen angegeben werden soll, ist durch besondere Bestimmungen, die der einen oder der anderen Sphäre angehören, in der Darstellung erkennbar. Das Wort Mensch kann an sich sowohl eine grammatische als auch eine begriffliche oder objektive Bedeutungsrichtung haben. Wenn aber Sätze gebildet werden, wie: der Mensch ist ein Substantivum, der Mensch ist ein Gattungsbegriff, der Mensch denkt, so ist in jeder dieser Aussagen nur eine der drei Bedeutungsrichtungen in Kraft getreten.

Wir erhalten nun für jede dieser drei Arten von Gegenständen kategoriale Bestimmungen, die den oben angegebenen entsprechen. So wollen wir die Beschaffenheit der Zeichen als Kennzeichen oder Charakter und die Beziehung zwischen ihnen als ein Verhältnis benennen. Der Begriff hat Merkmale als Beschaffenheiten und steht zu anderen Begriffen in einem Verhältnis (wir sind genötigt, dasselbe Wort für die Beziehung der Zeichen und der Begriffe zu gebrauchen, weil wir keine besonderen Ausdrücke dafür zur Verfügung haben). Dem Objekt endlich schreiben wir eine Eigenschaft zu und eine Relation zu anderen Objekten. Ebenso differenzieren sich die Sachverhalte. Die Seinsart der Begriffe ist das Gelten[1]), die der Objekte das Dasein. Für die Zeichen steht hier wiederum kein eigentümlicher Ausdruck zur Verfügung. Man kann von einem Repräsentativsein derselben sprechen. Bei der Verwandtschaft der Zeichen mit den realen Objekten kann auch das Dasein von ihnen ausgesagt werden.

---

1) Vgl. dazu Leo Ssalagoff: Vom Begriff des Geltens in der modernen Logik (Heidelberger Dissertation 1910), der darauf hinweist, daß Lotze das Wort „gelten" zum erstenmal in dem spezifischen Sinne einer besonderen Seinsart gebraucht hat.

Die letzte Wurzel aller Objekte liegt in der Erfahrung. Aber freilich, sowohl die Ideal- als auch die Realwissenschaften bleiben nicht bei ihr stehen, sondern gehen nach verschiedenen Richtungen darüber hinaus. Dadurch erhalten wir drei Hauptarten von Objekten: die wirklichen, die idealen und die realen Objekte. Die erste Klasse umfaßt die Bewußtseinstatsachen, deren Daseinsart das Gegebensein oder Gegenwärtigsein ist[1]). Die zweite Klasse umfaßt die durch Abstraktion, Kombination oder Modifikation entstandenen und der Erfahrung gegenüber verselbständigten, starr gewordenen, a priori gesetzten Gegenstände, deren Grundlage aber mehr oder weniger durchsichtig in den Wirklichkeiten des Bewußtseins zu finden ist. Ihre Daseinsart wollen wir in Ermangelung eines besonderen Namens als das ideale Dasein bezeichnen. Wir rechnen dabei zu den Idealwissenschaften nicht nur die Mathematik, sondern auch solche Disziplinen, wie die Ethik und Ästhetik, sofern sie sich mit einem reinen und in diesem Sinne idealen ethischen und ästhetischen Verhalten beschäftigen. Die dritte Klasse endlich umfaßt die Objekte, deren Setzung und Bestimmung uns zum Problem geworden ist. Auch sie werden nur auf Grund des „Gegebenen" angenommen, mit dem sie jedoch in dauernder Abhängigkeitsbeziehung bleiben, und können darum auch als a posteriori gesetzt bezeichnet werden. Ihre Daseinsart nennen wir die Existenz[2]).

---

1) Das Wort Bewußtseinstatsache bezeichnet nicht nur Ausgangsgegenstände der Psychologie, darf also nicht mit dem erscheinenden Psychischen äquipollent gesetzt werden. Ich habe dafür früher den Namen „Erlebnis" gebraucht (vgl. Philos. Stud. VII 394ff. VIII 311ff.) und werde ihn auch hier gelegentlich verwenden. Der Ausdruck „Vorstellungsobjekt", den Wundt in die Erkenntnistheorie eingeführt hat, um diejenigen Bewußtseinstatsachen zu benennen, die sowohl für die Psychologie als auch für die Naturwissenschaft in Betracht kommen, ist hier zu eng.

2) Die scharfsinnige Untersuchung von Otto Selz (Existenz als Gegenstandsbestimmtheit. Münchener philosophische Abhandlungen 1911 S. 255ff.) unterscheidet nicht zwischen Dasein und Existenz,

Bei der nahen Beziehung, die zwischen wirklichen und realen Objekten besteht, kann auch von einem Gegebensein der realen Objekte geredet werden, sofern sie für ein Bewußtsein da sind, und von einem Existieren der wirklichen, sofern in ihnen Reales enthalten ist. Doch ist die Existenz nicht an die Vergegenwärtigung der realen Objekte gebunden. Vielmehr ist die Unabhängigkeit des realen Daseins von

---

zwischen wirklichen und realen Objekten, kann aber sonst als grundlegend betrachtet werden. In seiner Logik des Existenzialbegriffes hat Karl Marbe (Vierteljahrsschrift für wiss. Philos. 36 S. 139ff.) eine größere Mannigfaltigkeit von Existenzialbegriffen aufgewiesen und dabei die Ansicht vertreten, daß nur existierende Gegenstände als real bezeichnet werden, wobei er in der Realität ein Merkmal erblickt, „das die Philosophen denjenigen Gegenständen beilegen, denen sie zugleich großen Wert beilegen" (S. 192f.). Es versteht sich hiernach von selbst, daß wir eine abweichende Auffassung vertreten. Reale Objekte haben für uns die besondere Daseinsart der Existenz. Existieren heißt somit für uns nichts anderes als real sein. Die vulgäre Mannigfaltigkeit der Bedeutungen des Wortes Existenz kann uns nicht hindern, einen engeren technischen Begriff mit diesem Namen zu verbinden. Wenn Marbe aus der verschiedenen Bestimmung des Realen zu schließen scheint, daß dieser Ausdruck nur einen Wert bezeichne, so läßt sich das in bezug auf unseren Begriff des Realen nicht behaupten. Einen sich mit dem unsrigen viel mehr berührenden spezifischen Begriff der Existenz hat übrigens Marbe in seiner Kritik der Ziehenschen Erkenntnistheorie vertreten (Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. Bd. 23 S. 244). Vgl. auch A. Dyroff: Über den Existenzialbegriff, 1902. — Das Gegebene umfaßt nach uns die wirklichen Objekte, die vollen Erlebnisse, an denen noch keine Scheidung in subjektive und objektive Bestandteile oder Seiten erfolgt ist, ist also mit den „idealen Gegenständen" nicht identisch, die von Dürr zu einem Erkenntnisakt in Beziehung gesetzt werden. Vgl. seine „Erkenntnistheorie" (1910) S. 324 und 330 Anm. 3. Einen ganz anderen Begriff des Gegebenen vertritt Rehmke (a. a. O. S. 84ff.), wonach das Gegebene Wirkliches und Nichtwirkliches umfaßt und das Gegebensein des Gegebenen überhaupt das einzige unangreifbar Gewisse für jedes Bewußtsein bedeutet. Vgl. über die verschiedenen Bedeutungen des Gegebenen die klar analysierende Abhandlung von K. Groos: Beiträge zum Problem des Gegebenen. Zeitschr. f. Philos. u. philos. Krit. Bd. 130 S. 75ff.

der Repräsentation im Bewußtsein, wie wir später sehen werden, eines der Kriterien, die zur Realisierung an dem Gegebenen führen. Auch das ideale Dasein ist nicht an die Vergegenwärtigung der idealen Objekte gebunden. Die Eigenschaften und Relationen der letzteren bleiben, was sie sind, auch wenn kein Bewußtsein sie denkt oder vorstellt. Sie gleichen darin den Begriffen und ihrer Geltung, für die vornehmlich Bolzano und Husserl diese Unabhängigkeit von einem aktualisierenden Bewußtseinsvorgange dargetan haben. Aber sie unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkte von den realen Objekten. Sie haben kein selbständiges Geschehen, es ändert sich nichts an ihnen, wenn sie sich selbst überlassen sind. Ihr Dasein ist sozusagen ein statisches, nicht ein dynamisches, wie das der wirklichen und realen Objekte. Sie verhalten sich wie Skelette oder ausgestopfte Tiere, denen kein Leben innewohnt, oder wie Marionetten, mit denen man hantieren muß, wenn sie in Bewegung geraten sollen. So konnten die Eleaten und Platon für ihre idealen Objekte die Unveränderlichkeit behaupten.

Wie wir schon bemerkt haben, besteht eine Verwandtschaft zwischen den Zeichen und den realen Objekten, sofern jene als Gegenstände für sich, unabhängig von ihrer Zeichennatur, betrachtet werden. Als Lautäußerung oder als Schriftbild, als Geste oder als mimische Bewegung kann das Zeichen zu einem Gegenstande realwissenschaftlicher Untersuchung werden. Nur die eigentliche Zeichenfunktion ist es, die den Zeichen eine Sonderstellung innerhalb der Gegenstände anweist, die sie befähigt, andere Gegenstände zu vertreten oder auf sie hinzudeuten. In diesem Sinne werden sie der Gegenstand einer besonderen Wissenschaft, der Semasiologie, die zum größten Teile noch ein unerfülltes Postulat ist[1]).

Auch zwischen den Begriffen und den idealen Objekten

---

1) Die eingehendste historische und systematische Behandlung der hierher gehörenden Fragen finde ich in der viel zu wenig beachteten „Weltanschauungslehre" von H. Gomperz, II 1907.

besteht eine unverkennbare Verwandtschaft[1]), sofern jene aus den usuellen Bedeutungen der Zeichen durch genauere Abgrenzung oder Determination entstandene Gegenstände sind. Wir unterscheiden deshalb zweckmäßigerweise zwischen funktionellen und gegenständlichen, zwischen unfixierten und fixierten Bedeutungen. Jene sind die im Gebrauche der Zeichen sich von selbst ausbildenden Zuordnungen zu Gegenständen. Ihre Besonderheit liegt, wie bei den Zeichen, in ihrer Funktion. Sie sind nicht Gegenstände, aber sie bilden die Brücke zu ihnen. Die gegenständlichen und fixierten Bedeutungen dagegen sind eine Klasse der Gegenstände, die aus Bedeutungen in ähnlicher Weise hervorgegangen sind, wie die idealen Objekte aus dem Gegebenen, und deren Seinsart, wie wir bereits bemerkt haben, mit dem idealen Dasein Berührungspunkte aufweist. Immerhin sind sie nach Ursprung, Beschaffenheiten und Beziehungen verschieden voneinander. Daraus erklärt es sich, daß die Wissenschaft von den Bedeutungen und den auf sie gegründeten Formen und Methoden der Darstellung, die Logik, eine Ausnahmestellung einnimmt und nicht mit der Mathematik und anderen Idealwissenschaften auf eine Stufe gestellt werden kann[2]).

Mit den wirklichen Objekten, mit dem Gegebenen, Vorgefundenen, mit den Bewußtseinstatsachen beschäftigt sich die deskriptive Psychologie, auch Phänomenologie genannt. Hier wird zwischen Phänomenalem und Realem nicht geschieden, während die erklärende Psychologie gerade darauf ausgeht, diesen Unterschied zu berücksichtigen und ein psy-

1) Natürlich können die Begriffe mit Rücksicht auf ihre Aktualisierung auch in die Sphäre der wirklichen Objekte geraten. Dasselbe gilt für die Zeichen als Bewußtseinstatsachen.

2) Dazu vgl. auch die klärenden Ausführungen von H. Rickert (Logos II S. 74 ff.), wo besonders das Verhältnis der Logik zur Mathematik behandelt und gezeigt wird, daß man im „Idealen" durchaus Unterschiede zu machen habe. In diesen Betrachtungen werden namentlich der Begriff und das ideale Objekt nach unserer Terminologie einander gegenübergestellt. Wir kommen bei der Besprechung des objektiven Idealismus auf diese Frage zurück.

chophysisch oder psychisch Reales herauszuarbeiten, und somit zu den Realwissenschaften gehört.

Der Ausdruck Realwissenschaft darf nicht so verstanden werden, als ob in einer solchen Wissenschaft nur von realen Objekten gehandelt werde. Die praktische Einteilung der Wissenschaften ist nicht einfach nach Gegenständen orientiert, sondern dient verschiedenen Gesichtspunkten, wie namentlich Stumpf gezeigt hat[1]). Insbesondere muß die Richtung auf reale Objekte von selbst dazu führen, entsprechende Wirklichkeiten hereinzuziehen, da nur von ihnen aus eine Realisierung möglich ist. Man nennt deshalb die Realwissenschaften auch Erfahrungswissenschaften. Idealwissenschaftliche Bestimmungen spielen gleichfalls eine große Rolle, wie das Beispiel der mathematischen Naturwissenschaft lehrt. So ist es begreiflich, daß sich die Abgrenzung der wissenschaftlichen Untersuchung nach der Zusammengehörigkeit der Gegenstände in der Forschung richtet und nicht nach den hier aufgestellten Gesichtspunkten reinlich vollzieht. Die Sprachwissenschaft ist teils Zeichenlehre, teils Phänomenologie, teils Ideal-, teils Realwissenschaft und zieht auch die Bedeutungen in den Kreis ihrer Behandlung. Deshalb ist der Begriff der Realwissenschaft ein Abstraktum oder eine denominatio a postiori.

3. Begriff und Objekt.

Für das Problem der Realität ist kaum eine Unterscheidung wichtiger, als die zwischen Begriffen und Objekten als besonderen Klassen von Gegenständen des Denkens. Manche Erkenntnistheoretiker glauben mit wirklichen und idealen Objekten auskommen zu können, wenn sie die Begriffe noch zu Hilfe nehmen. Soll in der empirischen Wissenschaft über den unmittelbaren Bestand des Bewußtseins hinausgegangen werden, so darf diese Transzendenz nach ihnen als eine Begriffsbildung beurteilt werden. Darum muß auf die Eigenart der Objekte, insbesondere der realen Objekte, gegenüber den Begriffen

1) A. a. O.

ausdrücklich hingewiesen und damit die Sonderstellung der ersteren in der Wissenschaft dargetan werden.

Wir knüpfen dabei an das schon (S. 12) gestreifte Gesetz der spezifischen Geltung der Prädikationen für ihre Gebiete an. Nach diesem Gesetz können die Gegenstände spezifisch nur durch Beschaffenheiten und Beziehungen bestimmt werden, die ihrer eignen Sphäre angehören. Man darf daher den Inhalt eines logischen Begriffs, wie z. B. Gattung, nicht durch Objektseigenschaften bestimmen. Ebensowenig darf man einem Objekt grammatische Kennzeichen oder einem Zeichen begriffliche Merkmale beilegen. So kann ein Substantiv nicht blau oder hart, nicht Substanz oder Akzidenz, nicht im logischen Widerspruch mit anderen Zeichen sein. Ebenso haben die Urteile keinen Kasus und keine Flexion, keine Ausdehnung und Dauer. Diese grundlegende Gesetzmäßigkeit wird durch den äquivoken Gebrauch der Sprache verdeckt, ist aber bei genauerer Analyse der gemeinten Gegenstände jederzeit erkennbar. Hobbes hat ihre allgemeine und prinzipielle Wichtigkeit für die Geltung der Urteile erkannt. Er unterschied vier Klassen möglicher Gegenstände: die Körper, die Akzidenzien, die Ideen und die Namen. Die ersten beiden Klassen entsprechen (wenn auch unvollständig) unseren Objekten, die Ideen unseren Begriffen und die Namen unseren Zeichen. Er erklärte nun jede prädikative Bestimmung eines Gegenstandes der einen Klasse durch Beschaffenheiten, die einer der anderen Klassen entnommen seien, für unzulässig und die so gebildeten Urteile für falsch. Unsere Kategorien sind allgemeiner und geben für die hier in Rede stehende Gesetzmäßigkeit eine einwandfreiere Grundlage. Sie gilt nämlich nur für die drei Klassen im Verhältnis zueinander, nicht für die allgemeineren Gegenstandsbestimmungen. Diese dürfen vielmehr jederzeit auch zu Prädikationen von Zeichen, Begriffen und Objekten verwandt werden.

Gegen keine Regel wird in der Darstellung häufiger und leichter verstoßen, als gegen das Gesetz von der spezifischen Geltung der prädikativen Bestimmungen für ihre Sphäre. So kann ein mathematischer Physiker die Atome und Moleküle

und die aus ihnen bestehende Materie als Begriffe bezeichnen, von der Energie als einer Zahl reden u. dgl. m. Damit pflegt dann freilich die Aussage über diese Gegenstände gar nicht vereinbar zu sein. Wenn z. B. die Größenordnung eines Wasserstoffatoms bestimmt wird, so kann das Atom kein Begriff sein. Begriffe haben keine Größenordnung. Dieser innere Widerspruch beweist freilich noch nicht, daß die Annahme realer Objekte, einer realen Materie, realer Körper und ihrer Teile, einer realen Energie berechtigt ist, kann aber dazu dienen, auf die Intention der Forscher hinzuweisen und die daraus entspringenden logischen Anforderungen zum Bewußtsein zu bringen.

Der Unterschied zwischen Begriff und Objekt läßt sich auch im Einzelnen überall verfolgen. Jeder Begriff setzt sich aus einem oder mehreren Merkmalen zusammen, die nichts anderes sind als notwendige und hinreichende Bedingungen für die Zuordnung von Zeichen und Gegenständen. Die Objekte dagegen haben Eigenschaften, welche auch nicht materialiter mit jenen Merkmalen zusammenzufallen brauchen. Es gibt verschiedene Begriffe bei gleichem Objekt und verschiedene Objekte bei gleichem Begriff. Die Zuordnung von Gegenstand und Zeichen kann auf sehr verschiedenen Wegen durchgeführt werden, und es brauchen die Eigenschaften der gemeinten Objekte dabei nicht unmittelbar benutzt zu werden. Wenn ich z. B. blau als eine Empfindung definiere, die bei Einwirkung von Licht einer bestimmten Wellenlänge auf ein farbentüchtiges Auge entsteht, so habe ich keine spezifische Eigenschaft der wirklichen Empfindung blau zur Konstitution des Begriffs verwandt.

Auch noch in einer anderen Richtung ist zwischen Merkmal und Eigenschaft zu unterscheiden. Die Merkmale, die einen Begriff konstituieren, dürfen weder zufällig noch überflüssig sein. Darum ist die in der Logik geläufige Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen als eine Überschreitung der zwischen Begriff und Objekt gesetzten Grenzen zu beanstanden. Begriffe sollen keine un-

wesentlichen Merkmale enthalten, sondern nur solche, die als notwendige und hinreichende Bedingungen einer Zuordnung zwischen Zeichen und bezeichneten Gegenständen betrachtet werden können. So hat die Unterscheidung nur den Wert einer Warnungstafel oder ist ein Hinweis darauf, daß verschiedene Begriffe verschiedene Merkmale haben und diese für den einen Begriff wesentlich, für den anderen unwesentlich erscheinen können. Bei Objekten dagegen pflegen als wesentliche Eigenschaften diejenigen anerkannt zu werden, die an allen Objekten einer bestimmten Art vorkommen, während die unwesentlichen sich nur bei bestimmten Exemplaren finden. Aber die letzteren können hier nicht fehlen, ihre Ausschaltung zu fordern hat hier keinen Sinn. Beides wird nun miteinander vermischt, wenn man den Begriff als das Wesen der Objekte faßt. Das, was allen Menschen zukommt, braucht für das einzelne Exemplar dieser Gattung nicht wesentlicher zu sein, als was ihm allein eignet. Bei Objekten sollte man nur von allgemeinen und speziellen Eigenschaften in diesem Sinne reden. Damit soll nicht bestritten werden, daß gewisse Eigenschaften eines Objektes wesentlicher sind als andere, sofern bestimmte Gesichtspunkte der Beurteilung angewandt werden. Diese Gegenüberstellung hat jedoch gerade für die Begriffe und ihre Merkmale keine maßgebende Bedeutung, weil die eindeutige Bezeichenbarkeit nicht die Rücksicht zu sein pflegt, nach der man die wesentlichen von den unwesentlichen Eigenschaften absondert[1].

Der Unterschied zwischen Eigenschaften und Merkmalen setzt sich auch in die Bestimmung der Objekte und der Begriffe hinein fort. Die Definition eines Begriffs besteht in der Angabe seiner Merkmale, die Bestimmung eines Objekts in der Angabe seiner Eigenschaften. Dabei ist zwischen einer

1) Wenn man z. B. mit Kant das „Wesen" als das erste innere Prinzip der Möglichkeit eines Dinges ansieht und somit als wesentliche Eigenschaft desselben eine dazu gehörige auffaßt, so ist das ein Gesichtspunkt, der das Verhältnis zu einer Bezeichnung gar nicht berührt.

erzeugenden oder schaffenden und einer bestimmenden oder darlegenden Definition wohl zu unterscheiden. Jene ist Sache der Willkür und darum von dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit beherrscht. Sie führt einen neuen Begriff ein, indem sie entweder ein altes Zeichen mit einer neuen Zuordnung zu Gegenständen versieht oder ein Zeichen für diesen Zweck erfindet. Solche Definitionen sind weder richtig noch unrichtig, weil sie sich nicht auf einen bereits feststehenden Sachverhalt beziehen lassen. Sie bringen eine Willenserklärung zum Ausdruck und können daher als Vorschriften, Anweisungen, Postulate oder Normen betrachtet werden[1]). Die bestimmenden Definitionen dagegen suchen eine unfixierte oder nicht genügend fixierte Bedeutung, die durch den Gebrauch den Charakter einer gesetzmäßigen Zuordnung bereits angenommen hat, diesem ihrem Charakter entsprechend zu fixieren. Das Verhältnis zu dem geltenden Sinne eines Zeichens entscheidet hier über die Richtigkeit und Unrichtigkeit der Definition. Eine solche Definition hat materiale Wahrheit wie andere Behauptungen auch. Diesen beiden Arten der Definition entsprechen zwei Arten der Objektsbestimmung: die Konstruktion eines Objekts und seine Beschreibung. Durch jene wird ein Objekt erzeugt, durch diese ein vorhandenes Objekt geschildert. Es ist nun leicht ersichtlich, daß zwischen der schaffenden Definition und der Konstruktion eines Objekts bei aller Verwandtschaft des Prozesses ebenso ein wesentlicher Unterschied bestehen muß, wie zwischen der bestimmenden Definition und der Beschreibung eines Objekts. Die Konstruktion eines Objekts verleiht einer Abstraktion oder einer Kombination von Eigenschaften ein selbständiges Dasein, während die schaffende Definition nur eine neue Zuordnung herstellt und dabei die Gegenstände voraussetzt, auf die sie sich richten soll. Die Beschreibung eines Objekts erstrebt

1) In der Logik wird vielfach nur diese Art der Definition berücksichtigt, so namentlich in der mathematischen Logik. Vgl. z. B. Couturat in der Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften I Logik S. 183 ff.

Vollständigkeit, die bestimmende Definition begnügt sich mit den notwendigen und hinreichenden Bedingungen der Zuordnung. Die Beziehung der Eigenschaften zu ihren Objekten ist eine ganz andere, als die der Merkmale zu ihren Begriffen.

Derartige Abweichungen lassen sich nun auch bei sonstigen Aussagen über Begriffe und Objekte aufzeigen. So steht jedes Begriffsurteil unter dem Grundsatz der Widerspruchslosigkeit, nach dem alle logischen Operationen, alle Beziehungen zwischen Begriffen miteinander vereinbar sein müssen. Widerspruch zeigt stets an, daß eine Falschheit vorliegt. Widerspruchslosigkeit begründet die logische Möglichkeit eines Begriffs oder eines anderen Gebildes der Darstellung. Daneben gibt es noch einen Grundsatz, der die logische Notwendigkeit bestimmt. Wir wollen ihn den Grundsatz der logischen Zusammengehörigkeit nennen. Er ist dem früher viel behandelten Satze vom Grunde nahe verwandt. Einen ganz anderen Charakter trägt die objektive Möglichkeit und Zusammengehörigkeit bzw. Notwendigkeit. Seit Crusius und Schopenhauer verschiedene Arten des Grundes angegeben, seit Joh. von Kries und A. Gallinger[1]) den Begriff der objektiven Möglichkeit genauer analysiert haben, weiß man, daß von einem Widerspruch und einer Widerspruchslosigkeit bei Objekten nicht zu reden ist, und

1) Die sorgfältige Untersuchung dieses Forschers, die weiter unten (S. 226) zitiert ist, geht auf den hier gemeinten spezifischen Begriff der objektiven Möglichkeit, die mit der realen nicht zusammenfällt und das Genus für sie ist, in gründlicher Bedeutungsanalyse ein. Dabei gelangt auch G. zu einer anderen Bestimmung für den Umkreis dessen, was er als das möglich-Sein bezeichnet, als der Angabe der Logik über die Möglichkeit von Begriffen, indem er es als ein „sachlich partiell-motiviert-Sein" charakterisiert. Es wird damit der Einsicht Rechnung getragen, daß es eine im strengen Sinne so zu nennende objektive Möglichkeit nicht gibt. Die Kehrseite, die logische Möglichkeit, behandelt H. Pichler in seiner scharfsinnigen Schrift: Möglichkeit und Widerspruchslosigkeit, 1912. Im Anschluß an Leibniz wird hier die Widerspruchslosigkeit mit Einschränkungen, auf die wir nicht einzugehen brauchen, als Kriterium der logischen Möglichkeit beibehalten.

daß Begründung und Kausalität zwar in einem allgemeinen Abhängigkeitsverhältnis ihre gemeinsame Wurzel haben, aber daneben gewichtige spezifische Differenzen aufweisen.

Auch in der Logik ist der Unterschied von Begriffs- und Objektsurteilen, wenn auch unter anderem Namen, seit Erdmanns Logik vom Jahre 1892, seit Riehls Beiträgen zur Logik und seit von Kries' Unterscheidung von Real- und Beziehungsurteilen zum Durchbruch gekommen[1]). Vorbereitet haben sie bereits Hume[2]) und J. St. Mill[3]), indem sie die in Urteilen hervortretende unmittelbare Intention auf Objekte aufgezeigt haben[4]). Sie verdient in der Tat bei einer Darstellung der Logik allenthalben berücksichtigt zu werden. Die Behauptung der Möglichkeit eines objektiven Vorganges z. B. wird dadurch motiviert, daß es Bedingungen gibt, welche ihn erlauben, oder keine, die ihn verbieten, oder daß er sich schon einmal ereignet hat, oder daß ähnliche Vorgänge stattgefunden haben oder stattfinden. Die logische Möglichkeit eines Begriffs oder einer Schlußoperation dagegen hängt von solchen Umständen nicht ab, sondern beruht auf

---

1) Die Abhandlungen der letztgenannten Forscher erschienen in demselben J. 1892 in der Vierteljahrsschrift f. wiss. Philos. Bd. 16. Riehls Beiträge zur Logik sind 1912 in 2. Ausg. herausgekommen.

2) Abhandlung über die menschl. Natur I. Deutsch von Lipps 1896 S. 129 f.

3) System der deduktiven und induktiven Logik. Deutsch v. J. Schiel 2. Aufl. 1862 I S. 27.

4) Nach J. Geyser (Grundlagen der Logik und Erkenntnislehre, 1909 S. 34 f.) ist die „Unterscheidung von intentio prima (Intention auf einen realen Gegenstand) und intentio secunda (Int. auf einen Begriff als solchen)" „der neueren scholastischen Logik ... ganz geläufig." Daß der Unterschied von Begriff und Objekt auch psychologisch zur Geltung kommt, haben H. J. Watt (Archiv f. d. ges. Psychol. IV 289 ff.) und A. Messer (ebd. VIII 148 ff.) nachgewiesen. Watt hat ihn nicht ausdrücklich hervorgehoben, aber er liegt seiner ganzen Arbeit zugrunde und läßt sich aus den Tabellen erkennen. Man kann freilich auch ein ganzes Buch über „das Wesen des Begriffs und des Begreifens" durchsehen, ohne auf diesen Unterschied zu stoßen.

der Widerspruchslosigkeit der zusammengefaßten Merkmale oder Urteile.

Ebenso weisen andere Unterschiede auf die Notwendigkeit hin, die logischen und die objektiven Gesichtspunkte voneinander zu trennen. Die neue Lehre von den Beurteilungen läßt sich nur dann einwandfrei durchführen, wenn man Urteils- und Sachverhaltsbeurteilungen auseinanderhält. Bejahung und Verneinung sind ebenso wie die problematischen, assertorischen und apodiktischen Aussagen Urteilsbeurteilungen, insofern sie über die Geltung eines primären Urteils eine Behauptung fällen. Aber es kann auch die Möglichkeit, Tatsächlichkeit und Notwendigkeit und manche andere Bestimmung von Sachverhalten ausgesagt werden. Diese Unterscheidung gewinnt für unser Problem eine besondere Bedeutung, wenn es sich um objektive, im Unterschiede von begrifflichen Sachverhalten handelt. Auch die Schlußlehre muß Urteils- und Sachverhaltsschlüsse voneinander trennen. Die traditionelle Logik hat sich nur mit den Urteilsschlüssen beschäftigt. Innerhalb der Sachverhaltsschlüsse aber werden wiederum die logischen Sachverhalte und die objektiven besondere Arten bilden. Die Realisierung ist in gewissen Fällen ein Schluß, und zwar ein objektiver Sachverhaltsschluß.

Diese durchgehende Differenz zwischen den Begriffen und Objekten besteht für alle Arten der letzteren. Doch ist sie, wie wir schon früher bemerkt haben, bei den idealen Objekten am wenigsten ausgesprochen. Keinesfalls darf hiernach daran gedacht werden, die realen Objekte, die Körper der Naturwissenschaft, die Seele oder die psychischen Vorgänge des Psychologen und die metaphysischen Wesenheiten als Begriffe zu bestimmen und damit lediglich vergegenständlichte Bedeutungen in ihnen zu erblicken. Man übersieht dabei zugleich, daß alle Bedeutungen Gegenstände zum Korrelat haben. Wenn daher von Begriffen gesprochen wird, erhebt sich sofort die Frage, auf welche Gegenstände sie zu beziehen sind. Wir haben drei Arten von Gegenständen kennen gelernt und können darum auch drei Arten von Begriffen aufstellen: die

grammatischen, auf Zeichen zielenden, die logischen und die Objektsbegriffe. Zu der ersten und zweiten Klasse können die realen Objekte nach den Aussagen, die über sie erfolgen, nicht wohl gezählt werden. Aber auch die wirklichen Objekte, an die man vielleicht noch denken könnte, um ein Ziel für jene Begriffe zu gewinnen, können dafür nicht herangezogen werden, weil der Inhalt dessen, was in einem realen Objekt gedacht wird, nicht mit bestimmten Bewußtseinstatsachen zur Deckung gebracht werden kann. Die Begriffe von Körpern, Kräften, Massen u. dgl. haben, wenn sie auch auf Grund von Bewußtseinsinhalten ausgebildet sind, andere Objekte als diese Inhalte zu Korrelaten. Daß diese endlich auch nicht unter den idealen Objekten gesucht werden können, zeigt vor allem der große Unterschied in der Bildung und Erforschung beider Arten von Objekten. Man braucht nur die Geometrie mit der Kristallographie zu vergleichen, um sich die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Untersuchung bei idealen und realen Objekten zu vergegenwärtigen. So bleibt nichts übrig als anzuerkennen, daß die sogenannten Begriffe der Realwissenschaften auf besondere Objekte, nämlich auf die realen, hinweisen und nur unter dieser Voraussetzung überhaupt verstanden werden können. Begriffe von realen Objekten sind mit anderen Worten nur denkbar, sofern reale Objekte selbst vorausgesetzt und anerkannt werden.

Wir werden nach diesen Erörterungen die Tatsache hinnehmen müssen, daß neben den Wirklichkeiten des Bewußtseins und den idealen Gegenständen der Idealwissenschaften[1]), neben den Begriffen und den Zeichen eine besondere Klasse von Objekten in den Naturwissenschaften, in den Geisteswissenschaften und in der Metaphysik angenommen und erforscht wird, die zu ihr eigentümlichen Methoden der Unter-

1) Auf eine genauere Gliederung der Idealwissenschaften, wie sie von Stumpf in seiner inhaltreichen, oben (S. 10) zitierten Abhandlung „Zur Einteilung der Wissenschaften" durchgeführt ist, brauchen wir hier nicht einzugehen. Vgl. S. 245.

suchung, zu speziellen Objektsbegriffen und -urteilen geführt hat. Schon die vorwissenschaftliche Reflexion hat derartige Gedanken ausgebildet. Der naive Realismus des praktischen Menschen unterscheidet mit voller Bestimmtheit zwischen einer Vergegenwärtigung der Naturgegenstände, der Mitmenschen und ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten und diesen selbst. Auch er weiß bereits, daß das Dasein für das Bewußtsein nicht mit der Existenz des bewußt gewordenen Objekts zusammenfällt. Ebenso kommt er nicht leicht in Versuchung, die Erzeugnisse der Phantasie und des Denkens mit den sich hart im Raume stoßenden Sachen zu verwechseln. Die Setzung von Realitäten, die allgemeine Form der Realisierung teilt er mit dem kritischen Realismus der Realwissenschaften. Der Unterschied zwischen beiden liegt nur in der Bestimmung der realen Objekte. Der naive Realismus überträgt die in der Vergegenwärtigung der realen Gegenstände, namentlich in der Sinneswahrnehmung, erscheinenden Eigenschaften auf die Gegenstände selbst. Das strengere Kriterium der Realisierung pflegt er nicht anzuwenden, zumal es für die Verständigung unbequem wäre[1]). In dieser Hinsicht gibt es ja auch in den Realwissenschaften selbst Grade. Die sog. beschreibenden Naturwissenschaften, die Mineralogie, Botanik, Zoologie, bedienen sich gleichfalls unbedenklich der Sinnesqualitäten zur Charakteristik der von ihnen behandelten Objekte. Jedenfalls sind diese Unterschiede in der Bestimmung der Realitäten von untergeordneter Bedeutung gegenüber der Tatsache, daß der Standpunkt des Lebens sich mit demjenigen zahlreicher Wissenschaften in der Annahme solcher Objekte deckt.

Angesichts dieser Sachlage gehört viel dazu, um diesen Realismus zu erschüttern. Wer eine so verbreitete, im Feuer der wissenschaftlichen Arbeit vieler Jahrhunderte und in den praktischen Bedürfnissen und Verhaltungsweisen aller denkenden Wesen bewährte Anschauungsweise zu Fall bringen will,

1) Vgl. meine Einleitung in die Philosophie 5. Aufl. S. 150.

muß schon über sehr starke Motive und Gründe verfügen. An Bewußtseinserscheinungen hat noch kein Erkenntnistheoretiker gezweifelt. Selbst die Skeptiker[1]) haben deren Tatsächlichkeit anerkannt, und seitdem sind sie zu einem Bollwerk geworden, das auch dem ärgsten Zweifler zu widerstehen vermochte. Ebensowenig ist den idealen Objekten ihre Daseinsberechtigung bestritten worden. Man mochte wohl über ihre Entstehung und über die Methode ihrer Erforschung, auch über ihre Anwendung und den Geltungsgrad der über sie aufgestellten Behauptungen streiten. Aber niemand ist es eingefallen, die besondere Natur der idealen Objekte anzutasten oder aufzuheben. Den Zeichen und ihren Bedeutungen ist erst recht niemand mit dieser Absicht zu Leibe gegangen. Mag auch der Mißbrauch der Worte oft und scharf getadelt worden sein, mag auch das Schwanken und Schillern der Bedeutungen eine herbe Kritik herausgefordert und gefunden haben, die Tatsache, daß es Zeichen und daß es Bedeutungen bzw. Begriffe gibt, die ihre besonderen Funktionen im Haushalt des Geistes zu verrichten haben, hat keiner unter all den rücksichtslosen Kritikern der Sprache und des an sie geknüpften Sinnes geschmälert oder geleugnet. Nur bei den realen Objekten sind — freilich nur vereinzelt — Stimmen laut geworden, die ihre Sonderexistenz bestritten und sie auf andere Klassen von Gegenständen zurückzuführen suchten. Man fragt sich unwillkürlich, was dazu veranlassen konnte. Die ernsthaften Gründe, die gegen eine Setzung von Realitäten geltend gemacht werden können, werden wir in unserer Kritik des Konszientialismus und des objektiven Idealismus zu würdigen haben. Aber es gibt auch allgemeine Tendenzen, Neigungen und Zeitströmungen, die einer Realisierung entgegenstehen. Mit diesen Imponderabilien, die keine eigentliche Widerlegung finden können und auch nicht als förmliche Argumente geltend gemacht werden, wollen wir uns gleich im nächsten Abschnitt dieser Einleitung bekannt machen und auseinandersetzen.

---

1) Vgl. Sextus Empiricus: Pyrrhoneae inst. 2, 7. 10.

4. Die antirealistischen Tendenzen.

Wenn wir von antirealistischen Tendenzen sprechen, so meinen wir damit unwillkürliche Annahmen und Voraussetzungen, die das Denken auch in der Philosophie bestimmen können, oder Ideale und Ziele, die der Lebens- und Weltanschauung eine dem Realismus abträgliche Richtung geben. Wir können im ganzen acht solcher Tendenzen anführen.

1. Zu ihnen gehört zunächst die in die Anfänge der neueren Philosophie zurückgehende Auffassung, daß die Mathematik der Typus aller Wissenschaft sei, und daß eine Wissenschaftstheorie sich darauf beschränken dürfe, das Verfahren und die Grundlagen der Mathematik zu studieren und zu verwerten. Wenn sich die Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts auf diesen Standpunkt stellten, so hatten sie dazu gute Gründe. Sie standen unter dem Eindruck einer überwältigenden Entwicklung der Mathematik und ihrer Anwendungen auf die Naturwissenschaft, während alle anderen Wissenschaften nur erst anfingen, sich zu einer zuverlässigen Methode der Forschung durchzuringen. Trotzdem blieb bei Descartes und seinen Nachfolgern der Realismus unbeanstandet. Das mathematische Gewand, das sie ihren Lehren gern anzogen, war eine äußerliche Form, die auch bei anderen als mathematischen Gegenständen der Erkenntnis eine unerschütterliche Gewißheit zu verleihen versprach. Erst Kants Erkenntnistheorie machte auch die Gegenstände der Realwissenschaften zu idealen Objekten, indem er den Einfluß apriorischer Funktionen auf ihre Bestimmung aufzuzeigen suchte. So ist seine Erkenntnistheorie bei der einseitigen Orientierung an der Mathematik und ihren Anwendungen eine Theorie der Idealwissenschaften geworden[1]). Im 19. Jahrhundert hat sich diese Tendenz namentlich bei A. Comte und bei den Neukantianern erhalten, trotzdem die empirischen Naturwissenschaften und die Geisteswissenschaften sich inzwischen stattlich und selbständig entwickelt hatten. Die Vernachlässigung des für die

1) Vgl. meine Ausführungen in: Immanuel Kant 3. Aufl. 1912.

Erfahrungswissenschaften charakteristischen Realisierungsverfahrens ergibt sich aus dieser ausschließlichen Einstellung auf die mathematischen Disziplinen von selbst. Auch da, wo sich in der mathematischen Naturwissenschaft der Einfluß der Erfahrung stärker geltend macht und eine Beziehung auf reale Gegenstände unverkennbar hervortritt, wird die Verwandtschaft mit den idealen Objekten der reinen Mathematik infolge dieser Tendenz ausschließlich berücksichtigt.

2. Damit verbindet sich eine andere, gleichfalls antirealistische Tendenz, nämlich die Richtung auf Exaktheit, Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit, auf unbedingte Zuverlässigkeit und Gewißheit aller wissenschaftlichen Erkenntnis. Mathematik und mathematische Naturwissenschaft haben uns daran gewöhnt, die höchsten Anforderungen an die Strenge der Beweisführung, an einen logisch befriedigenden systematischen Aufbau, an eine lückenlose Ableitung aller Erkenntnis aus letzten Voraussetzungen von unmittelbar evidenter oder forderungsartiger Beschaffenheit, an eine notwendige und hinreichende Begründung aller Behauptungen in der Wissenschaft zu stellen. Aber auch auf anderen Gebieten, wie z. B. in der Philologie und in der Geschichtswissenschaft, wird das Ideal peinlicher Sorgfalt und Akribie in der Rezension eines überlieferten Textes, in der grammatischen Untersuchung stilistischer Formen, in der Kritik und Interpretation der Quellen aufgerichtet und hochgehalten. Unzureichend belegte Vermutungen und Annahmen, unsichere Ansätze, zweifelhafte Ergebnisse, spekulative Erklärungen pflegen deshalb grundsätzlich aus der Arbeit der Einzelwissenschaften ausgeschlossen und, wo sie vorkommen, verurteilt zu werden. Die immanente Logik der eingeführten Begriffe und die treue Wiedergabe der dem Bewußtsein sich darbietenden Tatsachen, das sind die hauptsächlichsten Aufgaben und Kriterien, die in der heutigen Einzelwissenschaft eine unbedingte Anerkennung finden. Dabei gilt für das Verfahren mit idealen Objekten die strenge Festhaltung an den einmal eingeführten Bestimmungen und die beweiskräftige Deduktion, wo sie möglich ist, als

ein unverbrüchliches Gesetz ihrer Untersuchung und Darstellung.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es als bedenklich, hypothetische Bestimmungen über hypothetische Realitäten einzuführen und zuzulassen. Offenbar wird mit solcher Transzendenz dem Belieben und der Willkür Tür und Tor geöffnet. Man braucht sich ja nur die verschiedenen Theorien zu vergegenwärtigen, die über solche Objekte aufgestellt worden sind. Man denke etwa an die Lehre von der Abstammung der Organismen in ihren mannigfachen Fassungen und Begründungen oder an den nicht endenwollenden Streit der Ansichten über das Verhältnis zwischen Leib und Seele oder an die mehrfach gewagten Versuche einer Erklärung der Gravitation oder an die abweichenden Annahmen über den Ursprung der Sprache usw. Offenbar ist die Unsicherheit über die hier bestehenden Möglichkeiten, die annähernd gleiche Berechtigung verschiedener Realisierungen angesichts desselben Tatbestandes eine Folge davon, daß der allein tragfähige Boden wissenschaftlicher Erkenntnis, die Wirklichkeit des Bewußtseins, die Gesetzmäßigkeit der Begriffe und der idealen Objekte, bei der Setzung und Bestimmung der Realitäten verlassen worden ist. So entsteht die Neigung, alle Realisierungen als phantastische Spekulationen zu verwerfen und sich lediglich an die Tatsachen und deren Schilderung in den Erfahrungswissenschaften zu halten.

Gegenüber dieser antirealistischen Tendenz genügt es, auf dreierlei zu verweisen. Erstlich sind die Erfahrungswissenschaften als bloße Beschreibungen von Beobachtungstatsachen gar nicht zu verstehen. Sie müßten eine reine Phänomenologie in dem früher bestimmten Sinne werden, wenn sie auf alle Transzendenz verzichten sollten. Die Reinigung von dieser würde einen radikalen Bruch mit den bewährten Methoden und Ergebnissen bedeuten. Zweitens ist auch die bloße Beschreibung von Tatsachen keine so exakt durchführbare Leistung, daß sie den oben bezeichneten Idealen gerecht zu werden vermöchte. Es gibt auch unabhängig von

der gerügten Transzendenz Hypothesen und Annahmen, die eine mehr oder weniger große Unsicherheit in die Wissenschaft hineintragen. Drittens ist die Realisierung keineswegs ein für allemal dazu verurteilt, mit unveränderlicher Unsicherheit behaftete Meinungen in die Welt zu setzen. Die Geschichte aller Realwissenschaften zeigt, daß gewisse Theorien widerlegt und andere mehr und mehr gestützt werden können. Wir sehen davon ab, daß die Idealwissenschaften in ihren Axiomen unbewiesene Voraussetzungen aufstellen, die allem, was von ihnen abhängt, auch nur eine hypothetische Gültigkeit verleihen.

3. Eine weitere antirealistische Tendenz erwächst der Gegenwart aus der Wertschätzung der unmittelbar vorgefundenen Wirklichkeit, der zum Bewußtsein gelangenden Tatsachen der Außenwelt. Im 17. und 18. Jahrhundert hat sie ebenso wie zu Anfang des 19. (wenigstens in Deutschland) nicht bestanden. Die Ausbildung einer mechanistischen Weltanschauung unter der Führung der neueren Naturwissenschaft erschloß damals ein Reich der Gedanken, das nicht von dieser Welt des Bewußtseins war, das weder empfunden noch sinnlich vorgestellt werden konnte. Hier vollzog sich ebenso wie in der Metaphysik der rationalistischen Denker eine Trennung von der vollen Erfahrung des Lebens. Das Prinzip der Subjektivität der Sinnesqualitäten machte die Natur zu einer farblosen, klang-, duft- und geschmacklosen, der Lust und des Leides, der Wärme und der Kälte entbehrenden, schematischen Mannigfaltigkeit von Gedankendingen, die bloß von räumlichen und zeitlichen Bestimmungen erfüllt, von abstrakten Kräften und starren mathematischen Gesetzen beherrscht war. Auch die dazutretende biologische Wissenschaft stellte sich in den Dienst einer solchen Betrachtungsweise, die nur dadurch etwas verhüllt wurde, daß man eine besondere Kraft für die Lebenserscheinungen einführte. Selbst die Psychologie wurde von Herbart nach dem Muster der naturwissenschaftlichen Mechanik behandelt und damit ihr Schwerpunkt, ihr eigentlicher Halt und Sinn in ein unbewußtes Seelenreich versenkt. Auch erkenntnis-

theoretisch wurde die Wirklichkeit damals als etwas Zufälliges und Verworrenes gering geschätzt, sofern nicht die Linien einer klaren und notwendigen Verstandeseinsicht sich in sie eingegraben hatten[1]).

Gegen diese wirklichkeitsfremde Richtung hat sich namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine energische und erfolgreiche Reaktion Bahn gebrochen. Der Reiz des wirklichen Lebens forderte sein Recht. Nicht wie wir die Welt denken, wenn wir von allen Sinnesqualitäten absehen, sondern als ein dem Bewußtsein Gegebenes, als ein Inbegriff von Empfindungen ist sie nun zum Gegenstande des Genusses und der ästhetischen Bewertung, zum Objekte der Erkenntnis und der philosophischen Würdigung geworden. Wir brauchen uns nicht mehr in ein transzendentes Gebiet zu wünschen und zu flüchten, da die volle Erfahrung einer unmittelbar erlebten Wirklichkeit eine ausreichende Befriedigung gewährt und einen letzten, in sich selbst ruhenden Tatbestand bildet. So ist das Bewußtsein mit seinen Inhalten der feste Boden, aus dem wir alle unsere Kraft ziehen und über den wir nicht ohne Einbuße an Sicherheit und Fülle des Besitzes uns erheben können. Mit seinen Gaben gesättigt haben unsere Ideen und Begriffe allein Sinn und Wert. Eine Tagesansicht verlangte für die Wirklichkeiten des Bewußtseins in jeglicher Gestalt die Anerkennung, daß in ihnen vollständig und ausschließlich das wahrhaft Seiende gegeben sei. Die Psychologie wurde zu einer Bewußtseinswissenschaft, die den Begriff des Unbewußten als unvollziehbar brandmarkte und sich allein auf die unmittelbare Evidenz der inneren Wahrnehmung stützen zu können und zu wollen erklärte. Sie war damit zugleich zu einer Lehre vom wahrhaft Seienden geworden und konnte sich als Philosophie und Metaphysik gebärden. Der Psychologismus, der alle Wissenschaft zu einem Derivat der Psychologie zu machen suchte, war ein natürliches Ergebnis dieser

1) Vgl. meine Einleit. in d. Philos. 5. Aufl. S. 29ff. Die Philos. d. Gegenwart in Deutschl. 5. Aufl. S. 129ff.

antirealistischen Tendenz. Alle bisherige Realisierung mußte dieser wirklichkeitsfreudigen Auffassung als eine graue Theorie erscheinen, die unnötigerweise den grünen Baum des Lebens entblättere und gar keinen Ersatz für diesen biete[1]).

Auf die erkenntnistheoretische Bedeutung dieser Tendenz einzugehen, müssen wir uns für eine spätere Gelegenheit vorbehalten. Wir wollten hier nur eine Zeitströmung charakterisieren. Daß es sich um eine solche und nicht um eine rein theoretisch zu beurteilende Auffassung handelt, zeigt nicht nur das frühere abweichende Verhalten, sondern auch die Tatsache, daß wir im Begriffe stehen, eine Richtung auf das Transzendente wieder einzuschlagen und mit Hingabe zu verfolgen. Sine ira et studio betrachtet, liegt die Sache so, daß weder der Bewußtseinswirklichkeit noch einer darüber hinaus gesetzten und bestimmten realen Welt die Daseinsberechtigung zu versagen ist. Der erste Schritt in das Reich des Realen ist, wie wir später sehen werden, inhaltlich keine Entfernung von dem Gegebenen, und so liegt kein Grund vor, diesem Realen einen anderen Wert zuzuschreiben. Die Erkenntnistheorie könnte und sollte sich von den sicherlich nie zu eliminierenden Unterschieden in der Bewertung der Wirklichkeit und der Realität für das Leben freimachen.

4. Die Kehrseite der eben besprochenen Tendenz bildet die Vernachlässigung und relative Geringschätzung des Intellekts, des Verstandes, des Denkens und ihrer Leistungen. Die englische Philosophie hatte schon im 18. Jahrhundert alle Gedanken auf Gegebenheiten in der Erfahrung zurückzuführen gesucht. Unsere Begriffe haben hiernach nur insofern einen positiven Gehalt, als sie sich auf Tatsachen der inneren oder äußeren Wahrnehmung beziehen lassen. Kant hatte sich sodann in seiner Weise dieser Lehre angeschlossen, indem er Begriffe ohne Anschauung leer nannte und eine Erkenntnis nur von Gegenständen der möglichen Erfahrung als berechtigt

1) Aus dieser Tendenz heraus wird auch die Bergson'sche Philosophie verständlich. Vgl. R. Kroner im Logos I S. 138.

ansah. Damit war die Selbständigkeit des Denkens für die Wissenschaft trotz aller Apriorität seiner Formen bereits erheblich eingeschränkt worden. Wenn sich nun gar herausstellen sollte, daß der Verstand die Wirklichkeit des Gegebenen gar nicht in sich aufzunehmen und in adäquaten Begriffen zu fixieren vermochte, mußte sein Wert für die Wissenschaft auf die niedere Stufe eines unvollkommenen Darstellungsmittels herabsinken. Schon ein Mystiker, wie Hamann, hatte die Unzulänglichkeit aller Begriffe für die Erfassung der Wirklichkeit behauptet, und so ist es auch jetzt wieder üblich, den Leistungen des Verstandes zu mißtrauen und ihnen eine untergeordnete Stellung in der Rangordnung der wissenschaftlichen Bedürfnisse und Ergebnisse einzuräumen. Es wird ihnen die Fähigkeit abgesprochen, die Tatsachen, das A und O aller Erkenntnis, ungeschmälert und ungetrübt zum Ausdruck zu bringen. Sie abstrahieren von wesentlichen Momenten und Bestandteilen der Erfahrung, sie trennen Zusammengehöriges, verfestigen den schöpferischen Fluß des Geschehens zu starren Leblosigkeiten und Gleichförmigkeiten. Höchstens eine praktische Bedeutung kann ihnen zugestanden werden, insofern sie bestimmte Geschehnisse voraussehen und berechnen lassen.

Auch in der modernen Psychologie wußte man mit dem Denken zunächst nichts anzufangen. Die Assoziationslehre erblickte darin einen nach den Gesetzen des mechanischen Vorstellungsverlaufs sich vollziehenden Vorgang und bestritt das Vorhandensein unanschaulicher Gegebenheiten neben den Vorstellungsbildern. Weder die Struktur noch die Dynamik des Denkens schienen besondere Eigentümlichkeiten darzubieten. Dann aber durfte man ihm auch nicht Leistungen von besonderem Werte zuerkennen und zutrauen, die nicht von beliebigen Vorstellungen und deren automatischer Verknüpfung ebensogut vollbracht werden konnten. War von erkenntnistheoretischer Seite die selbständige Bedeutung der gedanklichen Ergebnisse bestritten worden, so wurde hier von naturwissenschaftlich gerichteten Psychologen alle Eigentümlichkeit des Denkens als eines Bewußtseinsvorganges aufgehoben. Beides mußte die

Gegnerschaft gegen die Realisierung unterstützen. Denn diese steht und fällt als Forschungsverfahren mit der Anerkennung einer selbständigen Funktion des Denkens. Ein wahrhaft Seiendes, das nicht in der Wirklichkeit des Bewußtseins schlicht gefunden werden kann, sondern aus ihr auf mehr oder weniger umständlichen Wegen erst herausgearbeitet werden muß, läßt sich nur denken, nicht als Empfindung oder Vorstellung unmittelbar erleben. Atome und Moleküle, positive und negative Elektrizität, Massen und Energien, historische Persönlichkeiten und Ereignisse, Charaktere und Talente, die chemischen Elemente und ihre Verbindungen, die Weltkörper und die Lebensprozesse sind nun und nimmer Bewußtseinsinhalte. Alle Prädikationen, welche die Wissenschaft in reicher Fülle über solche Gegenstände fällt, werden sinnlos, sobald wir Empfindungen oder Vorstellungen für sie einzusetzen versuchen[1]). Aber wir sind auch weit entfernt davon, unsere wahrnehmbare körperliche Umgebung, die Stadt, in der wir leben, die Berge und Bäume, die wir sehen, die Menschen, mit denen wir verkehren, für bloße Sinneseindrücke zu halten. Wir schreiben ihnen Existenz zu, auch wenn sie nicht in unserem Bewußtsein repräsentiert sind, ja wir legen ihnen Eigenschaften bei, die wir selbst an ihnen nicht erleben und vielleicht nicht einmal erleben können. Wir scheuen uns nicht, Länder und Weltteile, Völker und Personen als bestehend anzuerkennen, von denen wir überhaupt keine unmittelbare Erfahrung gewinnen. Damit all das für uns vorhanden sei, bedarf es aber des Denkens als einer Funktion, die sich auch solche Gegenstände zu vergegenwärtigen vermag. So muß die Geringschätzung des Intellekts, die Verständnislosigkeit für die Eigentümlichkeit seiner Betätigungen und Gegenstände zu einer gegen die Realisierung gerichteten Haltung führen.

Soweit es sich auch hier um eine bloße Tendenz handelt, werden wir diese Beurteilung des Denkens nicht zu schwer

1) Vgl. meine Schrift: Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft 1910 S. 20f.

zu nehmen brauchen. Es versteht sich von selbst, daß die Entdeckung neuer Tatsachen von grundlegender Bedeutung die Erfahrung, in der sie sich vollzog, in besonders hellem Lichte erstrahlen läßt, und daß erst das Bedürfnis nach theoretischer Bewältigung des neugefundenen Materials wieder die Gedankenarbeit zu Ehren bringt. Dieser Wechsel in der von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten unabhängigen Bewertung des Verstandes und seiner Funktionen kann die theoretische Unentbehrlichkeit der Gedanken in jeder Phase wissenschaftlicher Forschung und Darstellung nicht berühren. Seit dem neuen Jahrhundert ist auch die Psychologie wieder bemüht, der Denktätigkeit und den Gedanken die volle Daseinsberechtigung zu erkämpfen. Die Mosaikstruktur des Seelenlebens und der Automatismus seiner Inhalte erweisen sich immer mehr als Ergebnisse unzureichender und einseitiger Versuche, den Reichtum der psychischen Erlebnisse einzufangen und auszudrücken[1]).

5. Eine fünfte antirealistische Tendenz hängt mit dem Apriorismus und Idealismus der modernen Erkenntnistheorie zusammen. Diese Richtung bereitete sich schon im Altertum durch die Einsicht vor, daß unsere Wahrnehmung mit subjektiven Elementen durchsetzt sei und daher keinen Anspruch darauf erheben dürfe, die realen Beschaffenheiten der Objekte erfassen zu können. Das Prinzip der Subjektivität der Sinnesqualitäten, das schon von Demokrit formuliert worden ist, bildete eine Vorstufe dieses Apriorismus und Idealismus. Aber auch die sogenannten primären Qualitäten der Körper, ihre räumlichen, zeitlichen und dynamischen Beschaffenheiten wurden bald von dem gleichen Gesichtspunkte getroffen, und als vollends Kausalität und Substanz, Zahl und Realität, Möglichkeit und Notwendigkeit ebenfalls als Bestimmungen a priori erschienen und dem erkennenden Geiste einverleibt wurden, konnten Apriorismus und Idealismus für die Gesamt-

1) Vgl. meinen Vortrag: Über die moderne Psychologie des Denkens. Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Tehnik VI. Jahrgang 1912. S. 1070—1110.

heit der Erfahrungswissenschaft als alleingültige Theorie der Erkenntnis proklamiert werden. Ob man dabei die Formen der Anschauung und des Denkens psychologisch oder transzendental auffaßte, ist für die antirealistische Tendenz dieser Lehre unwesentlich. In jedem Falle trat das erkennende Subjekt nicht voraussetzungslos, nicht als ein leeres Gefäß, sondern a priori bestimmend und gesetzgebend an die Gegenstände heran. Auch gab es nach dieser Lehre keinen Weg, sich von der Wirksamkeit dieser Formen zu befreien und zur reinen Erfassung der Objekte an sich zu gelangen.

Eine besondere Unterstützung fand diese Tendenz durch den Wert, den das erkennende Subjekt dadurch für die Wissenschaft gewann. Wenn wir selbst die wissenschaftliche Erkenntnis schaffen, den Gegenständen ihre Gesetze vorschreiben und unsere Begriffe und Grundsätze als ordnende Gesichtspunkte in das Chaos der Erfahrungen hineintragen, dann erhalten wir eine Superiorität über die Gegenstände, dann geht ein idealer Zug eigenen Findens, Gestaltens und Wirkens durch unsere Forschung und Erkenntnis. Damit schien der Primat der praktischen Vernunft mit seiner Autonomie des Gewissens auch in die wissenschaftliche Tätigkeit einzudringen und der Idealismus des Wollens und der Sittlichkeit seinen verklärenden Schimmer auch über das theoretische Verhalten zu breiten. Wir gehorchen unseren eigenen, von uns selbst aufgestellten und anerkannten Gesetzen, wenn wir uns für das Gute entscheiden und wenn wir der Wahrheit dienen. Zugleich wurde die Wissenschaft mit dieser Auffassung in eine enge verwandtschaftliche Beziehung zur künstlerischen Produktion gebracht. Auch sie war ein Schaffen nach eigenen Normen geworden, auch sie richtete sich nicht einfach nach einer vorbildlichen Erfahrung, die sie bloß zu kopieren hätte, auch ihre Werke beanspruchten als selbständige Leistungen des menschlichen Geistes gewürdigt zu werden. So trat neben das Gute und Schöne das Wahre als ein Wert gleichen Ursprungs und prinzipiell gleicher Bedeutung. Endlich konnte auf diesem Wege ein Einheitsbedürfnis der menschlichen Vernunft, das schon für so viele

Monismen hat herhalten müssen, in der Erkenntnistheorie befriedigt werden. Die Kluft zwischen Ideal- und Realwissenschaften mußte sich schließen, wenn es gelang, alle Wissenschaft auf die Wirksamkeit apriorischer Funktionen und damit auf den Typus der Idealwissenschaft zurückzuführen.

So richtig es unzweifelhaft ist, daß unser Interesse zunächst an den Objekten haftet und nur zu leicht geneigt ist, alle Gegebenheiten der Wahrnehmung und des Denkens zu objektivieren, so ist doch in dem hier geschilderten Apriorismus und Idealismus die Besinnung auf den Anteil des Subjekts an den Bestimmungen über die Gegenstände auch bereits über die zulässigen Grenzen hinausgegangen. Diese Auffassung nimmt dem Erkennen überhaupt die adäquate Beziehbarkeit auf die Gegenstände. Wenn alle realen Objekte durch Formen als autonome Bestimmtheiten des Anschauens und Denkens aufgefaßt werden müssen und allein in dieser Weise zu Objekten für uns werden können, so gibt es nur noch ein Erzeugen von Gegenständen, nicht aber ein Erfassen dessen, was sie an sich sind und enthalten. Dann werden in der Tat die Realitäten, von denen die Realwissenschaften handeln, unsere Produkte, gleich den idealen Objekten der Idealwissenschaften. Wie das Kunstwerk auch bei einer Darstellung von Naturobjekten ein Neues neben und verschieden von ihnen ist, so werden auch die erkannten Gegenstände in freilich nicht näher angebbarer Weise von den zu erkennenden abweichen und einen in sich selbst ruhenden Wert bilden. Die Richtung auf ein wahrhaft Seiendes und Gewesenes ist dabei im Grunde ziellos geworden. Daß diese Ansicht, die durch den Parallelismus mit dem sittlichen Wollen und dem künstlerischen Schaffen besonders empfohlen wird, eine Realitätsbestimmung im Sinne der Einzelwissenschaften und einer sie ergänzenden Metaphysik ausschließt, liegt auf der Hand.

Es ist hier nicht der Ort, sich mit den erkenntnistheoretischen Richtungen des Apriorismus und Idealismus in wissenschaftlicher Weise auseinanderzusetzen, dagegen möchten wir bei aller Anerkennung des großen Wertes, den eine Aktivität

und Spontaneität des Geistes für viele Betätigungen und Zwecke desselben besitzt, darauf hinweisen, daß auch eine reine Einstellung auf einen von uns selbst verschiedenen Gegenstand, eine Selbstentäußerung in der Erforschung vorgefundener Tatsachen, ein volles Gerichtetsein auf einen Sachverhalt und seine Eigentümlichkeiten des Wertes nicht entbehrt. Damit ist selbstverständlich nichts über die Richtigkeit jener erkenntnistheoretischen Ansichten entschieden. Aber wenn es darauf ankommt, die stolze Autonomie des erkennenden Subjekts zu preisen und dadurch gegen den Realismus Stimmung zu machen, wird der Gedanke an den besonderen Wert eines rein objektiv orientierten Verhaltens geeignet sein, das voreilige Herabsinken der Wagschale zugunsten einer aprioristisch-idealistischen Betrachtungsweise zu verhindern. Die Stimmung, welche die großen Metaphysiker des 17. Jahrhunderts und die großen Naturforscher jener Zeit erfüllte, wird sicherlich besser getroffen, wenn wir sie uns als Wesen denken, die das vor ihnen aufgeschlagene Buch der Natur und des Weltalls mit ganz dem Inhalt zugewandten Sinn und Geist zu lesen und zu verstehen suchen und sich mit Andacht in die Geheimnisse, die sie erschließen wollen, vertiefen, als wenn wir in ihnen Forscher erblicken, die mit selbstgeschaffenen Gegenständen in selbstgenügsamer Produktivität schalten und walten.

6. In engem Zusammenhange mit der zuletzt geschilderten Tendenz steht eine sechste, ganz praktisch gerichtete und motivierte, die eine Befreiung von dem Zwang der Dinge erstrebt und alle menschlichen Ziele zum eigenen persönlichen Leben in eine unterordnende Beziehung bringt. Sind die objektiven Beschaffenheiten, die wir in der Wissenschaft zu ermitteln und zu beschreiben suchen, tatsächlich nur die Ergebnisse eigenen Schaffens, so haben wir keine Veranlassung, uns durch sie bedrängt und bedrückt zu fühlen. Sind wir selbst die Quellen der Naturgesetze, so stehen wir über und nicht unter ihnen. Die innere Freiheit, dieses höchste Gut der autonomen Persönlichkeit, kann uns nicht durch eine Welt verkümmert und eingeschränkt werden, die wir selbst erbaut und

eingerichtet haben. Mit besonderer Kunst und Eindringlichkeit hat Simmel diesen Gesichtspunkt für die Geschichtswissenschaft zur Geltung gebracht. Indem er das a priori des geschichtlichen Erkennens nachzuweisen unternimmt, glaubt er eine Freiheit von der Geschichte und ihrem Zwange, namentlich von der Gattungserbschaft begründen zu können. Wird die Geschichte von den dem erkennenden Geiste eigenen Kategorien souverän geformt, so hat der Geist dem Strome des Werdens selbst seine Ufer und seinen Wellenrhythmus vorgezeichnet. So bedeutet der Apriorismus zugleich eine Befreiung von der Gebundenheit durch Natur und Geschichte. Die Last der Vergangenheit braucht den nicht mehr zu drücken, der in ihr eine Konstruktion eigener Forschertätigkeit zu erblicken vermag, und die Natur ist keine finstere, drohende Macht mehr für den, der sie selbst erst geformt und damit erkannt hat.

Ebenso abträglich für den Realismus ist die individualistische Tendenz unserer Tage, die andere Seite der hier erwähnten praktischen Richtung. Aus einer sehr begreiflichen Opposition gegen die Vereinheitlichung und Angleichung aller Personen zu bloßen Exemplaren einer Gemeinschaft, eines Standes oder Berufs hervorgegangen, hat sie sich zu einer Gefahr für die Erfüllung derjenigen Aufgaben entwickelt, welche Selbstlosigkeit, volle Hingabe an die Sache und den Ausschluß subjektivistischer Neigungen und Auffassungen fordern. Einst hieß es: wer sein Leben verliert, d. h. in den Dienst einer großen Aufgabe stellt, wird es gewinnen. Jetzt wird die Pflege des persönlichen Lebens zum selbständigen und letzten Ziel erhoben. Diese Betonung des eigenen Wertes, diese Hervorkehrung individueller Gesichtspunkte, diese Richtung auf Selbstbetrachtung, Selbsterziehung und Selbsterhöhung, diese Versenkung in den Schatz seines Innenlebens und dieses Achten auf die geheimsten Regungen, Wünsche, Hoffnungen und Schicksale des eigenen an sich so bedeutungslosen Ich sind von der Stimmung weit entfernt, die wissenschaftliche Arbeit und erkenntnistheoretische Besinnung vorauszusetzen

und zu erzeugen pflegen. Dem Auge, das auf wahrhaft Seiendes eingestellt ist, taugt und geziemt es nicht, sich auf sich selbst zurückzuwenden und sich zum Zielpunkte seines Schauens und des Lichtes, das es empfängt, zu machen. Wer unverlierbare höchste Werte in seinem armseligen Selbst zu suchen oder zu verwirklichen geneigt ist, wird keinen unbefangenen Sinn für die nur in Selbstentäußerung gedeihende Realisierung haben.

Immerhin könnte wenigstens die Selbsterkenntnis, die psychologische Realisierung auf diesem Wege angebahnt werden. Nur würde sie sich auf gewisse Seiten der eigenen Persönlichkeit beschränken und ohne Leitung durch das wissenschaftliche Kriterium der psychologischen Realisierung einen zweifelhaften Gewinn für diese bedeuten. Im ganzen und großen aber scheint uns diese individualistische Tendenz eine letzte vergebliche Reaktion gegen den Anbruch einer neuen Lebensanschauung zu sein, die sich unaufhaltsam infolge des Wachstums der Anforderungen an unsere Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten vordrängt. Der Einzelne ist zu einem Rädchen in dem ungeheuren Getriebe einer Maschine geworden, deren letzten Sinn und Zweck er nicht kennt. Nicht auf die Pflege seiner Persönlichkeit, sondern auf die seiner Leistungsfähigkeit kommt es an. Unser Wert bestimmt sich nicht nach dem, was wir fühlen und hoffen, sondern nach dem, was wir sollen und tun. Ebensowenig dürfte sich die praktische Folgerung aus dem Apriorismus als haltbar erweisen. Die Natur und die Vergangenheit überwinden wir nicht durch die Einsicht in das aprioristische Wesen unserer Erkenntnis, sondern durch unablässigen Widerstand gegen die Gefahren, die sie in sich bergen. Die bitter-ernsten Konsequenzen, die ein kühnes Sichhinwegsetzen über ihre nur zu realen Einflüsse für den Aprioristen mit sich bringen würde, lassen das geistreich anmutige Spiel mit der Befreiung von Natur und Geschichte als ein solches durchschauen und nicht als eine ernst zu nehmende Theorie der Erkenntnis und des wirklichen Verhaltens beurteilen.

7. Eine weitere antirealistische Tendenz ist durch das Aufkommen und die großartige Entwicklung der Geisteswissenschaften begünstigt worden. Zwischen ihnen und den Naturwissenschaften schien ein Unterschied zu bestehen, wie zwischen Wirklichkeit und Abstraktion, zwischen individueller Tatsache und Generalisation. Dort die vollen konkreten Personen und Ereignisse in Vergangenheit und Gegenwart, der ganze Mensch, ein ganzes Verhalten desselben, die ganze menschliche Gemeinschaft, hier ein Herausgreifen einzelner Seiten, ein Verallgemeinern und Entindividualisieren. Kunst und Religion, Staat und Recht, Gesellschaft und Sprache waren individuelle Wirklichkeiten, deren Wert gerade in ihrer Besonderheit, in ihrer begrifflich nicht zu erschöpfenden Vielgestaltigkeit bestand. Der Reiz des Einmaligen haftete an den Gegenständen der Geisteswissenschaften im Unterschiede von der gesetzlichen Wiederholbarkeit der Naturerscheinungen. Ihre Bedeutung konnte nicht begriffen werden, wenn sie nur als Anwendungsfälle einer allgemeinen Regel und Gesetzmäßigkeit betrachtet wurden. So konnten die Geisteswissenschaften als die eigentlichen Wirklichkeitswissenschaften gelten und damit dem Realisierungsverfahren gänzlich entzogen scheinen, wie es in den Naturwissenschaften geübt wurde. Nur in ihnen meinte man die konkreten Einzeltatsachen als solche erfaßt und geachtet zu sehen. Hier schien das unmittelbare Gegebensein ohne begriffliche Verdünnung und Abschwächung zur vollen Geltung zu kommen, hier das geleistet zu werden, was nächste und wichtigste Aufgabe menschlicher Forschung genannt werden durfte, die Erkenntnis der lebendigen Individualität. Freilich mußte auch hier eine Auslese vollzogen werden, aber diese brauchte sich nicht auf eine Vernachlässigung der vollen Erfahrung zugunsten eines Gesetze suchenden Erkennens zu stützen, sondern benutzte dazu die in den Einzeltatsachen selbst sich ausprägenden, auf allgemeine Kulturzwecke hinweisenden Wertunterschiede. Man brauchte hier deshalb den Zufälligkeiten der konkreten Gestaltung nicht aus dem Wege zu gehen, man suchte sie nicht zu eliminieren,

sondern man trug ihnen, sofern sie wesentliche Bestandteile einer Wirklichkeit waren, ausdrücklich Rechnung. So knüpfte sich an das Verfahren der Geisteswissenschaften eine antirealistische Tendenz, die mit der naturwissenschaftlichen Realisierung alle Realisierung ausgeschlossen zu haben glaubte.

Wenn irgendwo, so zeigt sich an dieser Tendenz, wohin die einseitige Identifikation des Problems der Realität mit dem der Außenwelt geführt hat. Die Realisierung erhielt bei dieser Verengerung der Auffassung den ihr an sich gar nicht eignenden Charakter einer Entwirklichung, einer schematischen Konstruktion, der Herstellung einer leeren Form, aus der das warme, pulsierende Leben ausgetrieben war. Man übersah, daß auch in den Geisteswissenschaften allenthalben Realitäten gesetzt und bestimmt werden, daß auch hier das anschaulich gegebene empirische Material und die daraus gewonnenen Bestimmungen über den Menschen und sein Verhalten, über die Kulturgüter, die es hervorbringt, über die geschichtliche Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und der Völker zweierlei sind, und daß es daher hier ebenso eine für das Bewußtsein bestehende Wirklichkeit und eine davon verschiedene Realität gibt, wie für die Naturwissenschaft. Nicht minder wurde dabei das Verfahren der letzteren verkannt. Auch sie will eine Wirklichkeit verstehen lehren. Nicht das Allgemeine ist schlechthin ihr Ziel, sondern ein in der Wirklichkeit selbst anzutreffender Sachverhalt. Zur reinen Abstraktion, zum Begriff, zur Entfernung von dieser Wirklichkeit werden die Ergebnisse der Naturwissenschaft nur für den idealistischen Erkenntnistheoretiker, der die realistische Tendenz aller Naturwissenschaft geflissentlich übersieht.

8. Eine letzte antirealistische Tendenz ergibt sich daraus, daß eine andere Art von Realisierung, als die in den Realwissenschaften geübte Form derselben, vorgezogen und empfohlen wird. Unausrottbar wurzelt in der Philosophie aller Zeiten die Neigung zu einem besonderen Königswege, der in das eigentliche und tiefste Wesen alles Seienden hineinzuführen vermöge. Nicht auf der umständlichen Straße sinnlicher Er-

fahrung und wissenschaftlichen Denkens kann man nach dieser Auffassung zur höchsten Erkenntnis der Welt vordringen, sondern nur auf einem Geheimpfade, den nur wenige begnadete Geister kennen und auch sie nur selten zu betreten imstande sind. Ein unmittelbares Erleben, das sich zur ekstatischen Entrücktheit steigern kann, ein übersinnliches Schauen, eine volle Versenkung in Offenbarungen aus einer anderen Welt, ein Lauschen auf innere Stimmen, das etwa sind die Mittel, welche eine mystische Metaphysik für die Einsicht in das Reale bereithält und anwendet. Diese Methode scheint sich zugleich von der unmittelbar gewissen Wirklichkeit des Bewußtseins nicht erheblich zu entfernen. Denn zu einer solchen muß werden, was sich dem Mystiker soll erschließen können. Im übrigen wird auch hier die vollste Unbefangenheit, die Ausschaltung aller Voraussetzungen, Gesichtspunkte und Vorurteile, eine reine Selbstlosigkeit und ein konzentriertes Gerichtetsein auf das Wesen der Dinge als eine günstige Disposition für das Eintreten der erwarteten Aufschlüsse angesehen. Es gilt, wie Bergson sagt, die Erfahrung an ihrer Quelle aufzusuchen und sich damit in die Verfassung einer reinen Intuition zu bringen. Dazu ist freilich eine schmerzliche Anstrengung des Willens erforderlich, die nur wenige Menschen üben können.

Durch diese Lehre wird der Realismus der Wissenschaft zu einem Irrealismus. Der Mystiker verzichtet nicht auf eine Realisierung, aber er sucht sie in einer ganz anderen Form auszuführen, als die mit den kärglichen und bedenklichen Mitteln des Verstandes ihre Objekte setzende und bestimmende Erfahrungswissenschaft. Der Realismus der mystischen Metaphysik wird durch den Herzschlag des Erlebens und eine instinktive Erfassung der Wirklichkeit zum glücklichen Erfolge seltener Stunden. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das wird der intuitiven Versenkung in genialen Erleuchtungen beschert.

Eine regelrechte Diskussion dieses Realismus der Mystik ist nicht wohl möglich. Dazu fehlt es dem hier geübten Ver-

fahren an der Nachkonstruierbarkeit, der bewährten Grundlage aller Prüfung und Beurteilung. Soviele Berührungspunkte mit dem wissenschaftlichen Realismus auch bestehen mögen, so sind doch das Ziel und die Methode zu verschieden von denen der Mystik, als daß eine wirkliche Verständigung möglich wäre. Damit soll nicht bestritten werden, daß die Ergebnisse einer intuitiven Versenkung in die Gegenstände gelegentlich Entdeckungen sein können, die auch der späteren Beobachtung gewöhnlicher Sterblicher zugänglich werden. Aber ein lehrbares und zuverlässiges Realisierungsverfahren ist damit ebensowenig gewonnen, wie eine Sicherheit darüber, welche Bedeutung die erschauten Wesenheiten eigentlich haben.

Die Aufführung und Besprechung aller dieser antirealistischen Tendenzen soll und wird die genauere Untersuchung über die Berechtigung der gegen die Realisierung geltend zu machenden Argumente nicht ersetzen. Aber wir wollten nicht verfehlen, auch auf die unsichtbaren und unformulierten Bedingungen und Zusammenhänge hinzuweisen, die oft stärker als logisch zureichende Gründe die Annahme oder Ablehnung einer philosophischen Lehre bestimmen. Wir wollten damit zugleich eine Erklärung dafür erbringen, daß das auf den ersten Seiten aufgestellte Programm unserer Arbeit noch keinen Versuch einer einigermaßen vollständigen Behandlung erfahren hat. Die transzendentale Methode ist auf die besonderen Wege und Ziele der Realwissenschaften noch kaum angewandt worden. Möchte es den folgenden Bemühungen gelingen, darin einen Wandel hervorzubringen und zu einem fruchtbaren Sammelplatz erkenntnistheoretischer Einzelarbeit zu machen, was bisher ein herrenloses und wenig beachtetes Gebiet war!

I. Buch.

Die Zulässigkeit der allgemeinen Realisierung.

Will man die realen Objekte nicht als eine besondere Klasse anerkennen, und will man die Realisierung nicht als einen besonderen Prozeß der Setzung und Bestimmung von Objekten gelten lassen, so bleiben zwei Möglichkeiten übrig. Man kann die realen Gegenstände als Wirklichkeiten des Bewußtseins auffassen und von einem Prozeß der Realisierung überhaupt absehen. Dann wäre das Verfahren der Realwissenschaften ein phänomenologisches in dem früher festgestellten Sinne, und dann bestände ihre Aufgabe in der vollständigen Beschreibung von Bewußtseinsinhalten. Innerhalb derselben ließen sich Gruppen bilden, die auf engere Zusammenhänge bestimmter Inhalte miteinander gestützt wären. Diesen Standpunkt nimmt der Konszientialismus ein. Wie man sieht, setzt er an die Stelle der realen Objekte, deren Dasein vom Bewußtsein unabhängig ist, Gegenstände, die auf ein besonderes oder allgemeines Bewußtsein stets bezogen bleiben. Der objektive Idealismus dagegen ist völlig davon durchdrungen, daß der Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung kein Erlebnis ist, sondern erst erarbeitet werden muß. Der Nachdruck liegt daher bei ihm nicht auf den Objekten, vielmehr ist es der Prozeß ihrer Erkenntnis, der allein sein Interesse erweckt. Dieser Prozeß ist aber keine Realisierung. Die Gegenstände werden nicht vorausgesetzt, sondern konstruiert. So steht der Realismus zwischen zwei Feuern: das eine droht ihm seine besonderen Gegenstände zu verzehren, das andere den Prozeß zu ersticken, durch den er sich seiner Objekte versichert.

Prinzipiell betrachtet kann die Realität auch durch den Begriff und durch das Zeichen, die Realisierung durch die Begriffsbildung und durch die Benennung vertreten werden. Aber daran läßt sich im Ernst nicht wohl denken. Ein Zeichen ist das reale Objekt gewiß nicht, und es läßt sich auch kaum ein Weg ersinnen, auf dem es selbst nur mit einem Schein von Möglichkeit dazu würde. Aber auch die Begriffe kommen hierfür nicht in Frage. Zwar findet man gelegentlich eine Redeweise, die diese Ansicht nahelegt, wenn z. B. die Atome der Naturwissenschaft als Begriffe bezeichnet werden. Nach unseren früheren Abgrenzungen, die wir später noch zu ergänzen haben werden, muß dabei unter einem Begriff etwas anderes verstanden werden, als eine gesetzmäßige Zuordnung zwischen einem Zeichen und seinem Gegenstand. Das Wort Begriff bedeutet hier so viel wie ein Gedankending oder ein ideales Objekt. Dann aber dürfen wir von der besonderen Berücksichtigung dieses Standpunktes absehen. Die Undurchführbarkeit der Ansicht, die in den realen Objekten Begriffe in unserem Sinne erblickt, ergibt sich schon aus dem Versuch, den Prozeß der Realisierung als eine bloße Begriffsbildung auffassen zu wollen.

Unsere Aufgabe besteht im folgenden in einer Auseinandersetzung mit dem Konszientialismus und dem objektiven Idealismus. Die Zulässigkeit des Realismus wird, da sie alle gegen ihn möglichen Gründe enthalten, dadurch dargetan werden können, daß diese Gründe widerlegt werden. Zugleich werden wir die Unhaltbarkeit der gegnerischen Lehren aufzeigen. Wir werden dabei den Konszientialismus gegen den objektiven Idealismus und umgekehrt ausspielen können, da beide nicht nur den Realismus, sondern auch sich wechselseitig befehden. Eine besondere Rechtfertigung der Realisierung dagegen können wir uns hier sparen. Erstlich hat die Erkenntnistheorie nach unserer Anschauung nicht erst das Recht eines bewährten und allgemeingültigen wissenschaftlichen Verfahrens zu erweisen. Sodann aber wird unser zweites Buch die besonderen Gründe zu erörtern haben, die zu einer allgemeinen Realisierung

führen. Der Realismus befindet sich hier lediglich in der Defensive. Gelingt es ihm, die Angriffe abzuwehren, so hat er seine Position behauptet.

I. Kapitel. Prüfung des Konszientialismus.

Wir werden in diesem Hauptabschnitt zunächst so verfahren, daß wir die konszientialistischen Einwände gegen den Realismus im Sinne einer Setzung von Realitäten ohne systematische Einteilung einer eingehenden Würdigung unterziehen und nachher zum Schluß in einer Zusammenfassung die Lehre des Konszientialismus nach ihrer polemischen und nach ihrer positiven Stellung unter Benutzung eines die Vollständigkeit verbürgenden Einteilungsprinzips beurteilen.

Die Gründe gegen den Realismus sind nun folgende:

1. Die Evidenz der Wahrnehmung ist in den empirischen Wissenschaften als die einzige Trägerin einer Gewißheit der Erkenntnis anzusehen. Aber nur die Bewußtseinstatsachen haben sich ihrer zu erfreuen. Wenn es daher überhaupt eine Realisierung soll geben können, die nicht bloß unsichere Spekulation und willkürliche Meinung wäre, so muß sie auf einer Aussage der Wahrnehmung beruhen. Das bedeutet aber nichts Geringeres als eine Aufgabe des Unterschieds zwischen dem Realen und der Wirklichkeit des Bewußtseins.

2. Der Annahme eines Transzendenten stehen ferner auch logische Schwierigkeiten im Wege: a) Der Gedanke eines ungedachten Dinges an sich enthält einen offenkundigen Widerspruch. b) Der Gedanke einer vom Denken unabhängigen Realität schließt gleichfalls eine Kontradiktio in sich. c) Das Reale muß ein Bewußtseinsinhalt sein, wenn es überhaupt für uns da sein soll, denn wie könnten wir sonst davon wissen? Eine Transzendenz ist ein grundloses Verfahren.

3) Der letzten logischen Schwierigkeit kann man auch eine empirische Wendung geben, indem man den Solipsismus und die Immanenz für eine einfache Tatsache erklärt. Daß ich, der Erkennende, nur meine Bewußtseinsinhalte und sonst

nichts zur Verfügung habe, wenn ich über irgendwelche Gegenstände urteile oder an sie denke, ist genau so die Konstatierung eines Sachverhalts, wie diejenige, daß die Wiesen grün oder daß die Gefühle die letzten Grundlagen aller Bewertung sind.

4. Wenn es ein Reales gäbe, so müßte es ein Abstraktum oder ein Generale sein. Denn die Bestimmungen über die realen Objekte kommen ja nur dadurch zustande, daß man von gewissen Seiten oder Bestandteilen der Erfahrung absieht, z. B. von den Sinnesqualitäten bei der Bestimmung der Naturobjekte. Nun können Generalia oder Abstrakta keinerlei Existenz für sich beanspruchen. Folglich kann es auch kein Reales geben.

5. Alle unsere Gedanken gehen letzten Endes auf die Erfahrung zurück. Begriffe ohne Anschauung sind nach Kant leer. Demnach müssen auch die Gedanken von transzendenten Gegenständen einen empirischen Ursprung haben und damit auf Bewußtseinstatsachen zurückführbar sein. Darin allein kann zugleich ihr positiver Gehalt bestehen. Alles was darüber hinausgeht, ist eine überflüssige und unbegründete metaphysische Zutat.

6. Das Ideal der wissenschaftlichen Erkenntnis ist ihre Allgemeingültigkeit, Notwendigkeit und Gewißheit. Demnach ist alles Problematische, Hypothetische, Unsichere aus der Wissenschaft auszuscheiden. Nur was axiomatisch gewiß oder beweisbar ist, gehört in sie hinein. Die Setzung und Bestimmung von Realitäten kann nun weder ein Axiom genannt noch bewiesen werden. Also hat sie auch in der Wissenschaft keine Stelle in Anspruch zu nehmen.

7. Die wissenschaftliche Erkenntnis ist eine Handlung und hat sich als solche nach den Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit zu richten. Sie steht damit unter dem Prinzip der Ökonomie, nach dem alle überflüssigen Vermutungen und Annahmen aus dem Organismus der Wissenschaft auszustoßen sind. Nach diesem Prinzip der Einfachheit oder Sparsamkeit in der Verwendung von wissenschaftlichen Begriffen sind die Gedanken transzendenter Gegenstände als überflüssige Ver-

doppelungen der im Bewußtsein gegebenen Gegenstände zu beurteilen und zu eliminieren.

Die hier aufgeführten Argumente des Konszientialismus sind sämtlich in der Literatur irgendwie hervorgetreten und geltend gemacht worden. Aber sie sind nirgends in systematischer Vollständigkeit aufgeführt und erörtert. Namentlich hat man ihnen bisher nicht eine so allgemeine Bedeutung zuerkannt, daß sie jede Art von Realisierung unmöglich zu machen streben. Meist sind einige von ihnen nur gegen den naturwissenschaftlichen oder den metaphysischen Realismus vorgebracht worden, weil man von der unhaltbaren Ansicht durchdrungen war, daß in der Psychologie und den Geisteswissenschaften überhaupt keine Realisierung stattfinde. Wir wollen deshalb zum Schluß unserer Prüfung der konszientialistischen Gründe noch besonders die Frage aufwerfen, inwiefern auch die Psychologie und die Geisteswissenschaften als Realwissenschaften betrachtet werden dürfen, und welche Rolle der Konszientialismus in der Metaphysik spielt.

1. Die Evidenz der Wahrnehmung und ihre Beziehung zum Problem der Realität.

Schon von den Kyrenaikern wird uns berichtet, daß sie zwischen der Gewißheit der Sinneseindrücke, die sie anerkannten, und der Ungewißheit einer realistischen Beziehung der Empfindungen auf Naturobjekte außer uns als ihre Ursachen unterschieden hätten. Seitdem wird in der Erkenntnistheorie immer wieder als der archimedische Punkt betrachtet, auf den man alle Erfahrungswissenschaft zu gründen habe, daß ein unbezweifelbares Wissen in bezug auf die eigenen Bewußtseinsinhalte stattfinde. Die Skeptiker sogar haben davor Halt gemacht, indem sie nicht die Süßigkeit des Honigs, wie sie unmittelbar empfunden werde, bestreiten zu wollen erklärten, sondern ihre Skepsis nur gegen ein Ding, Honig genannt, das solche Beschaffenheiten an sich trüge, richten zu müssen behaupteten. Und als Augustin sich mit dieser Philosophenschule des Altertums auseinandersetzte, hat auch

er die volle Gewißheit derjenigen Erkenntnis betont, welche wir von den eigenen Erlebnissen unseres Bewußtseins haben. Dieselbe Richtung hat dann auch Descartes' „Cogito ergo sum" festgehalten, und bis in die modernste erkenntnistheoretische Literatur hinein finden wir die Selbstgewißheit der inneren Wahrnehmung als eine unerschütterliche Grundlage, als eine inappellable letzte Instanz in der Wissenschaft anerkannt. So gibt es nach Volkelt[1]) neben der Notwendigkeit unseres Denkens nur die Selbstgewißheit des Bewußtseins als eine schlechthin unbezweifelbare Stütze unserer Erkenntnis. Es wäre nach ihm sinnlos, eine Begründung dafür zu verlangen, daß ich ein völlig sicheres Wissen von meinen Bewußtseinstatsachen behaupten darf. Auch in der modernen Psychologie hat die Evidenz der inneren Wahrnehmung namentlich durch Brentano und seine Schule eine scharfsinnige Vertretung gefunden. Aus dieser ist die gründliche Untersuchung über den eigentlichen Sinn einer solchen Evidenz von H. Bergmann[2]) hervorgegangen.

a) Die Bedeutung der Selbstgewißheit des Bewußtseins.

Die beiden von uns bisher nicht ausdrücklich unterschiedenen Begriffe einer Evidenz der inneren Wahrnehmung und einer Selbstgewißheit des Bewußtseins fallen nicht ohne weiteres zusammen. Jener stellt sich in einen offenkundigen Gegensatz zu einer Nichtevidenz der äußeren Wahrnehmung, behauptet somit die Gewißheit lediglich für die Feststellung von Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlen u. dgl. m., also für die sogenannten psychischen Phänomene.

1) Die Quellen der menschlichen Gewißheit, 1906.

2) Untersuchungen zum Problem der Evidenz der inneren Wahrnehmung, 1908. Vgl. dazu die kritischen Bemerkungen von E. Dürr in seiner „Erkenntnistheorie", 1910 S. 27ff., die namentlich die psychologische Frage nach dem Wesen der innern Wahrnehmung erörtern und in ihr einen besonderen Akt erblicken, eine Ansicht, die auch wir vertreten.

Die Selbstgewißheit des Bewußtseins kann demgegenüber als der weitere Begriff gefaßt werden, insofern sie auch die physischen Phänomene als Bewußtseinsinhalte ansehen läßt. Für unsere erkenntnistheoretische Frage ist der weitere Begriff vorzugsweise in Betracht zu ziehen, weil und sofern er nicht von vornherein einen erkenntnistheoretischen Wertunterschied zwischen der Naturwissenschaft und der Psychologie voraussetzt. Auch ist die Beschränkung der Evidenz auf die innere Wahrnehmung, wie wir später (S. 73ff.) sehen werden, mit entscheidenden Gründen bestritten worden. Doch wird es schon hier von Vorteil sein, gerade auf die Evidenz der inneren Wahrnehmung etwas genauer einzugehen, um dadurch der Frage nach der Realisierung in der Psychologie vorzuarbeiten. Der Konszientialismus der Naturwissenschaft pflegt sich auf diese Bedeutung der Bewußtseinsinhalte für die Psychologie zu berufen und zurückzuziehen. Sollte sich daher zeigen, daß in der letztgenannten Wissenschaft die Rolle dieser Evidenz eine wesentlich bescheidenere und untergeordnetere ist, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte, so würde damit auch dem Konszientialismus in der Naturwissenschaft eines seiner wichtigsten Fundamente erschüttert werden.

Eine Evidenz der inneren Wahrnehmung pflegt nun zunächst bloß für den unmittelbar gegenwärtigen Gegenstand derselben behauptet zu werden. Nur von dem jetzigen Denken und Wollen, von den augenblicklich gegebenen Empfindungen und Vorstellungen kann hiernach erklärt werden, daß man von ihnen eine evidente Wahrnehmung habe. Das scheint bereits im Begriff der Wahrnehmung zu liegen, die als ein Erkenntnisvorgang bezeichnet werden kann, der sich auf unmittelbar gegenwärtige Gegenstände bezieht. Volkelt hat jedoch auch die Erinnerungsgewißheit in den Kreis der Evidenz gezogen. Die Gewißheit, diesen oder jenen Bewußtseinsinhalt erlebt zu haben, ist nach ihm genau von der gleichen Unmittelbarkeit und Unbezweifelbarkeit, genau von der gleichen Selbstverständlichkeit wie die Gewißheit, einen bestimmten Bewußtseinsinhalt jetzt eben zu erleben. Daran

können die von ihm bereitwillig zugegebenen Erinnerungstäuschungen, denen übrigens auch Wahrnehmungstäuschungen entsprechen, nichts ändern. Die moderne Entwicklung der Psychologie hat Volkelt darin recht gegeben. Denn sie läßt nicht nur eine Beobachtung unmittelbar gegenwärtiger Erlebnisse zu, sondern auch eine sogenannte rückschauende Beobachtung, welche die vorausgegangenen Erlebnisse zu ihrem Gegenstande macht[1]). Nur dadurch wird es ihr möglich, auch die Funktionen des Beachtens, Bewertens, Denkens und andere, die eine gleichzeitige Beobachtung ausschließen, in den Kreis der psychologischen Forschung zu ziehen. Es dürfte sich daher empfehlen, die Evidenz und Gewißheit nicht auf die unmittelbar gegenwärtigen Bewußtseinsinhalte einzuschränken, sondern in einem freilich nur bescheidenen Maße auch für vergangene Erlebnisse anzuerkennen.

Aber eines wird uns hier sofort auffallen müssen: der Ausdruck Gewißheit kann in doppelter Bedeutung genommen werden. Wenn man von einer objektiven, einer mathematischen Gewißheit redet, so meint man damit einen durch objektive Kriterien feststellbaren und kontrollierbaren Grad des Erkenntniswertes. Für sie ist es gleichgültig, ob sie von einem erkennenden Subjekt sicher oder unsicher, gewiß oder ungewiß genannt und empfunden wird. Mit der Evidenz der inneren Wahrnehmung, mit der Selbstgewißheit des Bewußtseins dagegen meint man nur diesen subjektiven Eindruck, den jemand von seinen eigenen Erlebnissen, von ihrem Stattfinden oder Stattgefundenhaben und von ihrer Beschaffenheit gewinnt. Dieser Eindruck braucht, wie Volkelt mit Recht hervorhebt, durch den Nachweis einer Täuschung nicht aufgehoben zu werden. Die objektive Gewißheit dagegen steht und fällt mit ihrer Richtigkeit. Darum begnügt sich die Wissenschaft, insbesondere auch die Psychologie, keineswegs mit der subjektiven Gewißheit. Diese hängt nicht nur von dem Sach-

1) Vgl. z. B. G. E. Müller im Ergänzungsband 5 der Zeitschr. f. Psychol. S. 68ff.

verhalt, auf den sie sich bezieht, sondern auch vom Temperament, von der jeweiligen Stimmung und Disposition, von den Erfahrungen und Grundsätzen einer Person ab. Der erkenntnistheoretische Wert dieser Gewißheit steht somit nicht hoch. Die Erfahrungswissenschaften suchen sich allenthalben durch zuverlässige Kontrollen gegen die Irrtümer zu schützen, denen man bei der Anwendung dieser Evidenz unterliegen kann[1]).

Es scheint freilich, daß die Vertreter der Evidenz der inneren Wahrnehmung unter ihr etwas anderes verstehen, als ein ausdrückliches Wissen vom Wahrgenommenen oder eine Beobachtung desselben. Denn es wird von einer realen Einheit des Wahrgenommenen mit der Wahrnehmung gesprochen, wie schon Descartes erklärt hatte, daß beide ne sont en effet qu'une même chose. Bergmann interpretiert diese Einheit folgendermaßen: Ich, der hört, und ich, der dies Hören evident anerkennt, bin individuell derselbe. Nur begrifflich sind nach ihm der innere Akt und sein Objekt zu unterscheiden. Aber wenn es so wäre, so könnte nicht begriffen werden, warum es dem beobachtenden Psychologen so schwer wird, die psychischen Funktionen zu erfassen. Sind sie stets und tatsächlich mit einer ihrer selbst gewissen inneren Wahrnehmung verbunden, so müßten gerade das Vorstellen, das Urteilen und andere derartige Akte über allen Zweifel erhabene Tatsachen des Bewußtseins sein. Ebenso wäre es nicht zu verstehen, warum die moderne Psychologie gerade für diese Aktivitäten des Seelenlebens eine rückschauende Beobachtung hätte einführen müssen. Aber auch Bergmanns eigene Bestimmungen über die zu jedem Bewußtseinserlebnis

1) Über die Evidenz als erkenntnistheoretisches Kriterium vgl. die scharfsinnigen Bemerkungen von L. Nelson: Über das sogenannte Erkenntnisproblem (Abhandlungen der Friesschen Schule II S. 415ff.) auf S. 479ff. und namentlich A. Kastil: Jacob Friedrich Fries' Lehre von der unmittelbaren Erkenntnis (ebd. IV S. 1ff.), der an der Brentanoschen Lehre von der Evidenz der inneren Wahrnehmung festhält. Die äußere ist ihm „ein zwar unbegründetes, aber doch nicht der Begründung unbedürftiges, blindes Fürwahrhalten" (S. 205).

untrennbar gehörende innere Wahrnehmung scheinen sich nicht mit dieser Auffassung zu vertragen. Denn er erklärt jede Wahrnehmung für ein Urteil, und zwar für ein einfaches, assertorisch bejahendes Urteil über einen anschaulich vorgestellten Gegenstand. Solche Urteile, die ihren Gegenstand als vorhanden setzen, sind von ihm doch nicht nur begrifflich zu unterscheiden. Wir werden jedenfalls annehmen müssen, daß es Bewußtseinserlebnisse gebe, auf die sich keine innere Wahrnehmung richtet, daß also wenigstens die Gegenstände derselben ohne sie möglich sind. Damit erhalten wir eine neue, auch für die Psychologie bedeutungsvolle Einschränkung der Evidenz der inneren Wahrnehmung.

Diese birgt jedoch noch eine gewisse Unbestimmtheit in sich, insofern der Begriff der inneren Wahrnehmung und der des Bewußtseins nicht eindeutig ist. Darin besteht die größte Schwierigkeit in dem Problem der inneren Wahrnehmung, daß deren Beziehung zu ihren Gegenständen verschieden aufgefaßt werden kann. Ist sie ein wirkliches Wissen von ihren Objekten, das hinzukommen oder auch fehlen kann, oder ist sie mit jedem Erlebnis, jedem Bewußtseinsinhalt unmittelbar verbunden bzw. in ihm enthalten? Sobald man das erste Glied dieser Alternative bejaht, wird man der Evidenz der inneren Wahrnehmung weder eine große Ausdehnung noch eine erhebliche erkenntnistheoretische Bedeutung zusprechen können. Das allgemeine Reden von der inneren Wahrnehmung und ihrem Gegenstande, von dem Gegebensein oder Vorgefundenwerden der Bewußtseinstatsachen läßt über diese Schwierigkeit hinweggleiten. Bei genauerer Untersuchung von Einzelfällen dagegen muß man alsbald auf sie stoßen. Zu ihrer Auflösung dürfte folgender Gesichtspunkt beitragen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß die innere Wahrnehmung ebensolche Fortschritte in der Erfassung ihrer Gegenstände machen kann, wie die äußere Wahrnehmung, ohne daß die Gegenstände selbst dabei eine Änderung erfahren haben können. Die qualitative Analyse des Bewußtseins hat unter Anwendung experimenteller Hilfs-

mittel eine Fülle von neuen Tatsachen auf allen Gebieten des Seelenlebens zutage gefördert. Diese Fortschritte werden sofort verständlich, wenn man die innere Wahrnehmung und ihre Gegenstände voneinander trennt, wenn man den Sachverhalt ähnlich zu deuten versucht, wie bei der Entdeckung neuer Himmelskörper oder neuer Zellbestandteile. Die andere Ansicht bedarf, soviel wir sehen, wesentlich komplizierterer Annahmen, um solche Entwicklungen psychologischer Kenntnisse begreiflich zu machen. Einen ähnlichen Vorteil hat die von uns bevorzugte Auffassung einer Trennbarkeit der inneren Wahrnehmung von ihrem Gegenstande bei der Erklärung der Erinnerungsvorgänge, der Vergegenwärtigung von Traumerlebnissen und in anderen Fällen. Man wird danach zum mindestens eine gewisse Unabhängigkeit der Ausbildung und Betätigung der inneren Wahrnehmung von ihrem Gegenstande anzunehmen haben.

Ganz besonders unterstützt wird unsere Ansicht jedoch durch die in der experimentellen Untersuchung des Erkenntnisvorgangs hervorgetretene Unterscheidung von sogenannten Bewußtseinsstufen. Das Dasein psychischer Tatbestände, etwa eines optischen Eindrucks, kann nach unserer heutigen Einsicht in fünf verschiedenen Weisen verwirklicht sein, wobei die gleichen äußeren Umstände, dieselben einwirkenden Reize und Beleuchtungsverhältnisse, die gleiche Einstellung und Funktion des Sinnesorgans und seiner zentralen Annexe vorausgesetzt werden dürfen. Nehmen wir beispielsweise an, es sei einer Versuchsperson ein unregelmäßiges Siebeneck mit der Aufgabe dargeboten worden, die größte Seite desselben zu finden und deren Ort sich zu merken. Nachdem sie diese Aufgabe absolviert hat, soll sie sofort eine Reaktionsbewegung ausführen, die ihre Erledigung anzeigt und zugleich den Reiz zum Verschwinden bringt. Es ergibt sich dann, daß die größte Seite und ihr Ort auf einer höheren Bewußtseinsstufe für die Versuchsperson da war, als die übrigen Teile der Figur oder ihre Gestalt. Als die höchste Stufe zeigte sich das sogenannte Konstatieren, ein ausdrückliches Fest-

stellen und Wissen des wahrgenommenen Gegenstandes, gewöhnlich von Worten oder sonstigen motorischen Zeichen, wie Tippen, Kopfnicken u. dgl. begleitet. Eine zweite Stufe wurde von dem potentiellen Wissen gebildet, bei dem der wahrgenommene Inhalt nur gedanklich bestimmt war, ohne daß eine förmliche Erklärung darüber stattfand. Eine dritte Stufe wurde durch das Beachten vertreten, das zwar eine Richtung auf den der Aufgabe entsprechenden Gegenstand enthielt, aber nicht zugleich schon ein Wissen um seine Bedeutung einschloß. Die vierte Stufe war ein einfaches bewußtes Gegebensein ohne irgendeinen Vorzug vor anderen derartigen Gegenständen im Sinne des Betonens oder Wissens, ohne eine Spontaneität des Erfassens von seiten des erlebenden Subjekts. Wundt würde von dieser Stufe sagen, daß sie die im Blickfeld des Bewußtseins befindlichen, perzipierten Inhalte umfasse. Die fünfte und letzte Stufe bezeichnet diejenigen Tatbestände, deren Vorhandengewesensein nachträglich auf Grund bestimmter Indizien vermutet oder erschlossen wird. Es seien etwa zwei von den nicht zu bestimmenden Seiten jenes Siebenecks farbig getönt gewesen. Die Versuchsperson hat diese Farben selbstverständlich gesehen in der rein sinnlichen Bedeutung dieses Wortes, aber sie weiß nichts davon und errät bloß in der Erinnerung an gewisse unbestimmte Unterschiede in der Erscheinungsweise der Seiten, daß ein paar farbige darunter gewesen sein werden[1]).

Nun kann man freilich behaupten, daß diese Versuche an Gegenständen der äußeren Wahrnehmung ausgeführt worden seien und darum nicht ohne weiteres auf die innere Wahrnehmung übertragen werden dürften. Aber erstlich ist der hier vorausgesetzte Unterschied zwischen äußerer und innerer Wahrnehmung im Sinne von Brentano kein allgemein anerkannter. Wir können mit einer größeren Anzahl von Psychologen auch bei solchen Versuchen von einer inneren Wahr-

1) Vgl. dazu die grundlegende Untersuchung von E. Westphal im Archiv f. d. ges. Psychol. Bd. 21 S. 219ff.

nehmung reden, sofern es sich nicht um naturwissenschaftliche oder geometrische, sondern um psychologische Beobachtungen an den vorgezeigten Figuren handelt. Zweitens ist nicht einzusehen, warum die Bewußtseinsstufen nicht auch an Gegenständen der inneren Wahrnehmung im engeren Sinne sollten unterschieden werden können. Vermutung, bewußtes Gegebensein, Beachten, potentielles und aktuelles Wissen haben keine Merkmale an sich, die sie lediglich für Gegenstände der äußeren Wahrnehmung verwendbar erscheinen ließen. Sicherlich wird man nicht behaupten können, daß die Phantasievorstellungen oder Denk- und Willensakte, daß die Gemütsbewegungen oder Wertbeurteilungen sämtlich nur auf der höchsten oder den beiden höchsten Bewußtseinsstufen denkbar seien. Gerade die Exklusivität der psychischen Funktionen, vermöge deren wir nicht zugleich lieben und hassen, rechnen und lernen, eine praktische Entscheidung treffen und ein Kunstwerk beurteilen können, macht es sehr unwahrscheinlich, daß wir in Verbindung mit den psychischen Akten stets ein Wissen von ihnen, ein Beachten und Wahrnehmen derselben sollten erleben können.

Fragen wir uns nun, für welche von den fünf Bewußtseinsstufen überhaupt von innerer Wahrnehmung und einer Evidenz derselben gesprochen werden kann, so werden wir wohl nur die beiden obersten Stufen des potentiellen und des aktuellen Wissens heranziehen dürfen. Bei dem Beachten wird zwar der Gegenstand hervorgehoben, ausgezeichnet, er springt heraus, wie die Versuchspersonen sich ausdrücken, er hebt sich von seiner Umgebung ab, aber er wird nicht erkannt. Damit ergibt sich eine volle Bestätigung unserer Annahme einer Trennbarkeit der inneren Wahrnehmung von ihrem Gegenstande und eine weitere wesentliche Einschränkung in der Geltung der Selbstgewißheit des Bewußtseins. Schon Volkelt hat zwei einschlägige Bedingungen derselben angeführt. Erstens muß man nach ihm dem Bewußtseinsinhalt mit Aufmerksamkeit zugekehrt sein. Was in meinem Bewußtsein „halb beachtet und unbeachtet verläuft, davon habe

ich nur ein ungefähres Wissen, nur ein unklares Gefühl. Zweitens muß den Bewußtseinsvorgängen ein gewisser Grad von Deutlichkeit eigen sein, wenn sie unbedingt sicher gewußt werden sollen. Es gibt eine Fülle dunkler verschwommener Regungen in uns, deren wir, auch wenn wir uns ihnen mit angespanntester Aufmerksamkeit zuwenden, nur unsicher gewiß werden"[1]). Insofern auch nach unserer Einteilung der Bewußtseinsstufen das Beachten als eine Vorstufe des Wissens angesehen werden kann, steht die erste der von Volkelt angegebenen Bedingungen im Einklang mit unseren Ausführungen. Die zweite enthält den Hinweis auf eine gegenständliche Einschränkung, auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen.

Unsere Versuche haben aber nicht nur ergeben, daß man Erlebnisse haben kann, ohne daß man während des Erlebtwerdens von ihnen weiß, daß also in diesem Falle höchstens von einer Evidenz der rückschauenden Wahrnehmung, der nachträglichen Selbstgewißheit geredet werden darf, sondern auch, daß es Gewißheitsgrade gibt, und daß die Stufe des Konstatierens im allgemeinen mit der größten Gewißheit zusammenfällt. Die Zahl der Fehler in der Bestimmung eines Gegenstandes wächst, wenn tiefere Bewußtseinsstufen für sein Vorhandensein bestehen. Aber auch das Konstatieren ist nicht völlig gegen Irrtümer geschützt. Der subjektive Gewißheitseindruck gibt uns also keine Garantie für die objektive Fehlerlosigkeit der Feststellung. Zugleich bestehen individuelle Unterschiede in diesem Verhältnis. Das hängt zum Teil mit der Übung in solchen Beobachtungen zusammen, beruht aber zweifellos auch auf Unterschieden der Anlage. Fähigkeit und Neigung zu solchen Beobachtungen sind in verschiedenem Maße vorhanden, skeptische Vorsicht und Zurückhaltung im Urteil steht neben resolutem Zugreifen und Behaupten. Die experimentelle Psychologie hat uns gelehrt, daß auch die

1) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Volkelt diese beiden Einschränkungen bereits in seinem 1885 erschienenen Buche „Erfahrung und Denken" S. 55f. angeführt hat.

Ergiebigkeit der Aussagen über die selbstgewissen Tatbestände individuell variiert, und daß der Umfang der evidenten Wahrnehmung von verschiedener Größe ist. Aus alledem folgt eine wesentliche Einschränkung ihrer Bedeutung für die Erkenntnis.

Fragen wir uns zum Schluß, was denn eigentlich evident wahrgenommen wird, so kann zunächst darauf geantwortet werden: daß man ein Erlebnis hat. Daß ich etwas gesehen, gehört, empfunden, daß ich etwas vorgestellt oder gedacht, gefühlt oder gewollt habe, darüber besteht ein evidentes Wissen. Auch Bergmann scheint der Evidenz der inneren Wahrnehmung nur diesen Sinn zu geben, wenn er von einem thetischen, das bloße Vorhandensein eines psychischen Vorgangs anerkennenden Urteil redet. Auch für jene flüchtigen und verschwommenen, für jene undeutlichen Zustände und Regungen, von denen Volkelt als einer einschränkenden Bedingung für die Selbstgewißheit des Bewußtseins gesprochen hat, würde eine solche Evidenz gelten können. Das ist nun freilich nicht viel. Über die eigentliche Beschaffenheit des Erlebnisses ist damit noch nichts ausgemacht, und die Anwendung der vulgären Terminologie, der Begriffe des Wollens und Denkens, des Gefühls und der Vorstellung, hebt uns über diesen Mangel nicht hinaus. Die Psychologen wissen, daß die bloße Erklärung einer Versuchsperson, sie habe gewollt oder sei aufmerksam gewesen, bei der unsicheren und schwankenden Bedeutung solcher Ausdrücke und bei der schwer zu fassenden Natur der bezeichneten Tatsachen sehr wenig zu besagen hat.

Trotzdem ist es nicht notwendig, die Evidenz auf bloße Feststellungen eines X zu beschränken, es können insbesondere gröbere Unterscheidungen ebenfalls mit Gewißheit erfolgen. Daß ich rot und nicht etwa grün gesehen, einen hohen und nicht einen tiefen Ton gehört, Lust und nicht etwa Unlust gefühlt, eine Straße in Bonn und nicht etwa in Würzburg vorgestellt habe, an Kant und nicht etwa an Aristoteles gedacht habe, erschreckt und nicht etwa begeistert war, kann ich mit Sicherheit angeben. Ebenso, daß der Unterschied zwischen weiß

und schwarz größer ist als der zwischen schwarz und dunkelgrau, daß die Hitzeempfindung den Kälte- und Wärmeempfindungen verwandter ist als den Druckempfindungen, daß die Sinnesvorstellungen den Empfindungen ähnlicher sind als die gedanklichen Inhalte u. a. m. Wo dagegen die Gegenstände oder ihre Unterschiede einander ähnlicher werden, wird die Aufgabe ihrer Bestimmung schwieriger und die Sicherheit geringer. Bei Übergängen in kleinen Stufen, wie sie bei der Anwendung der Grenzmethode z. B. dargeboten werden, ist es oft nicht möglich, einen Unterschied oder seinen Mangel mit zweifelloser Sicherheit anzugeben. Die Fragezeichen in den Protokollen und Tabellen der experimentellen Psychologen sind eine stehende Einrichtung und zeigen uns mit großer Klarheit, daß die Selbstgewißheit des Bewußtseins ihre Grenzen hat und wo diese liegen.

Es wäre hiernach keine genügende Erklärung, wenn man die bezeichneten Einschränkungen der Wahrnehmungsevidenz auf ein Versagen der Terminologie, auf Schwierigkeiten der Benennung u. dgl. zurückführen wollte. Gewiß kann die diskret abgestufte Natur unserer Zeichen oft genug der Kontinuität und Mannigfaltigkeit der Bewußtseinstatsachen gegenüber unzureichend sein. Aber wir erleben bei psychologischen Versuchen nur zu oft den Fall, daß sich zwei verschiedene Ausdrücke zur Bezeichnung des nämlichen Tatbestandes aufdrängen und wir nicht wissen, welchen von beiden wir anwenden sollen. Es liegt hier keine Unzulänglichkeit der Worte, sondern einfach eine Unsicherheit über die Natur der Erlebnisse selbst vor. Man pflegt auch in der experimentellen Psychologie den Schwierigkeiten der Beschreibung dadurch aus dem Wege zu gehen, daß man den Versuchspersonen eine Anzahl von allgemeineren Urteilsausdrücken, wie kleiner, größer, gleich usf. zur Verfügung stellt. Außerdem kann ja eine kontradiktorische Bestimmung jederzeit mit voller Schärfe angewandt werden, z. B. gleich — ungleich, vorhanden — nicht vorhanden. Hier ist eine sprachliche Unvollkommenheit für dann noch auftretende Ungewißheiten zweifellos nicht verantwortlich zu machen. Und

doch fehlt es auch in solchen Fällen nicht an den Fragezeichen oder an der Anwendung verschiedener Bezeichnungen (größer oder gleich, kleiner oder gleich usf.).

Die Gesetzmäßigkeit, die in allen diesen Erscheinungen zutage tritt, läßt sich etwa so formulieren: Unter sonst gleichen Umständen ist für ein und dasselbe Erlebnis eine allgemeinere Bestimmung leichter und mit größerer Sicherheit zu treffen, als eine speziellere. So kann bei einer gewissen Ungunst der Verhältnisse von der Bewegung einer Sternschnuppe zwar noch gesagt werden, daß sie stattgefunden habe, nicht aber die Bahn genauer angegeben werden. Daß ein Unterschied zwischen zwei Helligkeiten bestand, die hintereinander momentan aufleuchteten, ist auch dann noch feststellbar, wenn über seine Richtung (nämlich daß die zweite heller war als die erste) nichts mehr ausgesagt werden konnte. Sehr häufig ereignet es sich auch im täglichen Leben, daß wir uns zwar erinnern, jemand bereits gesehen zu haben, ihn aber nicht mehr unterbringen können. So ist eine längere Dauer eines Eindrucks, eine größere Deutlichkeit seiner Bestandteile und seines Unterschieds von der Umgebung, eine schärfere Konturierung seiner Gestalt u. dgl. m. erforderlich, um speziellere Bestimmungen über ihn treffen zu können. Aber auch für die allgemeinsten Angaben ist eine Grenze ihrer Sicherheit bei dieser Relativität ihrer Bedingungen unvermeidlich. Wir bemerkten ja bereits oben, daß auch über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Erlebnisses Ungewißheit bestehen könne.

Wir wollen auf die interessanten Fragen, die sich auf die Erklärung dieser Gesetzmäßigkeit, auf deren methodologische Konsequenzen und auf scheinbare Ausnahmen beziehen, hier nicht näher eingehen, sondern jetzt zusammenfassen, was wir über die Bedeutung der Evidenz der inneren Wahrnehmung und der Selbstgewißheit des Bewußtseins in erkenntnistheoretischer Hinsicht festgestellt haben. Diese Evidenz und Selbstgewißheit ist zunächst nur ein subjektiver Eindruck, als solcher von subjektiven Bedingungen abhängig und auf das erlebende Subjekt eingeschränkt. Sie hat darum weder den Charakter

einer objektiven noch den einer allgemeingültigen Erkenntnis. Sie verbürgt nicht die Richtigkeit ihrer Angaben, und sie ermöglicht nicht die unmittelbare Teilnahme anderer an der nämlichen Konstatierung. In erster Linie wird ferner nur das unmittelbar gegenwärtige Erlebnis mit solcher Evidenz wahrnehmbar. Wenn es auch eine Erinnerungsgewißheit gibt, so ist sie jedenfalls nur in geringerem Umfange vorhanden und in noch höherem Grade subjektiven Einflüssen ausgesetzt. Sodann ist die Selbstgewißheit des Bewußtseins auf bestimmte Stufen desselben beschränkt, auf diejenigen des potentiellen und aktuellen Wissens, das sich freilich auch nachträglich auf bereits abgelaufene Erlebnisse erstrecken kann. Endlich sind die allgemeineren Feststellungen dieser Evidenz und Selbstgewißheit eher teilhaftig als die spezielleren Bestimmungen, die nur bei günstigeren gegenständlichen und zuständlichen Bedingungen mit gleicher Sicherheit getroffen werden können. Wenn wir auch nicht so weit gehen, in der evidenten Wahrnehmung lediglich ein das Vorhandensein eines Erlebnisses anerkennendes Urteil zu sehen, so wird sie durch die hier angeführten Einschränkungen auch als Erkenntnisquelle, als bloßes Hilfsmittel einer Sammlung empirischer Tatsachen auf einen relativ geringen Wert herabgedrückt. Sie versagt bei niederen Bewußtseinsstufen, beim fremden Seelenleben, bei feineren und detaillierten Angaben, und sie ist keine absolut sichere Grundlage der Erkenntnis, auf die man sich blindlings verlassen könnte, nicht schlechthin letzte Instanz, über die hinaus kein Fragen, Prüfen und Zweifeln denkbar wäre.

Wir sehen demgemäß auch, daß sich die psychologische Forschung keineswegs bloß auf evidente innere Wahrnehmung oder auf selbstgewisse Aussagen des Bewußtseins bei der Feststellung der in ihr Gebiet fallenden Tatsachen beschränkt. Die sogenannte objektive Psychologie, die sich an die unmittelbaren oder mittelbaren Äußerungen des Seelenlebens hält, an Ausdrucksbewegungen, Kunstwerke, kultische Gebräuche, Verkehrsformen u. dgl. mehr, muß gänzlich auf die Wahrnehmungsevidenz verzichten, da wir es hier nur mit der

psychologischen Bedeutung solcher objektiven Gegebenheiten zu tun haben. Aber auch die subjektive Psychologie, die auf die persönlichen Erlebnisse einzelner Subjekte und damit auf deren Selbstbeobachtung gestützt wird, reicht mit jener Selbstgewißheit nicht aus, und die experimentelle Psychologie geht nicht so weit, alle Beobachtungen unter dem Gesichtspunkte stattfinden zu lassen, daß sie lauter evidente Wahrnehmungen enthalten. Sie verfährt auch nicht nach dem Rezept: eine evidente Wahrnehmung ist mehr wert als hundert nicht evidente, weil ihr der subjektive Gewißheitseindruck für die objektive Zuverlässigkeit der stattgefundenen Beobachtung keine hinreichende Bürgschaft liefert. So stehen die selbstgewissen Aussagen auch nicht jenseits aller Bedenken, Untersuchungen und Kontrollen. Vielmehr werden diese Aussagen genau ebenso wie andere an den Maßstäben gemessen, welche die Psychologie auf diesem schwer zugänglichen Gebiet ausgebildet und zur Anwendung gebracht hat. Als solche Maßstäbe gelten die innere Wahrscheinlichkeit einer Beobachtung, ihre Übereinstimmung mit gleichartigen Beobachtungen desselben und anderer Subjekte und die adäquate Beziehbarkeit auf einen objektiven Sachverhalt.

b) Über die Beziehung der Selbstgewißheit des Bewußtseins zum Problem der Realität.

Die Beziehung der Wahrnehmungsevidenz zur Realisierung liegt auf der Hand. Die Konszientialisten stellen sich auf den Standpunkt, daß es keinen Sinn habe, hinter den mit Selbstgewißheit festgestellten Tatsachen noch nach Gegenständen zu suchen, die die eigentliche Wirklichkeit bilden sollten. Insbesondere aber kann man zwei Behauptungen über den Zusammenhang der Wahrnehmungsevidenz mit einer konszientialistischen Erkenntnistheorie unterscheiden:

α) Die innere Wahrnehmung scheint ihre Gegenstände unmittelbar so zu erfassen, wie sie an sich sind. Es gibt demnach keine von ihr verschiedene Realisierung in der Psychologie. Kants Lehre vom inneren Sinn, der, ebenso wie der

äußere, durch seine Form eine Erfassung der psychischen Vorgänge in der Realität ihres Ansichseins unmöglich machte, ist hiernach unhaltbar. Eine Phänomenalität der inneren Erfahrung im Unterschiede von ihren Gegenständen an sich anzunehmen ist nicht gestattet. Selbstgewißheit des Bewußtseins bedeutet somit zugleich eine Realisierung der Bewußtseinstatsachen, die ihrer teilhaftig werden.

β) Sofern die äußere Wahrnehmung über diese Evidenz nicht verfügt, besteht ein Vorrang der psychologischen Erkenntnis vor der naturwissenschaftlichen. Es gibt dann nur einen Weg, der unmittelbar zur Realität führt. Dieser Weg muß für alle andern vorbildlich werden. Eine Realisierung, die davon verschieden wäre, oder die sich nicht darauf zurückführen ließe, ist ausgeschlossen. Die Wirklichkeit des Bewußtseins ist demnach die einzige Realität, und es gilt somit uneingeschränkt der Konszientialismus im ganzen Gebiet der Erfahrungswissenschaften.

α) Die Wahrnehmungsevidenz als psychologische Realisierung.

Seit Beneke[1]) im Gegensatz zu Kant den Unterschied zwischen Erscheinung und Ding an sich für die Psychologie bestritten und aufgehoben hat, ist die Ansicht bis in die neueste Zeit geltend geblieben, daß wir unsere Erlebnisse unmittelbar so wahrnehmen, wie sie sind. Dieser Standpunkt ist besonders von Wundt in eingehenderen Ausführungen begründet und empfohlen worden. Seine Aktualitätstheorie ist nichts anderes als die Ablehnung einer besonderen, von der inneren Wahrnehmung verschiedenen Realisierung der psychischen Vorgänge, wie sie namentlich in der Annahme einer Seelensubstanz mit Vermögen und Akten hervorgetreten ist[2]). Dieser Kampf gegen eine psychologische Realisierung, die nicht mit der Selbstgewiß-

1) Vgl. dazu E. Samuel: Die Realität des Psychischen bei Friedr. Ed. Beneke. Würzburger Dissert. 1907.

2) Vgl. z. B. System der Philosophie I[3] S. 275 ff. Kleine Schriften II 1911 S. 145 ff.

heit des Bewußtseins zusammenfiele, hat etwas sehr Einleuchtendes. Was sollte denn auch das Seelenleben anderes sein als die in der unmittelbaren Wahrnehmung gegebenen Tatbestände? Wie kann man sich denken, daß Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen und Leidenschaften im Grunde verschieden von ihrer in der Wahrnehmung gegebenen Beschaffenheit seien? Hat es hier überhaupt einen Sinn, zwischen einer Erscheinung und einer Realität zu sondern und etwa hinter den Gefühlen und Vorstellungen durch ein eigentümliches Verfahren nach ihrer Realität zu suchen?

Man wird vielleicht auf die materialistische Metaphysik hinweisen, die in alledem nur Gehirnprozesse sehe und damit alle Bewußtseinstatsachen zu bloßen Phänomenen herabsetze. Aber damit ist ein Unterschied zwischen Erscheinung und Realität für die Bewußtseinstatsachen selbst nicht nachgewiesen. Denn die einfache Gleichsetzung von Empfindungen und Gehirnerregungen, wie sie der äquative[1]) Materialismus ausspricht, ist genau genommen eine sinnlose und eine widerspruchsvolle Erklärung. Denn nichts ist selbstgewisser als der Unterschied zwischen einer Farbenempfindung blau oder einem bitteren Geschmack und den mikrochemischen Prozessen, die wir ihnen im Gehirn entsprechen lassen. Es gibt jedoch noch eine andere Wendung der materialistischen Metaphysik, nach der eine Verschiedenheit zwischen der psychischen Erscheinung und dem ihr korrespondierenden realen Prozeß im Gehirn besteht, etwa in dem Sinne, wie er zwischen den Empfindungsqualitäten und den Naturobjekten herrscht, auf die wir jene beziehen. Das unwahrgenommene Psychische, so könnte man das ausdrücken, ist ein Gehirnvorgang, das wahrgenommene dagegen eine Empfindung. Aber auch diese Ausflucht wird durch die Tatsachen nicht gestützt. Gewiß gibt es Psychisches, das nicht wahrgenommen wird, von dem wir nicht

1) Vgl. meine Einleit. in d. Philos. 5. Aufl. S. 174. Ich kann auch nicht finden, daß die von monistischen Denkern, wie z. B. B. Kern (Weltanschauungen und Welterkenntnis, 1911), behauptete Identität der geistigen und materiellen Vorgänge sinnvoller wäre.

wissen. Die Unterscheidung der Bewußtseinsstufen hat uns mit einer solchen Annahme vertraut gemacht. Aber nirgends hat sich dabei gezeigt, daß die auf niederen Bewußtseinsstufen gegebenen Tatsachen einen anderen Charakter trugen, etwa als eine Wanderung von Ionen bestimmbar wären. Vielmehr ist das Psychische auch auf der niedersten Bewußtseinsstufe stets in der Weise vorhanden, die derjenigen prinzipiell gleicht, die wir aus der Wahrnehmung desselben kennen. Man kann daher von einer psychologischen Realisierung im Sinne des Materialismus nicht gut sprechen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß eine realistische Ergänzung in der Form einer Subkonstruktion der Bewußtseinstatsachen durch einen Zusammenhang von Gehirnprozessen versucht werden könnte.

Aber es muß doch gegen die hier vertretene Auffassung von der Überflüssigkeit aller besonderen Realisierungen in der Psychologie bedenklich stimmen, daß weder Beneke noch Wundt, die beredten Anwälte einer Aktualitätstheorie, auf eine solche Realisierung verzichtet haben. Beneke redet von einer Seele mit Angelegtheiten und Spuren, von Prozessen der Reizerfüllung und Anbildung neuer Urvermögen und konnte das alles offensichtlich aus einer noch so evidenten inneren Wahrnehmung nicht schöpfen. Ebenso hat Wundt eine voluntaristische Metaphysik entwickelt, die die ganze Mannigfaltigkeit unseres Seelenlebens auf Willenseinheiten zurückführt, die in Wechselwirkung miteinander stehen. Diese Metaphysik führt nicht nur weit über das im Bewußtsein Vorgefundene hinaus, sondern ist auch mit der Psychologie ihres Autors unvereinbar, nach der der Tatbestand des Willens sich in besonderen Gefühlen erleben läßt, also kein Akt sui generis ist. So streben beide Philosophen über die Wahrnehmungsgewißheit hinaus zu einer Realisierung des Seelenlebens mit Hilfe anderweitiger Methoden. Man könnte diesem Sachverhalt dadurch Rechnung tragen, daß man eine Ergänzung der wahrgenommenen Tatbestände zuläßt, für diese selbst jedoch an ihrer unveränderlichen Realität festhält. Wo die Wahrnehmung angewandt wird, würde sie demnach ihren Gegenstand so zeigen, wie er

an sich ist. Vielleicht genügt sie nicht, um eine in sich abgeschlossene, den logischen Anforderungen entsprechende Psychologie zustande zu bringen. Aber in ihrer Sphäre würde sie eine vollkommene, durch keine andere zu modifizierende Realisierung leisten. Man würde die Psychologie vielleicht nicht als Wissenschaft von den durch evidente innere Wahrnehmung erkannten Gegenständen definieren können. Aber wo eine solche Wahrnehmung stattfindet, würde es keinen Unterschied zwischen Erscheinung und Realität geben.

Wie kam nun aber Kant dazu, diesen Unterschied auch für die innere Wahrnehmung zu betonen? Offenbar durch seine Auffassung, daß der innere Sinn kein reiner Spiegel seiner Gegenstände sei, daß eine Form a priori bei seiner Betätigung mit unvermeidlicher Gesetzmäßigkeit mitwirke. Die Phänomenalität der Bewußtseinstatsachen war ihm also nicht aus einer Bestreitung der Evidenz der inneren Wahrnehmung hervorgegangen. Sie war vielmehr trotz dieser Evidenz auf Grund einer Annahme über die Struktur des inneren Sinnes gefolgert worden. Damit gelangen wir zu der entscheidenden Einsicht in die Beziehungen zwischen der Wahrnehmungsevidenz und dem Problem der Realität. Jene Evidenz kann Erscheinungen ebensogut zuteil werden wie Realitäten. Sie enthält ja nur die subjektive Gewißheit, das Vorhandensein und (in beschränktem Maße auch) das Sosein eines Gegenstandes zu erfassen. Ob der mit solcher Gewißheit konstatierte Gegenstand aber real ist oder nicht, kann durch den bloßen Gewißheitseindruck gar nicht entschieden werden. Auf dem Gebiete der äußeren Wahrnehmung können darum Halluzinationen und Illusionen mit genau derselben Evidenz erlebt werden wie Wahrnehmungen mit objektiver Geltung. Wenn Beneke und Wundt gegen Kants Lehre von der Phänomenalität der Innenwelt polemisieren, so argumentieren sie auch nicht mit der Selbstgewißheit des Bewußtseins, sondern mit der Erklärung, daß jene vermittelnde Form, die Kant dem inneren Sinn zuweist, gar nicht als solche anzunehmen sei. Evidenz und Realisierung stehen somit nicht in einem notwendigen Wechselverhältnis zueinander:

weder braucht das Reale mit Evidenz erfaßt zu werden, noch das evident Wahrgenommene real zu sein. Wir bedürfen m. a. W. eines besonderen Kriteriums der Realität zum Unterschied von der Erscheinung. Durch die Evidenz ist es auch für die Bewußtseinstatsachen noch nicht gegeben.

Wir haben hier noch keine Veranlassung, das Kriterium der psychischen Realität zu bestimmen und abzuleiten. Es sei daher nur vorläufig darauf hingewiesen, daß es für das eigene Bewußtsein in der Unabhängigkeit von der Wahrnehmung oder Auffassung des einen psychischen Vorgang erlebenden Subjektes besteht. Diese Unabhängigkeit ist keineswegs selbstverständlich. Die moderne Psychologie bemüht sich mit wachsendem Erfolge, z. B. in der Empfindungslehre festzustellen, was den Empfindungen für sich genommen zukommt, und was unsere Auffassung in sie hineinträgt. Wenn man zwischen mehr oder weniger auffälligen oder eindringlichen Farben unterscheidet, so sind Auffälligkeit und Eindringlichkeit keine den Farbenempfindungen als solchen zukommenden Bestimmtheiten, sondern von den Auffassungsbedingungen abhängige Beschaffenheiten. Ebenso ist man auf die Abhängigkeit der Erscheinungsweise der Farben von unserer Erfahrung, von unserem Wissen über sie aufmerksam geworden. Auch hier liegen Auffassungseinflüsse vor. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß es einen guten Sinn hat, wenn man das real Psychische von dem phänomenal Psychischen unterscheidet. Man pflegt seit Herbart in dem Vorgang der Wahrnehmung eine Apperzeption zu sehen, bei der frühere Erfahrungen und durch sie bedingte psychophysische Prädispositionen, Gesichtspunkte der Beobachtung, bestimmt gerichtete Erwartungen oder Annahmen eine beträchtliche Rolle spielen. Die Evidenz aber ist außerstande, eine Trennung des Gegenstandes und seiner Auffassung anzubahnen und durchzuführen. Dazu bedarf es vielmehr einer eingehenden und schwierigen Untersuchung, die besonders seit der Anwendung des Experiments zu einer Fülle interessanter Ergebnisse geführt hat. (Vgl. unten S. 165ff.)

Bergson freilich hält seine intuitive Methode für geeignet, um die Realität unmittelbar zu erfassen. Offenbar wird damit die gewöhnliche innere Wahrnehmung für unvermögend erklärt, eine solche Leistung zu vollbringen. Ob das, wie Bergson meint, an der Einwirkung des Verstandes liegt, der seine Schemata auf die Wahrnehmung überträgt und darum alle Wirklichkeit unter den Gesichtspunkt des Raumes und der Quantität rückt, oder ob es andere Gründe hat, jedenfalls wird auch hier zugestanden, daß in der schlichten Wahrnehmung trotz ihrer Evidenz noch keine Realisierung vorliegt. Die intuitive Methode sucht nun von den Mängeln dieser Wahrnehmung frei zu machen, sich in die Tatsachen zu versenken und sie ohne vorgefaßte Meinungen und Schemata zu schildern. Dabei liegt ihr offenbar ein nicht ausdrücklich formuliertes Kriterium der Realisierung zugrunde, daß nämlich die Intuition ihre Gegenstände so erfassen könne, wie sie realiter sind. In der Tat wird die Methode so dargestellt, daß sie eine Freiheit von den Auffassungsbedingungen, von denen wir vorhin gesprochen haben, zu gewährleisten scheint. Man muß sich aller Voraussetzungen entschlagen, wenn man sie sinngemäß und erfolgreich soll anwenden können. Es wird also das Kriterium der Realität unmittelbar mit dem Verfahren der Intuition verbunden gedacht.

Ich muß gestehen, daß ich der umständlicheren, aber gründlicheren wissenschaftlichen Untersuchung mehr zutraue als dieser intuitiven Versenkung. Wie sollten die Eindringlichkeit und Auffälligkeit, die Erfahrungs- und Stimmungsmomente, wie sollte die Apperzeption, die ja nicht bloß unter der Herrschaft von Verstandesbegriffen steht, bei der Intuition ausgeschaltet sein? Auch sie ist und bleibt eben doch ein Erfassen der Tatsachen und kann als solches niemals von den dispositionellen Bedingungen des erfassenden Subjekts ganz unabhängig sein. Auch in der ästhetischen Kontemplation erfahren wir eine volle Hingabe an den Gegenstand, ein Losgelöstsein von verstandesmäßiger Erkenntnis, von schematischen und quantitativen Gesichtspunkten, und dennoch wird niemand behaupten wollen,

daß sie uns eine realistische Bestimmung über die kontemplativ genossenen Eindrücke ermögliche und gewähre. Wie kann man sich in der Intuition vor Irrtümern schützen? Muß man nicht auch hier wieder auf die Evidenz zurückgehen, um die Ergebnisse der Intuition sicher zu stellen? Ist aber die Evidenz überhaupt kein Kennzeichen der Realisierung, so ist nicht einzusehen, wie sie der Intuition den Charakter einer solchen soll verleihen können. Vor allem jedoch wird die Realisierung, wenn sie durch Intuition zustande kommen soll, zu einer unkontrollierbaren, an zufällige Fähigkeiten Einzelner gebundenen Methode. Wie der Sehende nicht durch Blinde und der Hörende nicht durch Taube kontrolliert werden kann, so bleibt auch die Aussage eines die Welt intuitiv erfassenden Subjekts unzugänglich für die Prüfung und Mitarbeit von Wesen, die durch Reflexion und Verstandesarbeit auf Grund gewöhnlicher Erfahrung eine Erkenntnis zu gewinnen suchen. So stellt sich der Philosoph der Intuition außerhalb der Wissenschaft. Offenbarung und Inspiration gelten ihm mehr als nüchterne Forschung und experimentelles Verfahren. Auch Husserl beruft sich neuerdings auf eine intuitive Methode. Aber sie ist bei ihm nicht die glückliche Gabe weniger Sterblichen, die sie in begnadeten Ausnahmezuständen anzuwenden wissen, sondern ein prinzipiell von allen erlernbares und anwendbares Verfahren, und sie ist nicht auf eine unmittelbare Erfassung der Realität gerichtet, sondern auf das Allgemeine, das Wesentliche der Erscheinungen und den eigentlichen Sinn der Begriffe[1]).

Das Resultat unserer Prüfung der Wahrnehmungsevidenz als psychologischer Realisierung ist somit, daß uns jene, deren

1) In dieser Beurteilung der Intuition und des Intuitionismus berühren wir uns mit A. Fouillées Ausführungen in seinem wichtigen Buche „La pensée et les nouvelles écoles anti-intellectualistes", 1911 S. 333 ff. Auch dieser Forscher betont die Eigenart des Denkens und würdigt namentlich mit erfreulichem Verständnis die große Bedeutung dieser Funktion für die Erkenntnis. Er führt den modernen Intuitionismus auf Jacobi und Schelling zurück.

Tatsächlichkeit wir nicht bestreiten, keineswegs die psychische Realität ihres Gegenstandes verbürgt[1]). Damit soll nicht behauptet werden, daß nicht auch nach Abzug der Auffassungsbedingungen, der apperzeptiven Einflüsse noch manche wesentlichen Bestimmungen der psychischen Realität in der Wahrnehmung anzutreffen wären. Aus der Natur dieser Einflüsse ergibt sich vielmehr bei genauerer Betrachtung, daß sie keine vollständige Änderung, keine fundamentale qualitative Modifikation an den Erlebnissen hervorrufen. Die Farbigkeit selbst kann nicht aus Eindringlichkeit, Auffälligkeit, Stimmungs- und Erfahrungseinflüssen hervorgehen, und dasselbe wird für die Gefühle, Vorstellungen und andere Erlebnisse unseres Bewußtseins gelten. In dieser Hinsicht nimmt die Psychologie eine andere Stellung zu ihren Gegenständen ein als die Naturwissenschaft zu den Sinneseindrücken. Die qualitative Mannig-

1) Dieses Ergebnis unserer Untersuchung zwingt zur Vorsicht gegenüber den metaphysischen Betrachtungen, die sich auf die spezifische Evidenz der inneren Wahrnehmung stützen. So sagt z. B. L. Dilles in seinem scharfsinnigen Buche: Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. I. Teil 1903 S. 10: „Jede Empfindung ist als solche an sich, für sich allein betrachtet, absolut wahr... Denn hier ist die Übereinstimmung von Gegenstand und unserer Vorstellung von demselben (Darstellung desselben in unserem Geiste) eine absolute; die Empfindung als Gegenstand (Realität) und als Vorstellung (Darstellung desselben in unserem Geiste, unserem Ich) ist Eines und Dasselbe... An den Empfindungen haben wir ein (wenn auch noch so geringes, unselbständiges, flüchtiges, einseitiges!) Stück absoluter Realität und damit absoluter Wahrheit." Der Zugang zu einer spiritualistischen Metaphysik kann ebensowenig einfach durch die Evidenz der inneren Wahrnehmung erschlossen werden. Das gilt auch gegen die groß angelegten „Prinzipien der Metaphysik" von B. Petronievics, der z. B. I. Bd.1. Hälfte (1904) S. 27 sagt: „Wenn unsere unmittelbare Erfahrung absolute ansichseiende Realität ist, dann stellt sie, wenn nicht die gesamte Wirklichkeit dar, so doch einen realen Ausschnitt aus derselben, und es müssen demnach in ihr alle die allgemeinen .... Kategorialbestimmungen der realen Wirklichkeit auch vorkommen, und dann haben wir recht, die allgemeinen Kategorialbestimmungen des bewußten Seins für allgemeine Kategorialbestimmungen des gesamten Seins anzusehen."

faltigkeit der Bewußtseinstatsachen kann nicht aus dem auffassenden Subjekt hergeleitet werden. Insofern scheint die innere Wahrnehmung immerhin eine Ausnahmestellung und einen Vorrang gegenüber der äußeren Wahrnehmung zu behaupten.

β) Das Verhältnis der inneren Wahrnehmung zur äußeren im Hinblick auf die Realisierung.

Man könnte auf den zuletzt erwähnten Unterschied zwischen der psychologischen und der naturwissenschaftlichen Realisierung einen grundlegenden Vorzug der ersteren basieren und sie damit zu einem Vorbild und Typus für alle Realisierung erheben. Das würde aber schon insofern nicht allgemein durchführbar sein, als der Bereich der inneren Wahrnehmung und ihre Evidenz auch für die Psychologie, wie wir gesehen haben, beschränkt ist. Für die Erkenntnis des fremden Seelenlebens, für speziellere und feinere Bestimmungen und für die objektive Psychologie kommt sie nicht unmittelbar in Betracht. Aber innerhalb der hierdurch gezogenen Grenzen könnte sie wenigstens einen entschiedenen Vorrang gegenüber der äußeren Wahrnehmung behaupten. Wo sie anwendbar ist, wäre sie dann das beste, schlechthin vorbildliche Realisierungsmittel. Die selbstgewisse Feststellung eines so oder so beschaffenen Erlebnisses würde auch unter Berücksichtigung der mannigfaltigen Auffassungsbedingungen einen unmittelbaren Ertrag für die Setzung und Bestimmung von Realitäten abwerfen, ohne dazu besonderer Voraussetzungen zu bedürfen und ohne ein abstraktes Reich hypothetischer Transzendenzen betreten zu müssen.

Wir haben hier mit Brentano, Marty und Bergmann angenommen, daß nur die innere Wahrnehmung eine Evidenz habe, die ihr als einem das Vorhandensein eines psychischen Vorganges anerkennenden Urteil zukommt. Dagegen hat nun Husserl, wie uns scheint in der Hauptsache mit Recht, ausgeführt, daß der sogenannten äußeren Wahrnehmung die gleiche Evidenz zugesprochen werden dürfe, wie der inneren, und daß

somit beide denselben erkenntnistheoretischen Charakter und Wert haben[1]). Verzichtet man bei beiden auf eine Interpretation, die ihre realen Grundlagen betrifft, so erfreuen sie sich prinzipiell der gleichen Evidenz. Die Sinneseindrücke können mit derselben Evidenz bestimmt werden, wie das Fühlen und Wollen. Nur wenn man jene auf Objekte bezieht und die Sinnesqualitäten diesen als Eigenschaften zuschreibt, fehlt die Evidenz für die Annahme solcher Objekte. Dasselbe kann aber auch für die innere Wahrnehmung gelten, wenn man das Fühlen und Wollen auf ein Ich als dessen Akte oder Zustände bezieht. In beiden Fällen also muß man zwischen der Wahrnehmung bezw. ihrem unmittelbaren Objekt und einer realistischen Interpretation und Subkonstruktion bezw. dem Verhältnis zu einem mittelbaren Objekt unterscheiden. Gegen diese Kritik der Brentanoschen Lehre hat Bergmann eingewandt[2]), daß die Naturobjekte, auf welche die Sinneseindrücke bezogen werden, eben zur äußeren Wahrnehmung gehören, während das Ich, auf welches man die psychischen Akte des Empfindens, Wollens usw. bezieht, nicht zur inneren Wahrnehmung gerechnet werden kann. Wir wollen davon absehen, daß Psychologen wie Th. Lipps ein unmittelbar wahrgenommenes Ich kennen. Auch wollen wir zugeben, daß das Ich in einem anderen Verhältnis zu den durch innere Wahrnehmung erfaßten Vorgängen steht, als die Naturobjekte zu den Sinnesqualitäten. So lange man aber daran festhält, daß die Sinneseindrücke als solche zur äußeren Wahrnehmung gehören, kann an der Anwendbarkeit der Evidenz auf diese nicht gezweifelt werden. Von der Beziehung auf Naturgegenstände ist eine Abstraktion jederzeit möglich. Ich kann die Farben und Töne, die Gerüche und Drücke ohne eine realistische Interpretation im Sinne von Körpereigenschaften zu Gegenständen der Wahrnehmung machen. Eine solche äußere Wahrnehmung kann, wie Husserl mit vollem Recht feststellt, geradeso evident sein,

1) Logische Untersuchungen II S. 703ff.
2) A. a. O. S. 60ff.

wie die Wahrnehmung psychischer Vorgänge. Wir haben deshalb auch schon in unserer bisherigen Darstellung mehrfach schlechthin von Wahrnehmungsevidenz gesprochen, um den hier unberechtigten Vorzug der inneren Wahrnehmung nicht schon in der Ausdrucksweise anzuerkennen[1]).

Aber auch wenn wir der äußeren Wahrnehmung ebenso wie der inneren eine Evidenz zuerkennen, müssen wir uns an die frühere Untersuchung erinnern, nach der keine Wahrnehmung, auch nicht die evidente, an sich einen Realisierungswert hat. Ein Vorzug der inneren Wahrnehmung vor der äußeren würde somit nur darin gesucht werden können, daß sie ihren Gegenständen in höherem Maße Reales abgewinnen läßt, als die äußere. Schon unsere obigen Bemerkungen über die naturwissenschaftliche und die psychologische Realisierung mußten eine solche Annahme nahe legen. Dort ein Absehen von allen Qualitäten, die sich als abhängig vom wahrnehmenden Subjekt erweisen, hier gerade die Anerkennung einer großen Mannigfaltigkeit von Einzelerlebnissen, die auch nach Abzug der Wahrnehmungseinflüsse bestehen bleibt. Dort nur abstrakte Beziehungen zwischen den Eindrücken oder ihren Elementen als unmittelbarer Ertrag einer an der Wahrnehmung geübten Realisierung, etwa räumliche oder zeitliche Bestimmungen, Gleichheit oder Verschiedenheit und ein Mehr oder Weniger, wofür die Beziehungsfundamente erst gesucht und aufgestellt werden müssen, hier alle solche Beziehungen mit ihren Trägern, die ganze bunte Welt der Bewußtseinstatsachen. Die psychologische Realisierung der in der inneren Wahrnehmung gegebenen Erscheinungen liefert darum einen reicheren Ertrag als das entsprechende naturwissenschaftliche Verfahren. Daß es so sein muß, ergibt sich auch aus dem Verhältnis der beiderseitigen Kriterien zueinander. Die Naturwissenschaft ab-

1) Auch die gründliche Rechtfertigung, welche Kastil in seinem oben (S. 54) zitierten Buche der Annahme einer ausschließlichen Evidenz der inneren Wahrnehmung zuteil werden läßt, scheint mir die obigen Bemerkungen nicht zu entkräften. Übrigens ist diese Frage von keiner wesentlichen Bedeutung für unser Problem.

strahiert bei der Wahrnehmung von den Einflüssen des ganzen psychophysischen Subjekts, also auch von denen der Sinnesorgane auf die Empfindungen. Die Psychologie dagegen bringt nur die Auffassungsbedingungen in Abzug, welche für die Erlebnisse in der inneren Wahrnehmung bestehen. Das naturwissenschaftliche Kriterium schließt diese mit ein, ist somit umfassender und muß deshalb zu einem geringeren Ertrage bei der Realisierung der Sinneseindrücke gelangen. Das Naturreale muß in seiner nächsten Gestalt viel abstrakter, erlebnisfremder und unwirklicher sein als das psychisch Reale. Wir können somit der inneren Wahrnehmung für die Realisierung einen extensiven Vorzug vor der äußeren Wahrnehmung zweifellos zusprechen.

Dieser Vorzug der inneren Wahrnehmung vor der äußeren wird jedoch durch einen Nachteil aufgewogen. Es ist bedeutend schwieriger, an ihr, als an der äußeren Wahrnehmung im Sinne der Naturwissenschaft, eine Realisierung durchzuführen, das heißt bloß von der Auffassung der psychischen Vorgänge zu abstrahieren oder festzustellen, was diese an den Erlebnissen ändert. Die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit eines Tatbestandes vom ganzen erfahrenden Subjekt läßt sich zweifellos sicherer und leichter erkennen und abgrenzen. Schon die alltägliche Erfahrung gewöhnt uns daran, mit großer Genauigkeit zu unterscheiden, ob wir es mit realen Naturobjekten oder mit rein subjektiven Affektionen zu tun haben. Gewiß kommen auch hier Irrtümer vor, aber sie korrigieren sich meist von selbst, indem der Zusammenhang, die Gesetzmäßigkeit der Phänomene eine Anerkennung oder Verwerfung der vorgenommenen Realisierungen erzwingt. Unser ganzes Leben ist auf eine einigermaßen sorgsame Scheidung von Ich und Außenwelt gebaut, und wir brauchen meist nur die Sinnespforten zu schließen und wieder zu öffnen, um festzustellen, ob ein vom psychophysischen Subjekt abhängiges oder unabhängiges Phänomen vorliegt. Darum pflegen in der Naturwissenschaft Täuschungen über die objektive Beschaffenheit der wahrgenommenen Erscheinungen, wie z. B. die Annahme der

N-Strahlen, der Marskanäle, gewisse histologische Irrtümer u. a. gezeigt haben, in der Regel nur kurzlebig zu sein. Ganz anders verhält es sich hierin mit der psychologischen Realisierung. Wir haben hier im allgemeinen keine Veranlassung, zwischen unserer Auffassung eines psychischen Vorganges und diesem selbst zu unterscheiden, und es steht uns kein ähnlich sicheres und zuverlässiges Kriterium für das Gegebensein und den Bestand eines solchen Vorgangs zur Verfügung, wie die erwähnte Benutzung der Sinnesorgane. So bedarf es hier meist einer peinlichen Untersuchung, um zu erkennen, was Auffassung und Wahrnehmung zur Erscheinung ihres Gegenstandes beitragen. Auch ist diese Sonderung zwischen einem psychisch phänomenalen und einem psychisch realen Gegenstande noch keineswegs so allgemein anerkannt und durchgeführt, wie das entsprechende Kriterium der naturwissenschaftlichen Forschung. Es gibt noch heute, wie wir gesehen haben, Psychologen und Philosophen, die von einem besonderen Einfluß der Wahrnehmung oder Auffassung auf die Bewußtseinstatsachen nichts wissen wollen. Gewiß kommen auch hier Täuschungen vor — man braucht nur an die Illusionen und die Erinnerungstäuschungen zu denken — aber sie sind im allgemeinen viel schwerer zu durchschauen und zu berichtigen. Darum hat der Streit der psychologischen Ansichten und Theorien eine wesentliche und sehr konstante Grundlage in der Schwierigkeit, die Auffassungseinflüsse von denjenigen zu scheiden, die den aufgefaßten psychischen Vorgängen selbst innewohnen. Die Deutungen des Weberschen Gesetzes, die Erklärungen der optischen Täuschungen und manches andere kontroverse Gebiet der heutigen Psychologie legen dafür ein Zeugnis ab.

Wird man somit der ersten und nächsten Realisierungsform, die auf der Grundlage der Wahrnehmung in der Psychologie und der Naturwissenschaft geübt wird, in beiden Wissenschaften ungefähr gleichen Wert zugestehen müssen, indem die äußere wie die innere Wahrnehmung ihre besonderen Vorteile und Nachteile hat, so wird man jetzt noch zu der Frage übergehen können, ob vielleicht die an der Wahrnehmung selbst

geübte Realisierung überhaupt einen wesentlichen Vorrang vor allen anderen Realisierungsweisen beanspruchen darf. Mag es sich um innere oder äußere Wahrnehmung handeln, in jedem Falle könnte sie vielleicht als Typus und Vorbild aller anderen Realisierungen gelten, so daß diese nach ihrem Muster verfahren oder auf sie zurückgeführt werden müßten, wenn sie überhaupt berechtigt sein sollten. Ein solcher Vergleich mit den sonst noch in den Erfahrungswissenschaften und der Metaphysik angewandten Realisierungen ist nicht leicht zu ziehen, weil es schwer ist, einen Maßstab zu finden, der es erlaubte, ihre Bedeutung gegeneinander abzuschätzen. Ein solcher könnte nur in dem gemeinsamen Zweck oder Ziel aller Realisierung bestehen, auf Grund dessen nach den Ergebnissen darüber zu urteilen wäre, ob das eine Verfahren vor den anderen einen Vorzug habe. Nun sind es aber verschiedene Ergebnisse, die wir den einzelnen Realisierungsmethoden verdanken, und so kommen wir über einen relativen Vorzug oder Nachteil bei unserer Beurteilung des Wertes dieser Methoden nicht hinaus. An der Wahrnehmung kann die Realisierung zunächst nur die Abstraktion von den Einflüssen des psychophysischen oder auffassenden Subjekts bewirken. Damit kommt man jedoch nicht weit. Das fremde Seelenleben, die historischen Tatsachen, die Substrate der Naturerscheinungen kann man auf diesem Wege nicht erkennen. Wenn man daher die Wahrnehmungsrealisierung im Sinne des Konszientialismus zur einzigen überhaupt möglichen machen wollte, so würde man die Quellen für eine Erschließung jener Realitäten zustopfen.

Keine Realwissenschaft reicht mit einer Wahrnehmungsrealisierung aus. Aber die von ihr daneben angewandten Realisierungsformen, die etwa in Schlüssen oder Kombinationen bestehen, sind auch nicht einfache Erweiterungen oder bloße Nachahmungen der an der Wahrnehmung geübten Realisierungen. Gewiß kann man sagen, daß jene irgendwie und letzten Endes bei jeder Realisierung beteiligt sei. Die historischen Quellen, aus denen wir auf die Ereignisse der Ver-

gangenheit schließen, werden doch wahrgenommen, die Erscheinungen und Ausdrucksbewegungen, die uns zur Annahme eines fremden Seelenlebens führen, müssen ebenfalls wahrgenommen werden, ebenso die Akzidenzen, die wir den Natursubstanzen beilegen, die Beziehungen, für die wir nach Trägern suchen. Unsere Gedanken bauen auch nicht ihr reales Reich in die Luft hinein, sondern lassen es überall auf empirischen Fundamenten ruhen. Aber diese Abhängigkeit aller Realisierung von der Erfahrung bedeutet nicht, daß die Wahrnehmung Typus und Vorbild für sie ist, sondern nur, daß sie den Ausgangspunkt für alle Realisierungen bildet.

Man kann zwar sagen: ohne Wahrnehmung überhaupt keine Realisierung, aber nicht: Wahrnehmung ist das Ideal oder gar die einzig mögliche Form aller Realisierungen. Es könnte sich ja so verhalten, daß die Wahrnehmung nur den ersten relativ unbedeutenden Schritt erlaubte, gleichsam das Sprungbrett wäre, dessen man sich bedienen muß, um in die Realität hineinzukommen, daß sie nur das Material lieferte, bloße Vorbereitungsarbeit leistete. Auch dann würde sie eine Grundlage für alle Realisierungen abgeben müssen. Will man das zum entscheidenden Maßstabe für eine Wertbeurteilung über die verschiedenen Realisierungsformen machen, so wird man der Wahrnehmung den Vorrang vor allen anderen zusprechen, weil diese die Erfahrung voraussetzen und insofern nur auf indirektem Wege das Reale erreichen. Will man dagegen die Bedeutung der Ergebnisse als Maßstab des Vergleiches anwenden, so wird man vielleicht der realistischen Setzung und Bestimmung von Trägern, Substanzen, selbständigen Gegenständen einen größeren Wert beilegen, als den bei der Wahrnehmungsrealisierung erhaltenen unselbständigen Gegenständen. Will man endlich die Gewißheit und Sicherheit des Verfahrens als einen Maßstab des Werturteils ansehen, so wird die Entscheidung nicht leicht fallen. Denn die Evidenz, welche man der Wahrnehmung zuschreibt, ist ja keine Evidenz der an ihr geübten Realisierung. Auch bei evidenter Wahrnehmung kann

deshalb die Abstraktion von den in ihr enthaltenen Subjektivitäten unsicher und evidenzlos sein. Immerhin darf bei der grundlegenden Bedeutung der Erfahrung für alle Realisierung behauptet werden, daß die Sicherheit aller anderen Realisierungsformen, selbst wenn sie an sich unbezweifelbar gewiß sein sollten, von derjenigen der Wahrnehmung abhängt und somit den Grad der dieser zukommenden Sicherheit nicht übersteigen kann. Aber es liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß ihre Zuverlässigkeit nicht geringer ist als die einer realisierenden Feststellung an Wahrnehmungsgegenständen. Dafür bürgt uns die Allgemeingültigkeit, Notwendigkeit und Gewißheit der logischen und der mathematischen Operationen.

Nach diesen Ausführungen ist die Bedeutung des ersten konszientialistischen Arguments zu bewerten. Mag eine evidente Wahrnehmung die Grundlage aller Gewißheit in den empirischen Wissenschaften sein und mag sie nur den Bewußtseinstatsachen zugute kommen, so ist sie doch an sich noch keine Realisierung. Das bloße Vorgefundenwerden eines Gegenstandes im Bewußtsein macht ihn noch nicht zu einem realen Gegenstande. Zwischen der Wirklichkeit des Bewußtseins und der Realität besteht ein durch das Kriterium der letzteren bestimmter Unterschied. Die Erfüllung und Durchführung desselben ist keine unsichere Spekulation oder willkürliche Meinung, weil sie bereits an den Wahrnehmungsinhalten selbst einsetzt und sich mit derjenigen Strenge betätigt, welche dem experimentellen Verfahren und einer logisch-mathematischen Denkarbeit innewohnt. Die Beschränkung der Wahrnehmung durch die natürlichen Unvollkommenheiten unserer Organisation bringt es außerdem mit sich, daß wir uns nirgends in den Realwissenschaften mit ihren Angaben und Bestimmungen begnügen können, sondern mehr oder weniger weit nach vertrauenswürdigen Methoden über sie hinausgehen müssen. Als subjektiver Gewißheitseindruck ist zudem die Wahrnehmungsevidenz keine zuverlässige Bürgschaft für die Richtigkeit ihrer Aussagen. Mit alledem soll nicht be-

stritten werden, daß die Erfahrung der Ausgangspunkt und die letzte Grundlage der Realwissenschaften ist und bleibt. Es soll nur der konszientialistischen Überschätzung und Verkennung dieser Tatsache entgegengetreten werden.

2. Die logischen Schwierigkeiten der Transzendenz.

Ist die Evidenz der Wahrnehmung die positive Stütze des Konszientialismus, der feste Punkt, auf dem er stehen bleiben zu müssen glaubt, um nicht ins Bodenlose zu fallen, so ist der Kampf gegen die Transzendenz die Kehrseite seines Standpunktes, die polemische Ergänzung und Rechtfertigung desselben, die Kennzeichnung des Abgrundes, in den man versinkt, wenn man die sichere Grundlage der Bewußtseinstatsächlichkeit aufgibt. An dieser Polemik gegen die Möglichkeit einer Überschreitung der Bewußtseinsgrenzen haben sich hervorragende Philosophen des 18. und des 19. Jahrhunderts beteiligt. Sie haben in erster Linie logische Bedenken gegen die Transzendenz ins Feld geführt, also nicht sowohl die erste Stufe der Realisierung, als vielmehr die zweite abzutragen oder für unbetretbar zu erklären gesucht. Dabei lassen sich drei verschiedene Formen des bezeichneten Gegensatzes voneinander sondern. Man kann zunächst darauf hinweisen, daß der Gedanke eines ungedachten Gegenstandes einen Widerspruch in sich enthalte. Wie kann man ein Objekt, das man denkt, als ein außerhalb des Denkens bestehendes Objekt fassen? Zu einem ähnlichen Widerspruch scheint sodann der Gedanke eines vom Denken unabhängigen Gegenstandes zu führen. Indem er gedacht wird, kann er doch wohl nicht als ein vom Denken unabhängiger Gegenstand betrachtet werden. Endlich hat man darauf hingewiesen, daß die realen Objekte Bewußtseinsinhalte sein müßten, weil wir sonst nichts von ihnen wissen könnten. Ein transzendenter Gegenstand wäre ein sinnloser Laut, ein grundloses Denkprodukt, weil und sofern wir nur die in unser Bewußtsein fallenden, in ihm gegebenen Inhalte zu erfassen vermögen.

a) Der Widerspruch im Gedanken eines ungedachten Gegenstandes.

Mit großer Klarheit und Beredsamkeit hat bereits Berkeley auf die hier zu besprechende logische Schwierigkeit hingewiesen. Er findet in dem Begriff eines ungedachten Dinges einen unmöglichen Widerspruch[1]). Man kann sich, so sagt er, gewiß vorstellen, daß Bäume in einem Wald oder Bücher in einer Bibliothek existieren, ohne sie wahrzunehmen, aber dabei werden sie doch immer gedacht oder vorgestellt. Um zu erweisen, daß die Objekte des Denkens außerhalb des Geistes existieren, müßte man denken, daß sie existieren, ohne gedacht zu werden, was ein offenbarer Widerspruch ist. Jeder Gedanke an Körper ist und bleibt eben ein Gedanke. An einer anderen Stelle erklärt er, daß man ebensowenig Ungedachtes denken, wie Ungesehenes sehen könne[2]). Wir können dieser logischen Schwierigkeit auch folgenden Ausdruck geben. Das Transzendente ist entweder undenkbar oder denkbar. Ist es undenkbar, also kein möglicher Gegenstand des Denkens, so scheidet es überhaupt aus unserer Betrachtung aus. Ist es dagegen denkbar, ein möglicher Gegenstand des Denkens, so kann es nicht zugleich jenseits und außerhalb des Denkens, ein Ungedachtes oder Undenkbares sein.

In dieser Argumentation wird mit vollem Recht das Denken als diejenige Funktion bezeichnet, die allein ein Transzendentes setzen und bestimmen könne. In der Tat sind Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle für die Realisierung der Naturwissenschaft nicht in Betracht zu ziehen. Die Atome und Kräfte, die Massen und Energien, die mechanischen und chemischen Beschaffenheiten können nur gedacht, nicht als Empfindungen oder Vorstellungen erlebt werden. Aber zugleich ist die Eigenart des Denkens in diesem Argument nicht zu

---

1) Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Deutsch von Überweg S. 32ff.

2) Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Deutsch von Richter S. 49ff.

ihrer Geltung gekommen. Das Denken wird behandelt, als wenn es nichts anderes als eine Empfindung oder Vorstellung wäre. Das Rot ist zweifellos ein Inhalt der Farbenempfindung, in der ich es erfahre, das Bild einer abwesenden Persönlichkeit ist ebenso ein Inhalt der Gesichtsvorstellung, in der es mir gegeben ist. Aber der Quarzkristall, an den ich denke, ist nicht in gleicher Weise Inhalt des Gedankens, durch den ich ihn mir vergegenwärtige. Er wird kein Gedanke dadurch, daß ich ihn denke. So kann ich auch ein Gefühl der Lust oder Unlust, eine Empfindung süß oder blau, eine Vorstellung Baum oder Schlüssel denken, ohne damit die Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen selbst zu Gedanken machen zu müssen. Darum liegt in dem Denken von Gegenständen, die keine Gedanken sind, gar kein Widerspruch, während in der Empfindung von Farben, die keine Empfindungen sind, in dem Erinnerungsbilde eines Geruchs, der kein Erinnerungsbild wäre, in dem Gefühl einer Lust, die nicht zu den Gefühlen gehörte, allerdings ein Widerspruch läge.

Die hier besprochene logische Schwierigkeit entspringt also im Grunde nur aus einer ungenügenden Psychologie. Es ist kein Zufall, daß sie von einer Seite stammt, die gewöhnt war, alle Bewußtseinsinhalte als „Ideen" zu betrachten und damit nach dem Schema von Empfindungen und Vorstellungen zu behandeln. Berkeley hatte zudem die Gleichwertigkeit der Gedanken mit den Empfindungen und Vorstellungen noch dadurch unterstützt, daß er gegen die abstrakten und allgemeinen Ideen zu Felde gezogen war. Damit schien der letzte Unterschied zwischen einer Vorstellung und einem Gedanken beseitigt zu sein, und so braucht denn auch Berkeley die Ausdrücke Vorstellen und Denken promiscue. Die psychologische Eigenart des Denkens, das auf Gegenstände gerichtet sein kann, die selbst keine Gedanken sind, das, wie man das auch genannt hat, einer Transzendenz fähig ist, mußte erst entdeckt werden, um die hier in Rede stehenden Schwierigkeiten aus dem Wege räumen zu können.

Die Formulierung des Widerspruchs in diesem Argument

des Konszientialismus enthält freilich noch eine über die Verkennung der psychologischen Natur des Denkens hinausgehende dialektische Wendung. Der Gedanke eines ungedachten Gegenstandes, das kann auch so interpretiert werden, daß der Gegenstand gleichzeitig gedacht und nicht gedacht werde. Selbstverständlich soll das Gedachtwerden in diesem Sinne nicht bestritten werden. Wenn ich behaupte, daß die gedachten Gegenstände keine Gedanken sind, so meine ich damit nicht, daß sie überhaupt nicht gedacht werden. Es sollte nur die Tatsache betont und verwertet werden, daß das Denken auf Gegenstände gerichtet sein kann, die von ihm selbst wesentlich verschieden sind und darum durch das Gedachtwerden nicht bloße Inhalte des Denkens oder Gedanken werden. Das Denken assimiliert sich seine Gegenstände nicht, sondern bleibt bloß auf sie gerichtet. Daß sie gedacht werden, ändert nichts an ihrer sonstigen Beschaffenheit, sie bleiben, was sie sind, Begriffe oder Objekte, Wirklichkeiten des Bewußtseins oder Realitäten. Die Unterschiede der Gegenstände werden nicht dadurch aufgehoben, daß diese denkend erfaßt werden. Wenn wir daher in einem Denken von ungedachten Gegenständen keinen Widerspruch finden, so meinen wir natürlich nicht, daß dieselben Gegenstände gedacht und nicht gedacht werden, sondern daß ein Gegenstand, der gedacht wird, dadurch nicht zum bloßen Gedanken wird.

In der Neuzeit hat Schuppe einen ähnlichen logischen Einwand gegen den Realismus und die von ihm geforderte Transzendenz entwickelt[1]). Nach ihm liegt freilich im Begriff des Erkennens von Hause aus, daß es ein Etwas zum Objekt haben muß, welches nicht selbst ein Erkennen ist. Das Denken steht somit im Gegensatz zum Fühlen und Wollen. Aber wenn diese als Objekte gedacht werden, so entstehen keinerlei erkenntnistheoretische Bedenken, weil sie von vornherein nur als Inhalt des Bewußtseins gedacht werden, weil also ihre Existenz in gar keinem anderen Sinne behauptet wird, als in dem, daß

1) Erkenntnistheoretische Logik 1878 S. 33f. 69.

man sich ihrer eben bewußt wird. Die Schwierigkeit hebt erst an, wenn man Objekte annimmt, die keine Bewußtseinsinhalte sind. Wie kann ein solches Sein, dessen Existenz außerhalb des Bewußtseins bestehen soll, Objekt des Denkens werden oder in das Bewußtsein hineinpraktiziert werden? Ist das Werk gelungen, so geht die Erkenntnis doch nur auf das, was nun glücklich Bewußtseinsinhalt geworden ist. Meint man aber, sie solle auf das gehen, was ohne Objekt zu sein vorher schon existierte, so muß doch irgendwie erkannt werden, daß der neue Bewußtseinsinhalt mit einem Sein, welches vorher nicht Bewußtseinsinhalt war, identisch ist. Um aber eine solche Vergleichung ausführen zu können, muß man das an sich Existierende immer schon denken und kennen. Schon mit dem Gedanken eines außerhalb des Bewußtseins Existierenden hebt man dieses „Außerhalb" eo ipso auf. Es ist somit einfache Tatsache, daß alles Sein, welches Objekt des Denkens werden kann, immer schon seinem Begriffe nach Bewußtseinsinhalt ist und als solcher im bewußten Ich besteht. Ein Sein, welches nicht oder noch nicht Bewußtseinsinhalt wäre, ist eine Contradictio in se, ein undenkbarer Gedanke, ein inhaltsloser Laut.

Obwohl wir es hier mit einer fortgeschrittenen Psychologie zu tun haben, herrscht doch auch hier noch eine Unzulänglichkeit der Einsicht in die Natur des Denkens vor. Schuppe hat das Erkennen und Denken von seinem Objekt ausdrücklich geschieden. Der Gegenstand des Denkens braucht kein Gedanke zu sein. Aber er muß ein Bewußtseinsinhalt sein. Etwas zu denken, was nicht Bewußtseinsinhalt wäre, ist für ihn eine unmögliche Aufgabe, ein offenkundiger Widerspruch. Aber auch dieser Erweiterung des logischen Einwandes müssen wir entgegenhalten, daß sie der Eigenart des Denkens nicht gerecht wird. Das Denken an den Kirschbaum in meinem Garten macht ihn ebensowenig zum Bewußtseinsinhalt, wie zum Gedanken. Etwas denken und das Gedachte im Bewußtsein haben, ist durchaus nicht dasselbe. Die einfachste Überlegung dessen, was wir meinen, wenn wir unser

Denken auf sogenannte außenweltliche Gegenstände richten, zeigt uns sofort, daß unsere Intention dabei keine Bewußtseinsinhalte meint. Der Widerspruch, den Schuppe darin findet, entsteht nur durch seinen unklaren Begriff des Bewußtseins. Versteht man darunter die Gesamtheit der Erlebnisse eines Subjekts, so kann ein gedachtes Objekt der Außenwelt nicht dazu gerechnet werden. Versteht man aber darunter ein Wissen, so gelangt man zu der harmlosen Erklärung, daß alle Gegenstände des Erkennens oder Denkens eben Gegenstände des Erkennens oder Denkens, des Wissens sind. Indem Schuppe diese beiden Bedeutungen des Bewußtseinsbegriffs nicht auseinanderhält, gelangt er zur Konstruktion eines Widerspruches in dem Gedanken eines Gegenstandes, der nicht Bewußtseinsinhalt, das heißt Erlebnis meines bewußten Ich wäre[1]).

Mit der Anerkennung der sich in der sogenannten Transzendenz äußernden Eigenart des Denkens ist selbstverständlich noch nicht das reale Dasein eines gedachten Gegenstandes gewährleistet. Man kann ja auch fiktive, ideale Objekte denken. Es soll damit vielmehr nur das Hinausweisen des Denkens über sich selbst, das Gerichtetseinkönnen auf etwas, was nicht Gedanke, nicht Bewußtseinsinhalt ist, verstanden werden. Man darf diese Transzendenz des Denkens nicht übertreiben. Sie besagt nicht, daß nur dasjenige gedacht werden könne, was nicht Gedanke oder Bewußtseinsinhalt sei. Es können vielmehr auch Bewußtseinsinhalte gedacht werden, wie z. B. Gefühle, Empfindungen, Vorstellungen. Ebenso kann das Denken auf Gedanken, d. h. auf gedankliche Bewußtseinsinhalte gerichtet sein, in denen Gegenstände unanschaulich vergegen-

---

1) Otto Selz hat in seiner gründlichen und klaren Untersuchung über die psychologische Erkenntnistheorie und das Transzendenzproblem (Arch. f. d. ges. Psychologie, 16. Bd. S. 38ff.) mit Recht darauf hingewiesen, daß der Name Bewußtseinsinhalt ganz verschiedene Bedeutungen hat und der logische Einwand des Konszientialismus durch deren Vermischung entsteht. Ähnliches hatte ich bereits in der ersten Aufl. meiner Einl. in die Philosophie (1895 S. 215f.) ausgeführt.

wärtigt werden. Die Transzendenz im Sinne des Realismus ist also nur eine unter den möglichen Richtungen des Denkens. Man hat diesen Tatbestand auch so ausgedrückt, daß man zwischen Inhalt und Gegenstand beim Denken unterschieden hat. Twardowski[1]), Husserl[2]) und Th. Lipps[3]) haben besonders darauf hingewiesen. So schildert Lipps z. B., daß man in den Bildern oder Inhalten mit dem geistigen Auge eine Welt von Gegenständen erfasse, die dem Bewußtsein transzendent, in ihrem Dasein wie in ihrer Beschaffenheit davon unabhängig sind, wie es mit den Bildern von ihnen oder überhaupt mit dem Bewußtsein von ihnen bestellt sein mag. Gegenstand ist dabei nach Lipps, was ich denke: das Haus, von dem ich urteile, daß es in dieser oder in jener Stadt steht oder auch nicht steht, ebenso die Zahl, von der ich eine Relation zur anderen aussage. Beide sind verschieden von dem Bilde des Hauses, das ich wahrnehme oder in der Erinnerung vorstelle, und von dem Bilde der Zahl, das ich sehe. Von diesen Bildern gilt nicht, daß sie in einer Stadt stehen oder eine Relation zu anderen Zahlen haben, sie sind vielmehr in meinem Bewußtsein, meine Bewußtseinsinhalte. So kann auch der gleiche Gegenstand in verschiedenen Bildern, den wahrgenommenen ebenso wie den vorgestellten, und in verschiedenen Lebhaftigkeitsgraden und Ansichten derselben gedacht werden. Auch ist die Zahl der Bilder so groß wie die der Subjekte, die einen Gegenstand denken, während der von ihnen gedachte Gegenstand nur einer ist. Dabei repräsentiert der Inhalt den Gegenstand auf Grund einer zwischen ihnen bestehenden symbolischen Relation.

---

1) Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen, 1904. Auch A. Meinong hat sich dafür ausgesprochen.

2) Logische Untersuchungen II. Band 1901.

3) Leitfaden der Psychologie 3. Aufl. 1909. Gegen den Konszientialismus hat namentlich W. Freytag (D. Realismus u. d. Transzendenzproblem 1902) die Transzendenz des Denkens mit Nachdruck geltend gemacht. Vgl. dazu meine Besprech. in d. Gött. gel. Anz. 1904.

An diesen Äußerungen muß uns auffallen, daß darüber nichts gesagt wird, wie ich die Gegenstände denke. Es ist doch nicht einfach so, daß ich die Gegenstände denke, wie sie an sich sind, sondern ich kann sie sehr wohl vollständiger und unvollständiger, mehr oder weniger zutreffend denken. Die Bilder der Wahrnehmung oder der Erinnerung geben dafür keine Erklärung. Es kann eine Verschiedenheit der Gedanken über denselben Gegenstand bestehen, ohne daß die Bilder sie ausdrückten. Ein Architekt und ein Laie, die dasselbe Bauwerk betrachten, werden im wesentlichen dasselbe Wahrnehmungsbild, aber zugleich sehr verschiedene Gedanken über seinen Gegenstand haben. Außerdem können, wie die moderne Denkpsychologie gezeigt hat, die Bilder bei dem Denken an Gegenstände überhaupt fehlen, ohne daß dadurch die Gedanken von ihnen ihre Besonderheit und Mannigfaltigkeit verlören. Ich denke also nicht nur überhaupt Gegenstände, an Transzendentes, sondern ich denke auch etwas von diesen Gegenständen, was mit den anschaulichen Inhalten meines Bewußtseins nicht zusammenzufallen braucht. Zum Denken gehört somit nicht nur eine Richtung auf Gegenstände, sondern auch eine Wasbestimmtheit, wie Bühler sich ausgedrückt hat[1]).

Wir müssen daher zwischen den Gedanken und ihren Gegenständen auch aus diesem Grunde einen wesentlichen Unterschied machen und können unsere Betrachtungen über die logische Schwierigkeit des Realismus auch durch diese Erörterungen stützen. Wenn die Gedanken, in denen wir uns einen Gegenstand vergegenwärtigen, mit ihm weder in einer Identitäts- noch in einer Gleichheitsbeziehung stehen, so verliert der Widerspruch in dem Gedanken eines Ungedachten, d. h. nicht Gedanke Seienden und nicht zum Bewußtseinsinhalt Gehörenden vollends seine Bedeutung. Ebenso aber ist damit das Denken nicht ohne weiteres ein Denken von realen Gegen-

1) Archiv f. d. ges. Psychologie Band IX S. 351 ff.

ständen und der Gedanke nicht ohne weiteres eine Bestimmung derselben. Das Denken, Setzen, Meinen von Objekten und das Erkennen, Erfassen, Wissen ihrer Beschaffenheit ist durchaus zweierlei. So gehören auch die Gedanken, nicht nur die Bilder der Wahrnehmung oder der Erinnerung, zu den Inhalten des Bewußtseins. Damit soll nicht bestritten werden, daß wir durch sie auch solche Beschaffenheiten uns vergegenwärtigen können, die sich in anschaulichen Inhalten gar nicht wiedergeben lassen. Ich erinnere nur an die Theorien der mathematischen Physik, bei denen bloße Raum- und Zeitschemata herangezogen und in abstrakte Wechselbeziehungen miteinander gesetzt werden.

Wenn wir bereits hier gegen die Auffassung Stellung genommen haben, nach der das Denken ohne weiteres reale Gegenstände zu erfassen befähigt sei, so wollten wir auch von diesem Gesichtspunkte aus auf die Notwendigkeit einer besonderen Kriterienlehre für die erkenntnistheoretische Begründung des Realismus hinweisen. Das Denken mit all seiner logischen Gesetzmäßigkeit ist an sich ebensowenig schon eine Realisierung, wie die Wahrnehmung mit ihrer Evidenz. Dadurch, daß wir die logische Schwierigkeit des Transzendierens durch einen Hinweis auf die Eigenart des Denkens hinweggeräumt haben, ist daraus noch nicht eine Realisierung geworden. Unsere Widerlegung des ersten logischen Arguments des Konszientialismus hat deshalb auch nicht etwa einen anderen Konszientialismus an die Stelle des von uns bekämpften gesetzt. Wenn die gedachten Gegenstände als solche transzendent im Sinne des Realismus wären, dann würde ja wiederum der Unterschied zwischen einer Bewußtseinsgegebenheit und einer Realisierung aufgehoben sein. Indem wir die Gedanken und ihre Gegenstände voneinander trennen und diese letzteren sowohl in der Bewußtseinssphäre als in einem idealen oder realen Reich suchen können, ist eine konszientialistische Wendung unserer Polemik gegen den vermeintlichen Widerspruch in dem Denken oder Wissen eines ungedachten oder ungewußten Gegenstandes ausgeschlossen.

b) Der Widerspruch im Gedanken eines vom Denken unabhängigen Gegenstandes.

Dieses Argument des Konszientialismus ist, soviel wir wissen, nicht selbständig geltend gemacht worden, sondern in Verbindung mit dem vorhin genannten und dem folgenden Argument. Im Interesse einer vollständigen Würdigung der in Betracht kommenden Einwände wollen wir es trotzdem isolieren und für sich prüfen. Wendet man gegen den Gedanken eines ungedachten Dinges ein, daß dieses doch gedacht werde, so schließt man daran leicht die damit nicht ohne weiteres verbundene Auffassung, daß es folglich nicht vom Denken unabhängig bestehe. Diese Unabhängigkeit kann einen verschiedenen Sinn haben. Sie kann zunächst ein unabhängiges Sein, sodann eine unabhängige Beschaffenheit bedeuten. Dabei versteht man unter der Unabhängigkeit eines *a* von einem *b* oder unter der Selbständigkeit des *a*, daß *a* gesetzt oder bestimmt sein kann, ohne daß *b* dabei vorausgesetzt oder vorausbestimmt sein müßte. Unabhängigkeit besagt den Mangel einer Zuordnung des Seins und der Beschaffenheit von *a* zu dem Sein und der Beschaffenheit von *b*. Wenn wir deshalb die Unabhängigkeit eines gedachten Objektes vom Denken behaupten, so meinen wir damit, daß das Dasein und die Entstehung, die Beschaffenheit und die Veränderung des Objektes nicht an ein entsprechendes Dasein und die Entstehung, Beschaffenheit und Veränderung eines auf ihn gerichteten Gedankens oder Denkens gebunden seien. Das Gedachtwerden eines Gegenstandes drückt nicht ohne weiteres eine Abhängigkeit desselben vom Denken aus.

Wie ist man nun doch zu dieser Annahme und damit zu der Formulierung des hier in Rede stehenden Einwandes gekommen? Liebmann hat in seiner scharfsinnigen Widerlegung des Idealismus[1]) darauf hingewiesen, daß man einen

1) Zur Analysis der Wirklichkeit 2. Aufl. 1880 S. 19ff.

leibhaftigen Zirkelbeweis erbringe, wenn man aus dem Gedachtwerden eines Gegenstandes folgere, daß sein Dasein nur im Gedachtwerden bestehe. Ungefähr äquivalent wäre nach ihm folgende Demonstration: „Das Bild im Spiegel besteht aus Farben, Licht, Schatten, Gestalt; und die Existenz dieser Qualitäten im Spiegel besteht in ihrem Abgespiegeltwerden. Ergo: ohne Spiegel gibt es keine Farben, Licht, Schatten, Gestalt." Wenn das Gedachtwerden die einzige Daseinsform eines Gegenstandes wäre, so könnten wir das nach Liebmann nicht einmal wissen. Aber es liegt doch noch etwas anderes in diesem Argument vor, nämlich der Hinweis auf eine wirkliche Abhängigkeit dessen, was wir für Gegenstände halten, von unserem Denken derselben. Steht man auf dem Standpunkte des Kantschen Apriorismus, dann erscheint das Denken und Wissen als eine seinen Gegenstand modifizierende Funktion. Eine kategoriale Formung ist diesem bei seinem Gedachtwerden zuteil geworden, und damit ist er selbst in eine zweifellose Abhängigkeit seiner Beschaffenheit vom Denken geraten. Wir werden später, bei der Würdigung des Phänomenalismus, also bei der Beantwortung unserer dritten Frage (S. 5), auf die Gründe des Apriorismus näher einzugehen haben. Für die Abwehr unseres jetzigen logischen Einwandes konszientialistischer Herkunft genügt es, auf die Möglichkeit eines vom Denken unabhängigen Gegenstandes hinzuweisen und damit den Widerspruch zu beseitigen, der dem Gedanken eines vom Denken unabhängigen Gegenstandes anhaften sollte. Können wir auch nur in einem einzigen Falle diese Unabhängigkeit einwandfrei dartun, so ist die hier gestellte Aufgabe bereits gelöst.

Ein solcher Fall liegt, wie Freytag in seinem wertvollen Buche[1]) gezeigt hat, bei den Bewußtseinsinhalten, die gedacht werden, vor. Schon Schuppe hatte das in seiner Weise zugegeben, indem er den Unterschied zwischen dem Denken und dem Fühlen und Wollen als seinen Objekten betonte. Hier

1) Vgl. oben S. 87.

erleben wir in der Tat, daß die Gegenstände unseres Denkens ihr eigenes Sein, ihr eigenes Entstehen und Vergehen, ihre eigene Beschaffenheit und Veränderung haben, ohne daß das Denken darauf einen angebbaren Einfluß hätte. Aber auch die idealen Objekte zeigen eine von den Idealwissenschaften durchweg anerkannte Selbständigkeit ihres gesetzmäßigen Verhaltens gegenüber dem dasselbe vergegenwärtigenden Denken. Die Größen und Zahlen der Mathematik haben ihre festen Relationen, an denen das Denken und die wechselnden Gedanken nicht zu rütteln vermögen. Ebenso sind die Begriffe, Urteile und Schlüsse der Logik in ihrer Geltung, in ihrer Beziehung aufeinander und in ihrer Beschaffenheit von einem Denkakt unabhängig, der sich auf sie richtet und sie sich vergegenwärtigt. Diese Selbständigkeit der idealen Bedeutungen ist bekanntlich besonders von Husserl in seinen bahnbrechenden Logischen Untersuchungen dargetan worden.

Man kann die Unabhängigkeit der Gegenstände vom Denken geradezu in den Grundprinzipien der Logik ausgesprochen finden. Das soviel behandelte Prinzip der Identität besagt nach dieser Auffassung, daß ein jeder Gegenstand innerhalb der Denkoperationen, die an und mit ihm vorgenommen werden, mit sich selbst identisch bleibe, also durch sie keine Veränderung erfahre. Man hat darin eine bloße Tautologie finden wollen, was das Prinzip nach der hier entwickelten Bedeutung zweifellos nicht ist. Man hat darin auch ein metaphysisches Prinzip gesehen, wonach der gedachte Gegenstand mit dem ihm entsprechenden Wirklichen identisch wäre, also eine Identität von Denken und Sein bestände, oder eine Identität des Gegenstandes mit sich selbst im Sinne des vorgestellten oder des wirklichen Objekts darin erblicken wollen. Das alles trifft nicht die grundlegende logische Bedeutung unseres Prinzips. Die Unabhängigkeit der Gegenstände von den mannigfachen logischen Operationen in Urteilen, Schlüssen, Beweisen u. a. ist vielmehr der höchst bedeutungsvolle Sinn desselben. Man kann ihm daher auch den Ausdruck geben: in allem Wechsel der logischen Operationen beharrt der Gegen-

stand[1]). Damit ist in der Tat eine notwendige Voraussetzung für die Ausführbarkeit dieser Operationen und ihrer Anwendungen in der Wissenschaft bezeichnet. Würde sich der Gegenstand, der in einen Schluß eingeht, mit den Urteilen, die wir zur Vollziehung desselben aufstellen müssen, ändern, so könnte niemals reinlich geschlossen werden. Die Ableitbarkeit eines Urteils aus einem andern setzt voraus, daß die gleichbezeichneten Gegenstände dabei keine Modifikation erfahren.

Der Grundsatz der Identität ist hiernach ein allgemeinstes logisches Prinzip, welches das Verhältnis des Denkens zu seinen Gegenständen regelt. Er sichert der Logik und aller wissenschaftlichen Arbeit, in der das Denken eine Rolle spielt, eine Objektivität, die für alle Darstellung geradezu als Lebensbedingung angesehen werden muß. Beweisen läßt er sich nicht, weil jeder Beweis ihn schon voraussetzt. Daß er auch nicht selbstverständlich ist, ergibt sich aus dem Vergleich mit anderen Operationen, die wir an einem Gegenstande vornehmen können. Das Formen und Gestalten des bildenden Künstlers läßt seinen Gegenstand nicht unverändert, ebensowenig das Wirken und Handeln in der Praxis des Lebens. Aber auch das Wahrnehmen und Vorstellen unterscheiden sich hierin vom Denken, weil und sofern bei ihnen der Einfluß einer wechselnden Erfahrung in Form von apperzeptiven oder assimilativen Faktoren bekanntlich mitwirkt.

Geradeso wie das Prinzip der Identität läßt sich auch das des Widerspruchs als eine axiomatische Bestimmung über das Verhältnis des Denkens zu seinen Gegenständen fassen. Dann ist es die Kehrseite, die negative Ergänzung des Identitätsprinzips und besagt: der Gegenstand A wird durch keine logische Operation ein non-A, kann durch das bloße Denken nicht in ein non-A verwandelt werden. Daneben erlangt es freilich noch eine selbständige Bedeutung dadurch, daß es

1) Enger ist die von J. Geyser (a. a. O. S. 279f.) im Anschluß an H. Cohen (Logik d. reinen Erkenntnis 1902 S. 79f.) gewählte Fassung eines Prinzips der Überindividualität des Urteilsinhaltes, das die Unabhängigkeit des Urteilsinhalts vom Urteilsakt bezeichnen soll.

die Widerspruchslosigkeit zur Bedingung aller logischen Operationen macht.

Ist die Unabhängigkeit der gedachten Gegenstände vom Denken ein Grundprinzip aller Logik und Wissenschaft, wird es bei den Wirklichkeiten des Bewußtseins ebenso wie bei den idealen Objekten durchweg anerkannt, so wird man auch die realen Objekte in diese Bestimmung mit einschließen dürfen. Wir glauben also nicht nur keinen Widerspruch zu begehen, wenn wir die Unabhängigkeit der Gegenstände vom Denken trotz ihres Gedachtwerdens behaupten, sondern zugleich eine das Denken auszeichnende Eigentümlichkeit damit hervorgehoben zu haben. So erweist sich auch das zweite logische Argument des Konszientialismus als unhaltbar. Ob freilich das Denken reale Objekte erfaßt oder nicht, wird durch die Unabhängigkeit seiner Gegenstände von seinen Operationen keineswegs schon entschieden. Hier bedarf es wiederum eines besonderen Kriteriums der Realität[1]).

c) Die Grundlosigkeit der Transzendenz.

Die logische Schwierigkeit, die in dem Realismus gefunden wird, kann noch eine andere Gestalt annehmen. Man kann mit Rickert sagen[2]): Alles was für mich da ist, steht unter der allgemeinsten Bedingung Tatsache meines Bewußtseins zu sein. Mit welchem Rechte oder Grunde wird dann ein Gegenstand der Erkenntnis angenommen, der nicht Bewußtseinstatsache ist? Indem Rickert keinen legitimen Grund für eine solche Transzendenz findet, stellt er sich nicht auf den Standpunkt derjenigen Erkenntnistheoretiker, die in dem

1) Vgl. dazu die in der Hauptsache übereinstimmende Behandlung der angeblichen logischen Schwierigkeiten des Realismus bei G. Störring: Einführung in die Erkenntnistheorie 1909, S. 124ff. Eine Ergänzung unserer Würdigung des Konszientialismus bildet hier namentlich die Kritik der Mill-Laasschen Lehre von den permanenten Möglichkeiten der Empfindung (S. 132ff.)

2) Der Gegenstand der Erkenntnis 2. Aufl. 1904 S. 20. 33f. 29. 36ff. 40. 49ff. 72f.

bloßen Gedanken eines Transzendenten bereits einen Widerspruch erblicken. Er gibt ihn vielmehr als möglich zu, fordert aber, daß seine Annahme zureichend begründet werde. Ohne solche Begründung, ohne den Nachweis ihrer Berechtigung wäre die Transzendenz ein bloßer Einfall, eine willkürliche und damit eine wissenschaftlich unzulässige Hypothese. Rickert versteht unter Bewußtsein die allgemeine Seinsweise aller immanenten Objekte, nicht ein individuelles, einem psychophysischen oder psychologischen Subjekt zugehöriges Bewußtsein. Der Standpunkt der Immanenz ist nach ihm der einzig zutreffende, weil uns nichts zur Annahme eines Transzendenten zwingt. Der Satz der Immanenz, wonach alle Gegenstände Bewußtseinstatsachen sind, wird auch als eine unmittelbar evidente Wahrheit bezeichnet[1]).

1) Das wertvolle Buch von Jonas Cohn: Voraussetzungen und Ziele des Erkennens (1908) steht mit seiner Anerkennung des Satzes der Immanenz und mit seiner Unterscheidung des individuellen und des überindividuellen Ich auf dem Rickertschen Standpunkte, hat ihn aber in wissenschaftlich befriedigenderer Form vertreten (S. 14ff.). Er versteht unter dem Satze der Immanenz, „daß alles, was erkannt werden soll, unter den Bedingungen der Erkenntnisformen stehen muß" (S. 26). Damit ist nicht der objektive Idealismus vertreten, das Objekt also nicht zum Erzeugnis des erkennenden Ich gemacht. Das überindividuelle Ich ist dabei nur das logische Subjekt der allgemeingültigen Erkenntnis. Wenn nun aber die Erkenntnisformen, deren Mitwirkung bei jeder Einzelforschung wir keineswegs bestreiten, selbst nichts anderes als Erkenntnisresultate sind? Dann würde die Abhängigkeit der Objekte von den Erkenntnisformen nur bedeuten, daß frühere Ergebnisse der Untersuchung bei der Bestimmung neuer Objekte verwertet werden, daß also mit wachsender Erkenntnis eine Ersparnis an Erkenntnisarbeit eintritt. Es läge dann nicht sowohl eine Abhängigkeit der Gegenstände vom Erkennen, als vielmehr eine Abhängigkeit späterer von früherer Erkenntnis vor. Die angeblichen Erkenntnisformen aber würden dann genau so gegenständlich sein, wie das vor ihrer Anwendung von ihnen unabhängig gedachte Objekt. Übrigens bringt die Ablehnung des objektiven Idealismus bei Cohn eine so große Übereinstimmung zwischen seiner und unserer Auffassung hervor (er ist ja auch weit entfernt davon, Konszientialist zu sein), daß wir keinen Grund haben, uns in diesem ersten Teile unserer Untersuchung mit ihm auseinanderzusetzen.

Im Anschluß daran hat Rickert die für eine Transzendenz in Betracht kommenden Gründe erörtert und zu widerlegen gesucht. Durch einen Kausalschluß kann man über das Bewußtsein nicht hinauskommen. Denn eine Ursache für das Bewußtsein überhaupt kann das Transzendente nicht sein. Es gibt nur Ursachen für reale Partialvorgänge, und das Bewußtsein überhaupt ist natürlich kein derartiger Vorgang. Ebensowenig kann das Ergänzungsbedürfnis über das Bewußtsein hinausführen. Man kann zwar die Inhalte des Bewußtseins lückenhaft und fragmentarisch nennen und behaupten, daß sich darauf allein keine Wissenschaft aufbauen lasse. Aber diese Lückenhaftigkeit gilt wiederum nur von den Inhalten des Bewußtseins, nicht von diesem selbst, und kann darum nur durch neue Inhalte desselben Bewußtseins ergänzt werden. Auch auf den Willen kann man sich nicht berufen, um Transzendentes zu begründen, indem man die Notwendigkeit eines Widerstandes, eines Objekts, eines Angriffspunktes für den Willen betont. Denn die so gesetzten Gegenstände hören damit nicht auf, Bewußtseinstatsachen zu sein. Selbst die Erklärung, daß alles Sein durch solche Korrelation zum Bewußtsein zu einem psychischen Sein werde und damit eine andere, physische Seinsart gefordert sei, hilft nichts. Denn es handelt sich ja bei der Behauptung der Immanenz nicht um Seinsarten im Sinne besonderer Gegenstände, sondern um eine allgemeine Seinsform, die nicht psychisch genannt werden darf.

Mit diesen Ausführungen wendet sich Rickert nur gegen den erkenntnistheoretischen Realismus, der stets ein metaphysischer Realismus sei. Hier habe man eingesehen, daß die gesamte Welt unserer möglichen Erfahrung Bewußtseinsinhalt sei, behaupte aber trotzdem die Existenz einer anderen, nicht bewußt gegebenen, also metaphysischen Wirklichkeit. Sein erkenntnistheoretischer Idealismus will dagegen den empirischen Realismus der Einzelwissenschaften unangetastet lassen, weil er nur immanente Objekte, also Bewußtseinsinhalte kenne. Durch diese Scheidung sucht Rickert den Streit auf das erkenntnistheoretische Gebiet zu beschränken. Von einer

Metaphysik als Realwissenschaft aber ist überhaupt nicht die Rede.

Suchen wir zunächst festzustellen, ob eine solche Unterscheidung zwischen einem erkenntnistheoretischen und einem empirischen Realismus berechtigt ist, so werden wir sie auf unserem Standpunkte ablehnen müssen. Unsere erkenntnistheoretische Grundlegung des Realismus erstrebt eine Theorie der Realwissenschaften und sieht in der Erkenntnistheorie überhaupt nichts anderes als eine Lehre von den materialen Voraussetzungen der Wissenschaften. Wenn es sich daher so verhielte, wie Rickert behauptet, daß die Einzelwissenschaften ihre Realitäten sämtlich als Bewußtseinsinhalte fassen, so würden wir keinen Grund haben, uns mit ihm auseinanderzusetzen. Aber wir müssen diese Behauptung von Rickert auf Grund unserer Kenntnis der Realwissenschaften als unrichtig bezeichnen. Für die Metaphysik läßt sich das, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, dartun. Wer Monaden setzt und bestimmt, einen Willen als Weltprinzip behauptet, Gott als den Leiter des Weltgeschehens ansieht, betrachtet alle diese Realitäten zweifellos nicht als Bewußtseinsinhalte. Aber auch die Einzelwissenschaften stehen nicht auf dem Standpunkte, daß sie es nur mit immanenten Objekten, also mit Gegenständen für ein erkenntnistheoretisches Subjekt oder ein Bewußtsein überhaupt zu tun haben. Wer in der Chemie und Physik, in den anorganischen und den organischen Wissenschaften, in der Psychologie und den Geisteswissenschaften über die gelegentliche Redeweise einzelner erkenntnistheoretisch angekränkelter Forscher hinweg den bleibenden Sinn dieser wissenschaftlichen Bestimmungen über Gegenstände der Natur, des Seelenlebens, der Geschichte u. a. zu erfassen vermag, wird ohne weiteres sich in ein transzendentes Reich im Sinne Rickerts versetzt sehen. Darum müssen wir die Annahme von Realitäten auch gegenüber dem erkenntnistheoretischen Idealismus sicherstellen, der es unmöglich findet, bei realen Objekten von der Beziehung auf Erkenntnis überhaupt zu abstrahieren.

Da ist nun zunächst zu beachten, daß diese Lehre den Unterschied der Realitäten gar nicht beeinflußt. Das Bewußtsein überhaupt gilt als eine allgemeine Voraussetzung in gleicher Weise für die psychischen wie für die physischen, für die historischen wie für die metaphysischen Realitäten, und kann daher deren Besonderheit gar nicht berühren. Alle sind sie in gleicher Verdammnis, wenn man so sagen darf, keine hat in dieser Hinsicht einen Vorzug oder einen Nachteil gegenüber den anderen. Aber auch die Veränderungen jeder einzelnen von ihnen, ihr Entstehen und Vergehen, ihre wechselseitigen Beziehungen, ihre Beharrungen und Wandlungen können in ihrer Eigentümlichkeit und Gesetzmäßigkeit durch die Beziehung auf ein Bewußtsein überhaupt nicht alteriert werden. Das letztere ist gleichsam ein Zeichen vor der Klammer, ein allgemeiner Koeffizient, der den Größen in der Klammer ihre Wertrelationen beläßt. Die Beziehung auf das Bewußtsein überhaupt kann auch mit der Subsumption unter einen Allgemeinbegriff verglichen werden, der die Unterschiede und Beziehungen seiner Arten und Unterarten ebenfalls nicht beeinflußt. Solange daher keine spezielleren Funktionen im Bewußtsein überhaupt wirksam gedacht werden, ist eine Theorie der Realisierung kaum genötigt, auf einen Faktor Rücksicht zu nehmen, der von allen Gegenständen, die gewußt werden, lediglich behauptet, daß sie gewußt werden. Auch die Gegenstände der Formalwissenschaften, z. B. der Mathematik, ja selbst die der Logik, stehen unter der gleichen Bedingung. Zum Gewußten gehören auch Begriffe, Zahlen, ideale Raumbestimmtheiten. Nicht minder können, wie wir schon früher sahen, die Wirklichkeiten unserer Erlebnisse potentiell oder aktuell gewußt werden. Damit ist nun auch der Unterschied der Realitäten von anderen Gegenständen des Bewußtseins überhaupt dem Einfluß dieser allgemeinen Größe entzogen. Wenn keine besondere Bewußtseinsart für die Realitäten behauptet wird, so haben wir keine Veranlassung, uns mit einer Lehre auseinanderzusetzen, die für alle Gegenstände unseres Denkens eine gleiche Bedingung aufstellt. So wenig wir uns dagegen sträuben,

daß die realen Objekte gedacht werden, so wenig haben wir etwas dagegen einzuwenden, daß sie gewußt werden.

Allerdings müssen wir hier sofort eine Reservation hinzufügen. Wir haben in dem Gedanken eines ungedachten Gegenstandes keinen logischen Widerspruch gefunden, sofern man darunter versteht, daß wir nicht bloß Gedanken denken. Denken kann man auch dasjenige, zu dessen Wesen es nicht gehört, gedacht zu werden, wie z. B. das Rot, die Lust, die Vorstellung eines Abwesenden. Die gleiche Einschränkung müssen wir auch für das Bewußtsein überhaupt, für das Wissen geltend machen. Auch nach Rickert involviert es keinen Widerspruch, ein Transzendentes zu denken, also etwas, das kein Bewußtseinsinhalt ist. Dann wäre ein Wissen von demjenigen möglich, das an sich nicht gewußt zu werden braucht, das nur zufällig und temporär, aber nicht schlechthin und unvermeidlich gewußt wird. Dann käme man zu folgender Formulierung des Rickertschen erkenntnistheoretischen Idealismus: Alle Gegenstände, insbesondere auch die Realitäten der Erfahrungswissenschaften, sind Bewußtseinsinhalte, sofern sie gewußt werden, oder, was dasselbe ist: sofern etwas gewußt wird, wird es gewußt. Auf diese einfache Selbstverständlichkeit reduziert sich dieser erkenntnistheoretische Idealismus, wenn man die Möglichkeit eines Transzendenten zugibt. Ob diese Möglichkeit wirklich werden kann oder nicht, ist damit freilich noch nicht entschieden. Jedenfalls darf der erkenntnistheoretische Idealismus nicht zu der dogmatischen Erklärung fortschreiten, daß alles Sein nur Bewußtsein-Sein sei, daß es also nur Gewußtes, Bewußtseinsinhalte gebe und geben könne. Eine solche Behauptung, die Rickert geradezu den Eindruck eines evidenten Urteils macht, würde denselben Zirkelbeweis einschließen, den Liebmann an dem Verfahren von Berkeley aufgedeckt hat[1]).

1) Vgl. dazu die eben erschienene, im Anschluß an Rehmke gegen Rickerts Theorie polemisierende Schrift: Heinrich Rickerts Lehre vom Bewußtsein von O. Schlunke (1912). Die Abhängigkeit des Bewußtseinsinhaltes vom Bewußtsein wird hier als ein Vorurteil

Angesichts des Rickertschen Idealismus muß ferner noch eine Frage aufgeworfen werden. Soll durch ihn das Wissen oder Bewußtsein als eine ihren Gegenstand modifizierende Funktion dargetan werden, also ein aprioristischer Gedankengang sich mit ihm verknüpfen? Mit der bloßen Behauptung, daß ein Gegenstand gedacht oder gewußt werde, ist ja noch keineswegs ein Einfluß des Denkens oder Wissens auf ihn dargetan. Das Bewußtsein braucht weder als eine schöpferische, noch als eine determinierende Potenz angesehen zu werden. Es kann sich sehr wohl so verhalten, daß das Wissen reines Wissen ist, d. h. keine Bedingungen a priori für das Gewußte mit sich führt. Dann ist die Behauptung, daß alles Sein ein gewußtes Sein ist, vollkommen harmlos. Das Bewußtsein ist unter dieser Annahme für das Seiende genau so bedeutungslos, wie für das Bild die Tatsache, daß es an der Wand hängt, oder für einen Gutsbesitzer, daß er auf seinem Felde steht. Auch wenn es sich dabei um eine unlösbare Verbindung handelte, die zwei Glieder ein für allemal aneinander kettete, wie z. B. bei der Farbe und der Ausdehnung, könnte eine völlige Unabhängigkeit des einen von dem anderen (hinsichtlich ihrer Beschaffenheit) bestehen. Dann wäre zwar kein Sein denkbar, das nicht bewußtes Sein wäre, aber die Bewußtheit würde als eine einflußlose Beigabe zu betrachten sein, deren Allgemeinheit und Reinheit einer Realisierung nichts in den Weg legte.

Im Bisherigen haben wir nur die abstrakte Möglichkeit einer Transzendenz festgestellt, ohne uns damit von Rickert zu entfernen, der ja auch den Gedanken eines transzendenten Objektes ohne Widerspruch vollziehbar findet. Aber solange wir bei dieser Möglichkeit stehen bleiben, haben wir die von Rickert geltend gemachte logische Schwierigkeit noch nicht überwunden. Die Setzung eines Realen darf nicht grundlos erfolgen,

bezeichnet, das dem Rickertschen Idealismus ebenso wie dem Realismus gemeinsam sei. In bezug auf den letzteren Punkt scheint ein Mißverständnis vorzuliegen, wie die obigen Ausführungen zeigen, die der Schlunkeschen Kritik nicht fernstehen.

und nach seiner Ansicht gibt es keinen annehmbaren Grund für sie. Eine vollständige Beantwortung dieser Frage nach den Gründen der Realisierung gehört nicht hierher. Es muß uns genügen, darauf hinzuweisen, daß die Realisierung auf Gründen beruht, die von Rickert nicht entkräftet worden sind. Zu diesem Zweck beschränken wir uns auf die folgenden Beispiele: Die Himmelskörper vollenden nach der Ansicht der Astronomen ihre Bahnen, auch wenn sie nicht gewußt werden. Die Reifung des Eies nach der Befruchtung erfolgt auch in den Zeitintervallen, in denen kein Bewußtsein sich auf sie richtet. Das Gedächtnis arbeitet weiter, auch wenn es ganz sich selbst überlassen bleibt. In allen diesen und ähnlichen Fällen verrät sich uns eine selbständige Gesetzlichkeit in den gewußten Gegenständen, eine Kontinuität ihrer Entwicklung und ihres Bestandes und damit eine Unabhängigkeit ihres Daseins von ihrem Gewußtwerden, so daß wir ihnen auch dann eine Existenz zuschreiben müssen, wenn sie nicht von einem erkenntnistheoretischen Subjekt oder einem Bewußtsein überhaupt erfaßt werden. Es ist die Überzeugung aller Realwissenschaften, daß die Existenz ihrer Gegenstände nicht mit dem Wissen von ihnen steht oder fällt. So bildet die durch Erfahrung begründbare Unabhängigkeit der Gegenstände vom Bewußtsein einen legitimen Grund für die Annahme transzendenter Objekte. Diese Unabhängigkeit hat mit den von Rickert gewürdigten Begründungen der Transzendenz nichts zu tun. Namentlich fällt sie nicht mit der Ergänzung von Bewußtseinsfragmenten zusammen. Denn die Kontinuität, die wir auf Grund jener Tatsachen fordern, ist ja nicht eine solche des Bewußtseins, sondern eine solche der gewußten Gegenstände.

Keine von den besprochenen logischen Schwierigkeiten ist somit unüberwindlich gewesen. Weder besteht ein Widerspruch in dem Gedanken von Gegenständen, die keine Gedanken sind, noch auch ein Widerspruch in dem Gedanken von Gegenständen, die von dem Denken unabhängig sind, und die Annahme eines Transzendenten, das nicht Bewußtseinsinhalt ist,

darf nicht als eine grundlose oder willkürliche abgewiesen werden. Die Frage aber, wie ich von einem Gegenstande wissen könnte, der nicht Bewußtseinsinhalt wäre, führt wieder auf die Mehrdeutigkeit des Bewußtseinsbegriffs zurück, die wir bereits früher (S. 86) aufgedeckt und in ihrer Tragweite beleuchtet haben. Unbesprochen ist dabei die empirische Behauptung geblieben, daß alle Gegenstände tatsächlich Bewußtseinsinhalte seien. Rickert hatte sie von der logischen Betrachtung, die wir allein hier zu prüfen hatten, nicht scharf geschieden. Wir werden erst bei Gelegenheit des nächsten Argumentes auf die angebliche Evidenz jener empirischen Behauptung einzugehen haben. Überall ist uns aber bei der Würdigung der logischen Einwände des Konszientialismus zum Bewußtsein gekommen, daß der Eigenwert des Denkens verkannt werde, daß also hier jene antirealistische Tendenz herrsche, die wir schon in der Einleitung zu schildern versucht haben. Es ist an der Zeit, sich auf die Bedeutung dieses Faktors in der Wissenschaft wieder zu besinnen und eine erkenntnistheoretische Untersuchung über seine Leistungsfähigkeit anzustellen. Erst dann wird sich die volle Unzulänglichkeit eines konszientialistischen Standpunktes ergeben.

3. Das tatsächliche Gegebensein aller Gegenstände im Bewußtsein.

Der Kampf gegen die Transzendenz ist auch im Namen der Erfahrung geführt worden. Gegeben sind uns doch nur Bewußtseinsinhalte; alles was Gegenstand der Erkenntnis werden soll, muß uns bewußt geworden sein. Alle empirischen Wissenschaften sind auf diese Quelle vorgefundener Inhalte unseres Bewußtseins selbstverständlich angewiesen. Mögen sie von den Erlebnissen ausgehen oder gedankliche Bestimmungen treffen, nirgends überschreiten sie die Grenzen des Bewußtseins. Eine Transzendenz erscheint von hieraus gesehen als ein Verstoß gegen die Tatsachen, als eine mit ihnen nicht

übereinstimmende, also unrichtige Annahme. Darum verbündet sich der Konszientialismus mit dem Empirismus und dem Positivismus. So erklärt Rickert[1]): wir halten uns an das Sein, das wir kennen, und können daher den erkenntnistheoretischen Idealismus in bezug auf den Begriff des Seins auch als Empirismus, ja sogar als Positivismus bezeichnen. Besonders deutlich hat sich dieser Zusammenhang schon bei Hume ausgeprägt. Impressionen, die letzten Gegebenheiten der Sinnes- und Selbstwahrnehmung, bilden nach ihm nicht nur den Ausgangspunkt aller Erfahrung, sondern auch den letzten Sinn und Inhalt aller Vorstellungen, Gedanken und Annahmen. Dieser empiristische Konszientialismus ist in zwei Wendungen vertreten worden. In einer ersten wird behauptet, daß das Bewußtsein, zu dem alle Gegenstände der Erkenntnis gehören, das individuelle, persönliche einzelner Subjekte ist. Dann ist die Erklärung, welche der Konszientialismus abgibt, der subjektive Idealismus oder der Solipsismus. Versteht man dagegen unter dem Bewußtsein das Bewußtsein überhaupt, die Auffassungsweise des erkenntnistheoretischen Subjekts, oder die Erlebnisse, so wird die konszientialistische Behauptung hier zum Standpunkt der Immanenz, welcher von Rickert als eine unmittelbar evidente Wahrheit bezeichnet worden ist. Wir wollen diese beiden Spielarten des empiristischen Konszientialismus getrennt voneinander behandeln. Sie sind zugleich die einzig möglichen, da sich nicht einsehen läßt, inwiefern noch von einer dritten Bedeutung der Bewußtseinsgegebenheit hier soll geredet werden können.

a) Der Solipsismus.

Die Feststellung, daß alle Gegenstände der Erkenntnis meine Bewußtseinserlebnisse sind, ist vielleicht nirgends so eindeutig zum Ausdruck gekommen, wie bei v. Schubert-

1) A. a. O. S. 73.

Soldern[1]). Die „allgemein anerkannte Tatsache," von der er ausgeht, ist die, „daß ich über jenen Zusammenhang von Daten nicht hinaus kann, dessen Mittelpunkt mein Leib bildet, als Vermittler meiner Vorstellungs- und Wahrnehmungswelt". Diesem Zusammenhange gehört auch die Wahrnehmung eines fremden Leibes an. Überhaupt kann ich „in keiner Weise weder dem Inhalt noch der Beziehung nach über mich hinaus". Denn eine Beziehung kann doch nicht eine Beziehung ins Leere hinaus sein, „sie muß sich wieder auf einen Inhalt beziehen, und dieser Inhalt kann nur mir, meinem Bewußtsein, angehören". Jede scheinbare Durchbrechung dieses Zusammenhanges kann sich immer nur als seine Erweiterung erweisen. Diesen Zusammenhang verlassen hieße so viel als in der Geometrie sich hinter allen denkbaren Raum begeben, um den Raum einmal von außen betrachten zu können. Alles was hinter dem Bewußtsein befindlich sein soll, gehört zu ihm. Will man es außerhalb der Inhalte und Beziehungen des Bewußtseins bestimmen, so ist es für unsere Erkenntnis kein Gegenstand der Erörterung, und selbst wenn es dies wäre,

---

1) Grundlagen einer Erkenntnistheorie 1884 und in einer gegen Volkelt gerichteten Abhandlung in der Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie Band X S. 470ff. Vgl. dazu die gute Arbeit von R. Ettinger-Reichmann: Rich. v. Schubert-Solderns erkenntnistheoretischer Solipsismus. Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 25 S. 69ff. 1911. In späteren Darstellungen hat v. Schubert-Soldern seinen Solipsismus als eine rein erkenntnistheoretische Ansicht genauer bestimmt. Dieser Standpunkt wolle nicht „behaupten, daß ich allein auf der Welt existiere oder daß ich die Welt bin, sondern nur, daß alle Erkenntnis in mir beschlossen ist, daß ich in keiner Weise zur Erkenntnis von irgend etwas gelangen kann, was außerhalb meines Bewußtseins im weitesten Sinne liegt. Die erste Ansicht müßte behaupten, daß die Welt mein Produkt ist, wenigstens in dem Sinn, in dem es meine Vorstellungswelt im Gegensatz zur sogenannten Außenwelt ist. Die Welt ist aber nicht mein Produkt... Vielmehr ist die Welt eine gesetzmäßige Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge von Daten, die ganz unabhängig von meinem Ich, d. h. von meinem individuellen Ich ist". Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie Bd. 30, S. 49f.

könnte es nicht konstatiert werden[1]). Ein Transzendentes annehmen, bedeutet nichts anderes, als den Mund aufmachen und das, was man nicht hineinbekommen hat, schlucken, aber trotzdem nachher ein besonderes Gefühl der Sättigung beurkunden. Auch der Glaube führt nicht aus diesem Zusammenhang hinaus. Denn auch er und sein Gegenstand fallen ins Bewußtsein. Für die Wissenschaft hat dieser Standpunkt keine Gefahr, weil ich innerhalb der einzelnen Wissenschaften von meinem Bewußtseinszusammenhange abstrahieren muß. So abstrahiert die Naturwissenschaft davon, daß alles irgendeinem Bewußtsein angehört, und berücksichtigt nur den Zusammenhang der Wahrnehmungsinhalte, mögen sie nun erschlossen oder unmittelbar gegeben sein. Dieser Solipsismus enthält keine Voraussetzung eines transzendenten Ich, wie sie noch bei Berkeley vorlag, und ist somit keine metaphysische Lehre. Ebensowenig hat er eine praktische Bedeutung, er darf nicht mit dem Egoismus verwechselt werden. Er ist lediglich eine erkenntnistheoretische Feststellung und damit zugleich vielfach ein regulatives und kritisches Prinzip gegenüber der Einzelforschung. Soweit z. B. die Atomtheorie bloße Hilfsvorstellung ist, wird sie nicht davon getroffen. Wenn sie dagegen, die selbst nur aus Bewußtseinsdaten besteht, das Vorhandensein und Auftreten von Bewußtseinsdaten überhaupt erklären will, so wird sie von dem solipsistischen Standpunkte aus sofort in ihre Schranken zurückgewiesen werden können. v. Schubert-Soldern nennt den Solipsismus zum Schluß eine Tatsache, die als solche evident und des Beweises nicht bedürftig sei.

Wir sehen in diesen Ausführungen über das Hereinspielen der von uns bereits gewürdigten logischen Einwände des Konszientialismus gegen die Transzendenz hinweg und halten uns an die Betonung der Tatsächlichkeit eines So-

---

1) Man denkt hier unwillkürlich an den Satz des Gorgias: es existiert nichts, und wenn es existierte, so wäre es nicht erkennbar, und wenn es erkannt werden könnte, wäre es nicht mitteilbar.

lipsismus: alles, was ich denke, weiß, erkenne, ist in meinem Bewußtsein, ist mein Bewußtseinsinhalt. Daher will v. Schubert-Soldern seinen Standpunkt lieber einen empirischen als einen subjektiven Idealismus nennen. Darum beruft er sich auf Hume, der nicht nur den Kampf gegen die Transzendenz, wie Berkeley, in bezug auf die Körperwelt geführt, sondern auch die Ablehnung einer metaphysischen Seele, eines transzendenten Ich vertreten hatte. Auch das Ich ist für den Solipsismus eine Tatsache geworden, und damit ist alle Realität, sofern sie überhaupt ein Gegenstand der Erkenntnis genannt werden darf, in meinem Bewußtsein gegeben. Wenn auch die empirischen Wissenschaften im einzelnen von dieser Beziehung ihrer Gegenstände auf mein Bewußtsein absehen können, so bleibt es doch dabei, daß die Objekte, von denen sie handeln, nur als Bewußtseinsinhalte gegeben sein können.

Von einer Tatsache beim Solipsismus zu reden, ist freilich nicht ohne Bedenken. Als Tatsache bezeichnet man einen empirischen, also vorgefundenen, gegebenen Sachverhalt. So ist es Tatsache, daß ich ein Rot sehe, eine Spannung empfinde, ein Wollen erlebe. Hier dagegen soll es eine Tatsache sein, daß ich über mein Bewußtsein nicht hinaus kann. Eine Unmöglichkeit, wie sie hier behauptet wird, ist ebensowenig eine Tatsache, wie die daraus logisch zu folgernde Notwendigkeit des Gegenteils: ich muß stets in den Grenzen meines Bewußtseins bleiben. Empirisch gegeben sein kann weder eine Unmöglichkeit noch eine Notwendigkeit. Bleibt der Solipsismus auf dieser Formulierung bestehen, so sucht er seine Erklärung dadurch zu stützen, daß er die Annahme des Gegenteils als undurchführbar dartut, also durch ein indirektes Beweisverfahren. Soll aber jene Formulierung nur als eine uneigentliche Ausdrucksweise gelten, soll sie nichts anderes besagen, als daß die Gegenstände der Erkenntnis meine Bewußtseinsinhalte tatsächlich sind, so ist damit gegen die Möglichkeit einer Transzendenz offenbar nichts entschieden. Denn aus der bloßen Tatsächlichkeit kann niemals die Unmöglichkeit ihres Gegenteils erschlossen werden. Im Grunde

liegt bei v. Schubert-Soldern nichts anderes vor, als ein indirektes Beweisverfahren für die Richtigkeit seiner Behauptung. Man versuche, so etwa würde man in diesem Sinne zu argumentieren haben, ob man über sein Bewußtsein hinauskommt, wenn man ein fremdes Ich wahrnimmt oder eine Atomtheorie aufstellt. Man wird dann alsbald finden, daß es nicht gelingt, und damit die Notwendigkeit des Solipsismus einsehen. Für Tatsachen braucht man keine solchen Beweise anzustellen. Der Solipsismus ist somit nicht sowohl ein empirischer Sachverhalt, sondern vielmehr ein mit dem Anspruch auf Notwendigkeit auftretendes erkenntnistheoretisches Urteil.

Ein weiteres Bedenken ergibt sich, wenn wir den Solipsismus unter den Gesichtspunkt seiner eignen Lehre stellen. Alle Gegenstände der Erkenntnis sind meine Bewußtseinserlebnisse, diese Behauptung ist selbst wieder mein Bewußtseinserlebnis, dies zweite Urteil abermals, und so geht es fort bis ins Unendliche. Der Solipsismus ist somit, wie schon Gaetschenberger[1]) an einer anderen Formulierung gezeigt und wie früher Herbart bei seiner Polemik gegen den Fichteschen Idealismus ausgeführt hat, ein unvollziehbarer Gedanke, insofern er in eine unendliche Reihe auflösbar ist. Diese logische Schwierigkeit entsteht für den Solipsismus durch die Beziehung aller Gegenstände, auch des Ich, auf mein Bewußtsein und lehrt, daß wir uns beständig im Kreise drehen, wenn wir die Grenzen meines Bewußtseins nicht überschreiten. Aber auch abgesehen von diesem dialektischen Einwande erhebt sich die Frage nach dem Sinn des Ausdrucks: mein Bewußtsein. Wessen Bewußtsein ist damit gemeint? Und hat es überhaupt einen Sinn, von meinem Bewußtsein zu sprechen, wenn nicht noch andere vorausgesetzt werden? Ein Solipsismus, der nur ein Bewußtsein kennt und anerkennt, sollte mit diesem Absolutum Ernst machen.

Wie steht es nun aber mit dem eigentlichen Inhalt der solipsistischen Behauptung? Genau besehen nicht anders,

1) Grundzüge einer Psychologie des Zeichens. Würzburger Dissertation 1899 S. 118.

als mit dem oben (S. 85ff.) von uns kritisierten logischen Argument gegen die Transzendenz. Er ist die einfache Folge einer unerkannten Äquivokation. Das Wort Bewußtsein wird hier nämlich in einem doppelten Sinne gebraucht. Es bezeichnet einerseits die subjektiven Erlebnisse, die psychischen Vorgänge, das Seelenleben eines Subjekts, wenn es z. B. heißt, daß darunter der Zusammenhang von Daten meiner Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt zu verstehen sei, die an meinen Leib gebunden seien. Es bezeichnet andrerseits aber auch das Wissen, die Vergegenwärtigung von Gegenständen, das Gerichtetsein auf sie, wenn es z. B. heißt, daß, was hinter dem Bewußtsein befindlich sein solle, um erörtert werden zu können, doch zu ihm gehören müsse.

Nimmt man nun die solipsistische Behauptung in dem ersten Sinne, so ist sie zweifellos unrichtig. Denn die psychischen Vorgänge bilden, wie die Psychologie lehrt, nur einen Teil der Erfahrung und der erkannten Gegenstände. Über sie komme ich in anderen Wissenschaften oft hinaus. Die Geologie handelt nicht von meiner Wahrnehmung oder Vorstellung der Erde, die Botanik ebensowenig von den Geruchs-, Gesichts- und Tasteindrücken, die ich durch Pflanzen erhalte, die Anthropologie nicht von meinen Sinnesempfindungen, die auf prähistorische Menschen und deren Werkzeuge zu beziehen wären. Hier kann also der Versuch sofort zu einer Widerlegung der behaupteten Unmöglichkeit führen. Der Psychomonismus, der alle Naturobjekte in den Bereich der psychischen Tatsachen aufnimmt, ist eine durch nichts gerechtfertigte Umdeutung der naturwissenschaftlichen Begriffe. Er zwingt zu sinnlosen Aussagen, die von den Empfindungen prädizieren, was nur den Naturobjekten zugesprochen werden kann, wie Assimilation und Wachstum, Kristallform und Zellteilung, Lichtgeschwindigkeit und Kometenbahnen u. dgl. m. Er übersieht zweierlei: erstlich daß die Vorstellungsobjekte, die Erlebnisse, die Bewußtseinsinhalte nicht schlechthin psychischer Natur, also auch nicht im ganzen Umfang Gegenstände der Psychologie als Ausgangspunkte ihrer Forschung sind; zweitens daß die natur-

wissenschaftlichen Begriffe auf reale Objekte hinweisen und nicht auf Empfindungen oder Sinnesvorstellungen.

Nimmt man aber den Satz: ich kann über mein Bewußtsein nicht hinaus, im zweiten Sinne dieses Wortes, dann besagt er nicht den subjektiven Idealismus, den Solipsismus, sondern nur die einfache Wahrheit, daß alle Gegenstände der Erkenntnis erkannt, gewußt, gedacht sein müssen, daß alle Erkenntnis an eine Vergegenwärtigung des Erkannten oder zu Erkennenden, an ein irgendwie geartetes Wissen davon gebunden ist. Ob die Gegenstände auch noch sonst etwas sind, wenn sie nicht gewußt werden, welcher Art sie sind, ob physisch oder psychisch, ob Begriffe oder Objekte, wird dadurch in keiner Weise entschieden. Und diese Behauptung, auf die wir schon früher einmal gestoßen waren, ist allerdings evident, aber zugleich ohne jede Spitze gegen die Transzendenz. Denn der Realismus nimmt ja nicht an, daß die realen Gegenstände überhaupt nicht gedacht, gewußt oder erkannt werden können, sondern behauptet ja gerade, daß eine Setzung und Bestimmung derselben möglich sei.

Man hat den Solipsismus vielfach für unwiderleglich gehalten, und Schopenhauer hat nur eine praktische Widerlegung, nämlich die Verweisung der Solipsisten ins Tollhaus, für möglich erklärt. Tatsächlich liegt jedoch die Sache, wie wir gesehen haben, nicht so schlimm. Die angebliche Evidenz oder die Beweiskraft der Argumentation des Solipsismus beruhen auf der Mehrdeutigkeit der in ihn eingehenden Begriffe. Ein solcher Begriff ist die Vorstellung in der Erklärung: die Welt ist meine Vorstellung, ebenso wie der Begriff des Bewußtseins in der von uns behandelten Fassung. Sobald man der solipsistischen Lehre die Form des Schlusses gibt, resultiert daraus eine echte quaternio terminorum[1]). Nehmen wir z. B. folgende Fassung:

Alles was ich erkenne, gehört meinem Bewußtseinszusammenhange an.

---

1) Vgl. oben S. 86 Anmerk. 1.

Die realen Objekte sind ein Teil von dem, was ich erkenne.

Also gehören sie meinem Bewußtseinszusammenhange an.

Der Obersatz versteht hier unter der Zugehörigkeit zum Bewußtseinszusammenhange etwas anderes, als der Schlußsatz, in dem die Gesamtheit der Erkenntnisgegenstände einem Zusammenhange des Wissens, das nicht aktualisiert zu sein braucht, aber nicht dem Bewußtsein als der Gesamtheit der unmittelbar gegenwärtigen subjektiven Erlebnisse zugezählt werden kann. Allein schon die Enge des Bewußtseins im letzteren Sinne verhindert die Aufnahme aller Gegenstände der Erkenntnis in dasselbe. Wenn man nun dem Schlußsatz die solipsistische Deutung gibt und die realen Gegenstände unter den psychologischen Bewußtseinsbegriff subsumiert, so ist das durch den Obersatz nicht gerechtfertigt. Eine unmittelbare Evidenz aber kann diesem Solipsismus nur dann zugesprochen werden, wenn er in die von uns schon erwähnte Wahrheit übergeht (S. 99). Dann aber verliert er zugleich seine konszientialistische Bedeutung.

b) Der Standpunkt der Immanenz.

Die durch den Solipsismus vorgenommene Einschränkung aller Gegenstände der Erkenntnis auf das enge Gebiet meines Bewußtseins, wird von derjenigen Lehre vermieden, welche lediglich die Immanenz für die Erkenntnisgegenstände behauptet, ohne sie im subjektiv psychologischen Sinne zu bestimmen. Man kann z. B. mit Rickert von einem allgemeinen Bewußtsein als der Seinsform der Erkenntnisgegenstände reden. Auf diese Ansicht brauchen wir hier nicht näher einzugehen, weil wir sie bereits bei Gelegenheit unserer Besprechung des dritten der logischen Einwände berücksichtigt haben. Die Beziehung auf ein Bewußtsein überhaupt oder auf ein erkenntnistheoretisches Subjekt abstrahiert von einem psychologischen oder psychophysischen Subjekt und befreit die Gegenstände damit von dem Gebundensein an ein individuelles Bewußtsein. Das erkenntnistheoretische Bewußtsein bedeutet

nach Rickert „gar nichts anderes, als das allen immanenten Objekten Gemeinsame, das sich nicht weiter beschreiben läßt. Es ist gewissermaßen nur ein anderer Name für das einzige uns unmittelbar bekannte Sein“[1]). Diese Interpretation, welche die Immanenz durch die Beziehung auf das Bewußtsein und das Bewußtsein durch die Immanenz erklärt, scheint auf nichts anderes hinauslaufen zu können, als auf den Begriff einer Vergegenwärtigung, eines Wissens im allgemeinen Sinne dieses Wortes[2]).

Ein anderer Standpunkt der Immanenz ergibt sich, wenn wir unter den Bewußtseinsinhalten alle Erlebnisse schlechtweg, nicht bloß die psychischen Vorgänge verstehen. Diesen Standpunkt hat mit besonderer Eindringlichkeit und Selbständigkeit Ernst Mach eingenommen und erläutert[3]). Ebenso hat Richard Avenarius eine solche Immanenz mit großer Klarheit entwickelt[4]). Das Zurückgehen auf die reine Erfahrung ist bei

---

1) A. a. O. S. 29.

2) V. Kraft hat in seinem interessanten Buche: Weltbegriff und Erkenntnisbegriff (1912) allen Konszientialismus, insbesondere auch den Standpunkt der Immanenz, auf den subjektiven Idealismus zu reduzieren gesucht (vgl. z. B. S. 113). Auch wenn wir davon absehen, daß hier das Problem der Außenwelt als das Realitätsproblem gilt, dürfte diese Auffassung der Eigenart des allgemeinen oder überindividuellen Idealismus nicht gerecht werden. R. B. Perry hat im Journal of Philos. VII S. 5ff. eine Analyse des „ontologischen Idealismus“, an der Hand der Formel (E) R^c (T) = Ich bin bezogen auf ein Objekt, gegeben und dabei den schöpferischen, formenden und identifizierenden Idealismus unterschieden. Zum ersten dieser drei Standpunkte rechnet er den subjektiven Idealismus. Dabei ist jedoch der erkenntnistheoretische Idealismus vom metaphysischen nicht hinreichend gesondert.

3) Beiträge zur Analyse der Empfindungen 1886, 5. Aufl. 1906. Erkenntnis und Irrtum 2. Aufl. 1906. Vgl. dazu meine Philosophie der Gegenwart in Deutschland 1902, 5. Auflage 1911 S. 20ff. und Stumpf Zur Einteilung der Wissenschaften 1907 S. 10ff.

4) Kritik der reinen Erfahrung 1888—90. Der menschliche Weltbegriff 1891. Dazu Wundts schöne Abhandlung in den Philosophischen Studien Band 12 und 13, 1896 und Kleine Schriften I. Band S. 259ff.

Avenarius nichts anderes als die Festhaltung der Immanenz. Damit wird die Introjektion vermieden, d. h. die Verlegung der wahrgenommenen Gegenstände in die Seele oder das Gehirn, wie sie von dem subjektiven Idealismus vorgenommen wird. Der Empiriokritizismus hält sich an die Tatsache, daß der gesehene Baum außerhalb des Gehirns, außerhalb meiner Person sich befindet, und bekämpft deshalb den Solipsismus, der die wahrgenommenen Gegenstände als Vorstellungen in mir, als meine Gedanken und Bewußtseinsinhalte bezeichnet. Physisches und Psychisches sind hiernach Reflexionsbegriffe, die in das Gegebene, in die vorgefundenen Tatsachen hineingetragen werden. Diese sind an sich weder physisch noch psychisch. Nur wenn man bei ihnen auf die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von mir, dem erlebenden Ich, dem psychophysischen Subjekt reflektiert, kann man die einheitliche Erfahrung, die vollen Erlebnisse in eine psychische und in eine physische Hälfte scheiden. Über die ungeteilte Erfahrung aber kommen wir nicht hinaus, und das ist die Tatsache der Immanenz.

Wir wollen uns hier nicht mehr damit aufhalten, die Behauptung des Immanenzstandpunktes als eine Tatsache anzufechten. Auch hier wird ja im Grunde eine Unmöglichkeit der Transzendenz bzw. eine Notwendigkeit der Immanenz ausgesagt und damit etwas, was über den Rahmen bloßer Tatsächlichkeit hinausreicht. Wir wollen auch nicht mehr wiederholen, was wir bereits über die Eigenart des Denkens ausgeführt haben, die uns Gegenstände erfassen läßt, welche nicht zu der vollen Erfahrung gehören. Dagegen interessiert uns hier zunächst etwas anderes, nämlich die offenbare Bewertung der vorgefundenen Wirklichkeit als der letzten festen Stütze aller Erkenntnistheorie und Wissenschaft. Nur in einem Punkte wird bewußt darüber hinausgegangen, nämlich in der Annahme eines fremden Seelenlebens. Avenarius weiß sie nur dadurch zu rechtfertigen, daß er die Hypothese einer mehr als mechanischen Bedeutung der Bewegungen eines Mitmenschen auf die Grundannahme der prinzipiellen mensch-

lichen Gleichheit stützt. Für den Mitmenschen ist dabei der Inhalt meiner Annahme, daß er Gefühle, Vorstellungen usw. habe, der Inhalt seiner Erfahrung. Jene Hypothese nimmt also nur fremde Erfahrung zu der eigenen hinzu und entfernt sich inhaltlich weniger von meiner Erfahrung, als die Annahme einer nur mechanischen Bedeutung der fremden Bewegungen.

Es ist wohl kein Zufall, daß die hier zutage tretende hohe Einschätzung der unmittelbaren Wirklichkeit vorgefundener Tatsachen in eine Zeit fiel, in der der Naturalismus in der Kunst seinen Höhepunkt erreicht hatte, in der eine gewisse Genußsucht und Selbstzufriedenheit sich an den erworbenen und zu unmittelbaren Erlebnissen gewordenen Gütern berauschte, in der das Schlagwort der Realpolitik die volle Herrschaft erlangte, wonach den gegebenen Verhältnissen in Staat und Leben Rechnung getragen werden sollte, in der die schönen Augenblicke zu verweilen schienen und die Erhaltung der gegebenen Kultur in satter Altersstimmung nach den vorausgegangenen Kämpfen und Neugestaltungen als die hervorstechendste Aufgabe des lebenden Geschlechtes galt. Auch in der Wissenschaft war damals nach der Richtung ihrer prinzipiellen Begründung eine gewisse Stagnation eingetreten. Fortschritte schienen nur noch durch neue Erfahrungen möglich zu sein. Die Grundlagen waren festgestellt, Erweiterung und nicht Umdeutung der Erkenntnis, Anwendungen der ausgebildeten Methoden und Theorien auf neue Tatsachen, die Erforschung neuer Stoffe, neuer Quellen, neuer Länder u. dgl. m. wurden empfohlen und gefordert. In der Physik waren die neuen Strahlen und das Radium noch unbekannt, in der Chemie wußte man noch nichts von der Umwandlungsfähigkeit der Elemente ineinander, in der Biologie wurde die mechanistische Betrachtungsweise noch kaum bestritten. Die Psychologie stand unter dem dominierenden Einfluß der Assoziationslehre, gegen die sich Wundts Apperzeptionstheorie nicht durchzusetzen vermochte, und so wurde alle Aktivität, alles Denken und Wollen ausgeschieden und von einer Seele überhaupt geschwiegen.

realistische Annahme, daß die Außenwelt mit ihren primären und sekundären sinnlichen Eigenschaften unabhängig von einem auffassenden Geiste eine selbständige Existenz habe. Berkeley zeigt, daß alle sinnlich faßbaren Eigenschaften nur in einem Bewußtsein denkbar sind. Nimmt man nun aber an, daß die Körper der Naturwissenschaft derartige Qualitäten nicht enthalten, dann werden sie zu unsinnlichen, bloß gedachten Gegenständen, die keinerlei Existenz haben können. Jedes Ding, das besteht, muß nach alter nominalistischer Lehre ein Einzelding sein.

Diese Polemik gegen die Annahme nur gedanklich zu fassender Objekte wird bei Berkeley auf das wirksamste unterstützt durch seine berühmte Kritik der Lehre von den abstrakten Ideen. Nicht einmal als Bewußtseinsinhalte, als Gedanken, sind die Naturobjekte möglich, sie sind einfach denkunmögliche Gebilde. Wir wissen, daß die englische Philosophie jener Zeit alle Gedanken nach dem Muster von Empfindungen und Vorstellungen, von Impressionen und Ideen zu behandeln liebte und daß sie deshalb undenkbar fand, was bloß unvorstellbar war. Ein allgemeines Dreieck, eine Farbe für sich genommen, oder eine bloße Raumbestimmtheit, ein Atom, eine Kraft ließen sich nicht vorstellen und sollten darum auch nicht mehr denkbar sein. Wir sind heute über diesen engen Standpunkt bereits hinausgewachsen. Wir wissen, daß man sich eine Materie, die weder warm noch kalt, weder schwer noch leicht, weder hart noch weich, weder hell noch dunkel, weder laut noch leise, sondern lediglich etwas räumlich Bestimmtes und mit richtenden und bewegenden Kräften Ausgerüstetes wäre, zwar nicht vorstellen, aber recht wohl denken kann. Auch finden wir derartige Abstrakta weder unverständlich noch widerspruchsvoll, wie das Berkeley für die Annahme realer Körper zu zeigen versucht hat. Die Widersprüche, die er mit großem Scharfsinn ans Licht gestellt hat, treffen nur den naiven Realismus, nicht den kritischen. Wenn man die gedachte Außenwelt nicht als Trägerin der Sinnesqualitäten und ebensowenig als Original für dieselben ansieht, so verstrickt

man sich nicht in die einander widersprechenden Bestimmungen über ihre Beschaffenheit. Ebensowenig braucht man sie zur Ursache unserer Sinneseindrücke zu machen. Sieht man sie als einen Anlaß, einen Reiz für deren Auftreten und Verschwinden an, so gerät man nicht in die Schwierigkeiten, welche Berkeley für die kausale Beziehung im vollsten Sinne des Wortes aufgestellt hat. Einen Widerspruch enthält der Begriff einer Außenwelt nicht, die als Trägerin einer selbständigen Gesetzlichkeit des wahrgenommenen Geschehens gedacht wird. Berkeley selbst hat die hier vorliegenden Tatsachen anerkannt, aber anders erklärt, indem er sie auf ein göttliches Bewußtsein zurückführt[1]). Damit ist zugegeben, daß wir allen Grund haben, für sie nach einer Erklärung zu suchen. Theorie steht gegen Theorie, und die Berkeleysche Metaphysik bietet keinen Ersatz für den naturwissenschaftlichen Realismus.

Der Nominalismus von Berkeley ist übrigens nur dann ein Argument für seinen Idealismus, wenn erstlich bereits feststeht, daß die mentale Existenz die einzig mögliche Existenzform ist, und wenn zweitens dargetan wird, daß die realen Objekte selbst nur Abstrakta oder Generalia sein müßten, weil und sofern die Bestimmungen über sie diesen Charakter tragen. Beide Annahmen sind unhaltbar. Auf die dogmatische petitio principii, die in der ersten steckt, haben wir schon hingewiesen. Es hat gar keine Schwierigkeiten, einen Gegenstand zu denken, der nicht bloßer Gedanke oder sonst ein geistiger Vorgang ist. Wir wollen uns deshalb mehr an die andere Voraussetzung halten, welche die Abstraktheit unserer Bestimmungen auf das Reale selbst überträgt. Sobald man zwischen unseren Gedanken und den Objekten unterscheidet, auf die sie sich richten, ist die Unzulässigkeit eines solchen Verfahrens sofort ersichtlich. Warum sollte nicht unsere Erkenntnis der realen Gegenstände eine unvollständige und abstrakte oder allgemeine

1) Hier liegt eine interessante Parallele mit Fechners Tagesansicht vor, die gleichfalls das göttliche Bewußtsein heranzieht, um den Sinneseindrücken objektive Realität zu sichern.

sein können, ohne daß damit zugleich die gedachten Objekte diese Beschaffenheit zu haben brauchten? An unseren Bewußtseinserlebnissen machen wir ja oft genug die Erfahrung, daß sie reicher sind als unser denkendes Erkennen, das nur gewisse Seiten und Teile aus ihnen heraushebt. Warum sollte für die realen Objekte nicht etwas Entsprechendes gelten?

Aber die Naturgegenstände sind auch für den Naturforscher keine Abstraktionen oder Allgemeinheiten. Der Biologe pflegt nicht die Gattungen und Arten, sondern die Individuen, die unter sie fallen, als real zu betrachten. Ebensowenig gelten dem Physiker oder Chemiker die Energien, Affinitäten oder elektrischen Eigenschaften als in sich abgeschlossene selbständige Realitäten, sondern die individuellen Körper und Teile von solchen. Die Abstraktion von den Sinnesqualitäten aber braucht das übrigbleibende Gebilde nicht seiner Individualität zu entkleiden. Wenn der Naturforscher z. B. eine Wage schildert, so redet er von einem aus zwei symmetrischen Armen bestehenden Wagebalken, der um eine horizontale Achse drehbar und im stabilen Gleichgewicht aufgehängt ist und an dessen Enden Schalen herabhängen. Welche Farbe der Balken hat und wie er sich anfühlt, geht ihn nichts an. Aber da der Apparat dazu bestimmt ist, Gewichtsdifferenzen anzuzeigen und die Schwere der Körper auf ein einheitliches Maß zurückzuführen, so gewinnen die in Sinnesqualitäten gar nicht auszudrückenden Eigenschaften der Empfindlichkeit und der Richtigkeit einen individuell abstufbaren Wert. Der Physiker untersucht die Bedingungen, von denen jene Eigenschaften abhängen, und findet dabei, daß die Länge des Wagebalkens, die Art seiner Aufhängung, das Gewicht desselben, das Material, aus dem er und die Schneide hergestellt sind, eine maßgebende Bedeutung haben. Mit Hilfe aller dieser Bestimmungen kann trotz der Abstraktion von den Sinnesqualitäten ein individuelles Naturobjekt charakterisiert werden. Nicht jede Abstraktion braucht somit ein unselbständiges Gedankending zur Folge zu haben. Eine Abstraktion ist nicht notwendig eine Entdinglichung.

Ebensowenig haben generelle Bestimmungen an sich eine Entindividualisierung zu bedeuten. Die allgemeinen Gesetze, welche die Naturwissenschaft in ihrem Gebiet feststellt, können jederzeit durch die Wahl geeigneter Konstanten auf einen bestimmten Gegenstand angewandt werden und damit zu dessen Charakteristik dienen. Es ist nicht zutreffend, wenn man der Psychologie schlechthin die Tendenz zuschreibt, von allem Besonderen der Einzelgegenstände abzusehen, und dadurch einen methodologischen Gegensatz zur „Geschichte" konstruiert. Der Anschein einer solchen Tendenz entsteht nur für eine idealistische Erkenntnistheorie, die in der Beziehung auf ein Bewußtsein alle Individualität beschlossen sieht und transzendente Objekte verwerfen zu müssen glaubt. Nimmt man diese jedoch im Sinne der Einzelwissenschaften an, so steht nichts im Wege, ihrer Besonderheit durch eine gleichzeitige Anwendung verschiedener Gesetzmäßigkeiten mit Hinzufügung entsprechender, für diesen Fall geltender Größen und unter Beziehung auf Ort und Zeit ausreichende Rechnung zu tragen. Genau in demselben Sinne, in welchem der Astronom bestimmte Weltkörper durch Bahnen und Geschwindigkeiten, durch Größe und Entfernung von anderen, durch Gestalt, Stoffe und Aggregatzustände u. a. m. als individuelle Gegenstände faßt und darstellt, in demselben Sinne kann jedes Naturobjekt als ein Gegenstand für sich betrachtet und beschrieben werden[1]).

Das Abstrahieren bedeutet logisch nichts anderes als: den

1) Darin scheint auch ein wesentlicher, erkenntnistheoretischer Gesichtspunkt für die Würdigung der Minkowskischen Bestimmungen über Raum und Zeit zu liegen, daß sie eine Individualisierung eines Naturvorgangs ermöglichen, indem sie die Zeit als eine vierte Koordinate zu den drei Raumkoordinaten hinzufügen. So hat das alte Principium individuationis eine exakte Fassung erhalten. Die Relativität hebt diese Bedeutung nicht auf, sondern veranlaßt nur die Beschränkung auf ein Bezugssystem und erlaubt Transformationen innerhalb desselben. Vgl. H. Minkowski: Raum und Zeit, 1909 und W. Wien: Über die Wandlung des Raum- und Zeitbegriffs in der Physik (Sitzungsber. d. Physikal. Med. Gesellsch. zu Würzburg, Jahrg. 1909).

Einfluß der Merkmale, von denen abstrahiert wird, auf die logischen Operationen ausschließen. Daß das möglich ist, lehrt uns jeder Blick in eine wissenschaftliche Darstellung, in der es stets Begriffe und Aussagen gibt, welche eine Abstraktion von bestimmten Merkmalen und Prädikaten voraussetzen. Es gibt aber auch eine Abstraktion in der Forschung. So kann sie in der Psychologie dadurch geübt werden, daß die Bewußtseinsinhalte, von denen abstrahiert werden soll, keinen Einfluß auf die Beobachtung eines bestimmten Vorgangs, keine ablenkende Wirkung auf die Aufmerksamkeit üben. Nur dadurch, daß eine derartige Abstraktion gelingt, wird es möglich, virtuelle Abhängigkeitsbeziehungen zwischen bestimmten Bedingungen und deren Folgen zu entdecken. Tatsächlich spielt sie in unserem Seelenleben ebenfalls eine große Rolle. Wenn wir z. B. ein Buch lesen, dessen Inhalt uns fesselt, so pflegt sein Format, die Größe der Buchstaben, das Spatium zwischen den einzelnen Zeilen, die Farbe des Papiers und anderes tatsächlich Mitgegebene darauf wirkungslos zu bleiben. Unser Bewußtsein steht im Wachzustande unter der Herrschaft determinierender Gesichtspunkte, die eine Heraushebung und Bevorzugung einzelner Inhalte nebst einem Zurücktreten und Beiseiteliegenlassen anderer zur Folge haben. Daß in anderen Wissenschaften, auch in den Geisteswissenschaften, ebenfalls von einer Menge mitgegebener Gegenstände abstrahiert wird, bedarf keines besonderen Nachweises. Es gibt keine Wissenschaft, in der nicht eine Abstraktion geübt würde.

Will man daher die realen Objekte deshalb ablehnen, weil sie nur durch Abstraktion gewonnen werden, so muß man alle Wissenschaften vor das Forum dieser Verurteilung ziehen. Die Begriffe der Logik, die Figuren der Geometrie müssen nach diesem Rezept sämtlich als unmögliche Gegenstände angesehen werden. Man kann die Geschichte der Wissenschaften geradezu als eine Geschichte der Abstraktion würdigen. Bald wird die eine, bald die andere Beschaffenheit eines Gegenstandes wirksam. So begreifen wir die einseitigen Auffassungen und Richtungen, die sich in der Wissenschaft ablösen, den Streit der

Theorien, die verschiedene Seiten eines Gegenstandes für sich hervorheben, den Wechsel der Hypothesen, die an verschiedene Tatsachen anknüpfen, und die allmähliche Vervollständigung unseres Wissens über die nämlichen Gegenstände. So ringt der endliche Menschengeist nach dem einen Grundgesetz der Abstraktion mit der unerschöpflichen Fülle der Tatsachen, so erweitert er langsam und mühselig seinen doch stets begrenzt bleibenden Horizont.

Ebenso spielt die Verallgemeinerung in allen Wissenschaften eine Rolle. Durch eine Zusammenfassung von Einzelgegenständen unter Gesichtspunkte, die für alle gelten, wird nicht sowohl eine Überwindung der unendlichen Mannigfaltigkeit des Einzelnen, sondern vielmehr eine Erkenntnis ihrer gemeinsamen Beschaffenheiten und Beziehungen ermöglicht. Eine solche Erkenntnis hat für alle Wissenschaften neben der Berücksichtigung individueller Bestimmtheiten und Unterschiede eine große Bedeutung. Auch in der Geschichtswissenschaft würde sie sie haben, wenn nicht die ungeheure Komplikation der historischen Tatbestände der Einsicht in ihre Gleichförmigkeiten so hinderlich wäre. Man braucht nur das Gedankenexperiment zu vollziehen: angenommen, es seien geschichtliche Allgemeinheiten zuverlässig erkannt worden, welcher Wert würde ihnen zukommen? um sich sofort zu vergegenwärtigen, wieviel die Wissenschaft (von praktischen Vorteilen ganz abgesehen) dadurch gewinnen würde. Daß die vorsichtige, exakte Einzelwissenschaft darauf vorläufig verzichtet und aus der Not eine Tugend macht, ist vollkommen verständlich und hat seine naheliegenden Parallelen auf anderen Gebieten. Aber die lange Kette geschichtsphilosophischer Konstruktionen von Augustin bis auf die Gegenwart sollte uns wenigstens über das wissenschaftliche Bedürfnis nach einer Erkenntnis des Allgemeinen nicht im Zweifel lassen.

Auch ist nicht zu übersehen, daß Individuelles und Allgemeines weit über die Sphäre der Realwissenschaften hinaus einander gegenübergestellt werden und darum nicht allein in dieser einen methodologischen Gegensatz begründen

können. Wenn die Mathematik von den Zahlen π, i oder e redet, so sind das für sie Individuen. Ebenso kann das oberste genus, das „Etwas", für die Logik und der Ausdruck „Mensch" für die Semasiologie den Charakter eines Individuums beanspruchen. Bei dieser Relativität des Begriffs wird auch das principium individuationis je nach der Sphäre seiner Anwendung eine besondere Gestalt annehmen müssen. Reale Objekte stehen unter ihnen eigentümlichen Kriterien der Individualität, und innerhalb dieser Klasse wird man wiederum für natur- und geisteswissenschaftliche, für physische, psychische und metaphysische Objekte im besonderen Sinne von individuellen Gegenständen zu reden haben. Mag man daher auch mit Recht die Forderung aufstellen, daß nur Individuelles real sein könne, so wird man doch nicht zu der weiteren Fassung vordringen dürfen, daß alles Individuelle real sei. Realität und Individualität fallen nicht zusammen.

Da endlich Gleichheit und Verschiedenheit allgemeinste kategoriale Bestimmungen sind, so wird es in allen Gebieten Individuelles und Allgemeines geben. Man kann in dem einen mehr auf dieses, in dem anderen mehr auf jenes eingestellt sein, das gibt aber noch kein Recht, die Wissenschaften auf Grund solcher vorwiegenden Richtung, solchen stärkeren Interesses einzuteilen. Und noch weniger darf behauptet werden, daß jede Verallgemeinerung in der Wissenschaft die Realität ihrer Gegenstände aufhebe. Das Allgemeine kann ja stets als ein Moment der Einzelobjekte gefaßt werden, für die es gilt, und in diesem Sinne an deren Realität teilnehmen. Dann würde man das Allgemeine und Individuelle als zwei verschiedene Bestimmungen desselben Gegenstandes ansehen können, die erst in ihrer Gesamtheit ein reales Objekt bilden würden, und dann wäre das Individuelle für sich genommen ebensowenig ein existenzfähiges Reales, wie das Generelle. Wie dem auch sei, mag man den Einzelgegenstand schlechthin ein Individuum nennen oder nur mit Rücksicht auf seine ihm zukommenden Besonderheiten, auf alle Fälle sind die einzelnen Realitäten der Natur ebenso vollgültige Individuen, wie die

Bewußtseinswirklichkeiten oder die historischen Persönlichkeiten[1]).

Man kann nach diesen Erörterungen keinen prinzipiellen Unterschied zwischen konkreten und abstrakten Gegenständen machen, wenn man sich an die Betätigung der Erkenntnisfunktionen hält. Das Konkretum kann dann bloß als ein Grenz- oder Idealbegriff unserer Erkenntnis gelten, und unsere Erkenntnis davon bzw. das erkannte Konkretum bleibt hinter seiner Aufgabe stets zurück und ist somit immer ein Abstraktum. Nicht wesentlich anders dürfte es mit dem Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen, des Gattungsmäßigen zum Individuellen stehen. Die Individualität der realen Objekte besteht ja nicht in einer Vereinigung einzigartiger, sonst nirgends vorkommender Züge, sondern in einer einzigartigen Vereinigung auch sonst möglicher und vorkommender Bestimmtheiten. So durchkreuzen sich in jeder Individualität eine Fülle von Allgemeinheiten, d. h. vielen Gegenständen gemeinsamen Beschaffenheiten, und so wird auch die Individualität zu einem Grenz- oder Idealbegriff unserer Erkenntnis. Keinesfalls aber besteht ein Grund und Recht, den realen Objekten der Realwissenschaften den Anspruch auf Konkretheit und Individualität zu versagen und ihnen damit die Daseinsmöglichkeit zu rauben. Andererseits würde die Leugnung einer Erkenntnis des Abstrakten und Allgemeinen der Leugnung aller Wissenschaften, nicht bloß der Realwissenschaften, gleichkommen.

5. Der empirische Gehalt der Gedanken transzendenter Gegenstände.

Der Konszientialismus läßt sich auch in der Richtung zur Geltung bringen, daß die Frage nach dem Ursprung aller Gedanken, also auch derjenigen von realen Gegenständen auf-

1) Die hier berührten Fragen haben zu dem so oft mit Unrecht verunglimpften Universalienstreit des Mittelalters die engste Beziehung.

geworfen wird. Nach der empiristischen Theorie können die Ideen nicht mehr enthalten, als in den Impressionen gegeben ist. Und so wird bei jedem Gedanken der Wissenschaft die Untersuchung auf seinen ursprünglichen empirischen Gehalt angestellt werden können. Hume, der Hauptvertreter dieses Empirismus, war deshalb bestrebt, aus den Begriffen der Substanz und der Kausalität, des Ich und der Außenwelt alles zu entfernen, was nicht aus Impressionen, aus ursprünglichen Gegebenheiten des Bewußtseins herleitbar wäre. So mußte sich der Begriff einer Substanz gefallen lassen, zu einer bloßen, regelmäßigen Koexistenz von Merkmalen zusammenzuschmelzen und damit seinen eigentlichen Sinn, der für sich seiende Träger koexistierender Beschaffenheiten zu sein, gänzlich zu verlieren. Außerdem behauptet dieses empiristische Argument, daß die Gedanken der Wissenschaft nur auf die Wirklichkeiten des Bewußtseins angewandt werden können, weil sie aus ihnen hervorgegangen sind. Der empirische Ursprung entscheidet somit nicht nur über den Gehalt, sondern auch über die Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Begriffe. Eine Transzendenz verbietet sich hiernach von selbst.

Dieses Argument braucht auf Grund unserer heutigen Einsicht nicht mehr schwer genommen zu werden. Wir wissen zunächst und haben darauf schon wiederholt hingewiesen, daß die Gedanken sich von den Empfindungen und Vorstellungen wesentlich unterscheiden. Freilich darf man sie dann nicht in der Sprache der Vulgärpsychologie zu allgemein fassen. Descartes bezeichnete mit dem Ausdruck cogitationes alle Bewußtseinsinhalte, also auch die Wahrnehmungen, Erinnerungsvorstellungen und Willensakte. Die allgemeinste Bedeutung unseres Namens ist auch in der gewöhnlichen Redeweise erkennbar, wo wir unter Gedanken nicht selten jeden beliebigen, im Bewußtsein sich ereignenden Vorgang verstehen, wie in dem Ausdruck Gedankenlesen. „An etwas denken" heißt vielfach nichts anderes als „es sich vergegenwärtigen, zum Bewußtsein bringen", wobei die besondere Art, wie das geschieht, ganz dahingestellt bleibt.

Eine solche Ausdehnung des Begriffs ist auch von dem hier zu würdigenden Konszientialismus natürlich fernzuhalten, wenn auch die empiristische Erkenntnistheorie sich die Cartesianischen cogitationes in der Form der Ideen zum Ausgangspunkt nahm und dabei durch die Ablehnung der angeborenen Ideen die Theorie vom Ursprung aller Erkenntnis aus den Inpressionen bewiesen zu haben glaubte. Jedenfalls erhalten wir ein spezifisches Argument des Konszientialismus nur dann, wenn wir die Gedanken im engeren Sinne nehmen. In der heutigen Denkpsychologie versteht man unter dem Denken den Vorgang eines unanschaulichen Wissens von Gegenständen und Sachverhalten. Damit unterscheidet es sich von den Wahrnehmungsinhalten, Erinnerungsvorstellungen und Phantasiegebilden, in denen eine Veranschaulichung stattfindet. Die Farben, Töne und Gerüche, die wir wahrnehmen; die Personen, Landschaften, Kunstwerke, deren wir uns in Vorstellungen der ursprünglichen Eindrücke erinnern; das Bild einer komplizierten Maschine, die ein technischer Erfinder vor seinem inneren Auge erstehen sieht, sind anschaulicher Natur. Aber man kann, wie zahlreiche Versuche des letzten Jahrzehnts dargetan haben, auch ohne solche Versinnlichung und Verbildlichung sich etwas vergegenwärtigen. Der Inhalt einer philosophischen Abhandlung, die Begriffe von abstrakten oder allgemeinen Bezeichnungen, ja selbst die Wirklichkeiten des Bewußtseins in ihrer anschaulichen Vollständigkeit können gewußt werden, ohne daß Bilder, Empfindungen, Worte dabei eine wesentliche Rolle spielen.

Nicht nur durch die Unanschaulichkeit der Vergegenwärtigung ist das Denken von den Empfindungen und Vorstellungen zu unterscheiden, sondern auch durch das Bezogensein auf Gegenstände. Man kann den Begriff des Gegenstandes psychologisch geradezu dadurch definieren, daß man sagt: alles was gedacht (gewußt, gemeint) werden kann, ist ein Gegenstand. Von diesem Gegenstande ist der Bewußtseinsinhalt, durch den er gedacht wird, zu unterscheiden. Auch das ist eine für Empfindungen und Vorstellungen nicht geltende

Eigentümlichkeit des Denkens. Schon bei einer früheren Gelegenheit (S. 87ff.) haben wir von ihr gehandelt und brauchen deshalb hier nicht weiter darauf einzugehen. Ebenso haben wir bereits darauf hingewiesen, daß der Umfang des Denkens sehr viel weiter reicht, als derjenige der anschaulichen Vorgänge. Wenn die Wissenschaft lediglich auf anschauliche Vergegenwärtigungen ihrer Gegenstände angewiesen wäre, so würde sie über einen engen Kreis ihrer Forschung und Darstellung nicht hinauskommen. Auch die einfachsten Sätze, wie: die Wiese ist grün, der Himmel ist blau, es regnet, es gibt hier ein Rathaus, sind durch anschauliche Vorstellungen von noch so großer Lebhaftigkeit nicht in ihrem Sinn zu vergegenwärtigen. Daß grün der Wiese zukommt, eine Eigenschaft von ihr ist, daß Regen gegenwärtig herniedertropft, daß ein Rathaus an diesem Orte existiert — das alles ist in der bloßen anschaulichen Vorstellung einer grünen Wiese oder in der bloßen Wahrnehmung niederfallender Regentropfen und eines Rathauses keineswegs enthalten. Kein Satz ist durch Empfindungen oder Vorstellungen in seinem Inhalte vollständig wiederzugeben. In den Gedankenversuchen von Bühler zeigte sich sogar bei vollem Verständnis von Sätzen eine große Armut anschaulicher Vorstellungen, sowohl der Sach- wie der Wortvorstellungen, dagegen traten deutliche Erlebnisse unanschaulicher Art, Wissenszustände mit ausgeprägter Richtung und mit unzweifelhaftem Bezogensein auf bestimmte Gegenstände auf.

Hat es bei solch einem Unterschiede der Gedanken und des Denkens von Empfindungen und Vorstellungen überhaupt noch einen Sinn, von einer Herkunft der ersteren aus den letzteren zu sprechen? Wenn z. B. viele Gegenstände gedacht werden können, die sich nicht veranschaulichen lassen, wie können solche Gedanken aus Empfindungen oder Vorstellungen entstanden sein? Der alte Satz: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, ist angesichts solcher Tatsachen sicherlich unhaltbar. So wird man zu einer Revision der Annahme eines Ursprungs unserer Gedanken aus den Empfin-

dungen und Vorstellungen genötigt. Ein solcher Ursprung kann jedenfalls nicht die qualitative Gleichheit der Gedanken mit den anschaulichen Inhalten bedeuten. Das unanschauliche Meinen eines Gegenstandes, das Wissen von ihm ist in einer Empfindung oder Vorstellung sicherlich nicht vorgebildet. Wenn daher eine inhaltliche Abhängigkeit der Gedanken etwa von den Vorstellungen überhaupt bestehen soll, so kann sie nur in den Inhalten als solchen liegen und wird sich zunächst nur für diejenigen Fälle behaupten lassen, in denen anschauliche Gegenstände gedacht werden. Aber daraus folgt nichts für die sonst noch möglichen Gegenstände. Wollte man auch für die letzteren, für Objekte und Begriffe, für ideale und reale Gegenstände, für Beschaffenheiten und Beziehungen u. dgl. m. den empirischen[1]) Ursprung festhalten, so müßte man sich zu einer nicht unwesentlichen Änderung dieser Erklärungsweise verstehen. Schon Locke erkannte, daß die von ihm sogenannten komplexen Ideen durch mannigfache Operationen aus den einfachen hervorgehen können. In der Tat muß hier zum mindesten eine Vergleichung und Unterscheidung, also eine besondere psychische Funktion vorausgesetzt werden, damit das Hervorgehen aus anschaulichen Bewußtseinsinhalten verständlich werden könne[2]).

Die empiristische Theorie verwickelt sich bei der Durchführung ihrer Ansicht leicht in eine logische Schwierigkeit. Wenn sie erklärt, daß alle Gedanken auf die Wahrnehmung zurückgehen, und dabei gegen einen Gehalt derselben Stellung nimmt, der sich aus der Wahrnehmung nicht herleiten ließe, so setzt sie dabei wenigstens die Möglichkeit eines nicht-

1) Wenn wir in diesem Abschnitt von empirischem Ursprung und empiristischem Argument reden, so meinen wir damit den Ursprung aus den Impressionen und das ihn behauptende Argument. Keineswegs aber soll damit ein Apriorismus im weiteren Sinne verstanden und vertreten werden.

2) Vgl. dazu A. Messer: Empfinden und Denken, 1908 und meine Abhandl. „Psychologie und Medizin" 1912, sowie den Vortrag in der Internationalen Monatsschr. 1912 Heft 9.

empirischen Inhalts der Gedanken voraus. Wie wäre aber eine solche Möglichkeit überhaupt denkbar, wenn die empiristische Theorie recht hätte? Wie kann man dann in die Begriffe etwas hineinlegen, was nicht aus der Erfahrung stammt? Auch nur zu denken, daß es anders sei, müßte ausgeschlossen sein. Daraus geht hervor, daß die empiristische Spielart des Konszientialismus nicht eigentlich eine Theorie, sondern ein Verbot ist, den Gedanken etwas anderes als empirische Bestandteile zuzuschreiben. Ein Recht zu diesem Verbot aber geben die Tatsachen nicht, weil sie zeigen, daß in den Gedanken auch anderes enthalten ist und sein kann. Nur wenn sich zeigen ließe, daß die nichtempirischen Bestandteile ein Nachteil und Schaden für die Erkenntnis sind, daß sie willkürliche und spekulative Beimischungen bedeuten, würde das empiristische Argument Gehör finden müssen. Aber das führt uns bereits in den Gedankengang des nächsten Arguments hinüber.

So wollen wir denn noch kurz darauf hinweisen, daß in der Wissenschaft das Hinzudenken zur Erfahrung eine große Rolle spielt. Dabei wird nicht nur hinzuassoziiert, was früher bereits im Zusammenhange mit einem gegebenen Tatbestande erfahren worden ist, sondern es kann auch auf Gegenstände geschlossen werden, die als solche niemals zuvor wahrgenommen worden sind. Ebenso können Gedanken auf andere Gedanken führen, ohne daß die Erfahrung diesen Übergang vermittelte. Die Lehre von den Schlüssen zeigt uns, wie das möglich ist, und unter ihnen ist die Induktion dasjenige Verfahren, welches der Empirismus auszuzeichnen pflegt. Aber keine Verallgemeinerung ist durch Einzelerfahrungen als solche gerechtfertigt und aus ihnen ableitbar. Somit zeigt gerade die Induktion, daß das Denken zur Erfahrung wesentliches hinzubringt. Ferner führt die Analogie in der Wissenschaft weit über die wirkliche Erfahrung hinaus. Wie könnte ich ein von dem meinigen typisch verschiedenes fremdes Seelenleben verstehen, wenn die Wahrnehmung die einzige Grundlage aller Erkenntnis sein müßte? Der Historiker, der sich aus seinen Quellen Personen und Ereignisse der Vergangenheit

konstruiert, kann dabei über die in seiner Erfahrung gegebenen Erscheinungen weit hinausgehen, ohne dadurch die Grenzen einer berechtigten Vergegenwärtigung von Gegenständen zu überschreiten. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß ein nichtempirischer Inhalt seinem Gedanken das Daseinsrecht in der Wissenschaft nicht zu rauben braucht. Es besteht also eine weitgehende Verschiedenheit der Gedanken von den Empfindungen und Vorstellungen, welche die Behauptung eines schlechthinnigen Ursprungs jener aus diesen als sehr anfechtbar erscheinen läßt, und die Erweiterungen des Inhalts unseres Denkens über die in der wirklichen Erfahrung gegebenen Tatsachen werden von den Erfahrungswissenschaften unbedenklich und in großem Umfange in Anspruch genommen.

Damit ist bereits die Antwort auf die zweite Frage vorbereitet, die das konszientialistische Argument aufwerfen ließ. Gesetzt, es seien die Gedanken ursprünglich aus den anschaulichen Bewußtseinsinhalten entstanden, sind sie dann nur auf solche anwendbar? Sind m. a. W. die Gegenstände, auf die sich unser Denken richtet, nur von solcher Art? Es wird uns nach den vorausgegangenen Ausführungen nicht mehr zweifelhaft sein, daß wir auch andere Gegenstände, als die Bewußtseinsinhalte der Wahrnehmung, denken können. Darum kann auch die Frage nach der Anwendbarkeit unserer Gedanken hier lediglich als eine Rechtsfrage aufgeworfen werden. Schon innerhalb der durch die Beschränkung auf Wahrnehmungsinhalte gezogenen Grenzen läßt sich auf diese Frage eine verneinende Antwort erteilen. Die Begriffe finden nirgends bloß eine Anwendung auf dasjenige Gegebene, aus dem oder mit Rücksicht auf das sie gewonnen worden sind. Niemand wird behaupten wollen, daß die Zahlen, weil sie zunächst von Fingern und Zehen ihren Ursprung genommen haben, auch nur auf diese Gegenstände angewandt werden dürfen. Die empirische Grundlage eines Gedankens verhält sich ja in dieser Hinsicht zu ihm, wie ein Exemplar zu einer Art, und es wäre logisch ungerechtfertigt, die Anwendung derselben Art auf andere Exemplare zu untersagen. Nun könnte man freilich

behaupten, daß die Gedanken innerhalb des Gegebenen unbegrenzt angewandt werden dürfen, daß aber das Nichtgegebene ein für allemal davon ausgeschlossen bleiben müsse. Wiederum kann das Recht zu diesem Verbot nicht aus dem Verfahren der Wissenschaft hergeleitet werden. Denn dieses zeigt uns die verbotene Anwendung in zahlreichen Fällen. Also muß es sich auf Wertunterschiede dieser Anwendungen stützen, die vermeintlich zwischen ihnen bestehen. Wir begnügen uns auch hier damit, auf das gegenteilige bewährte Verhalten der Realwissenschaften hinzuweisen, die allenthalben in ihrer Anwendung von Gedanken über die Erfahrung hinausgehen und die behauptete Wertunterscheidung keineswegs mitmachen.

Wir wollen damit nicht bestreiten, daß die gedachten Realitäten zur Erfahrung in Beziehung stehen, und daß insofern für die Gedanken transzendenter Objekte eine empirische Grundlage behauptet werden darf. Durch bloßes, reines Denken entsteht auch nach unserer Auffassung keine berechtigte Setzung von Realitäten. Der Ontologismus soll nicht als Realisierungsverfahren anerkannt werden. Aber es ist etwas anderes, ob man die empirische Grundlage, den Ausgang von der Wirklichkeit des Bewußtseins zugesteht, oder ob man den Gehalt der Gedanken und ihre Anwendung darauf einschränken will. Wir werden darum das genetische Argument des Konszientialismus auch dann abzuweisen in der Lage sein, wenn wir mit ihm den empirischen Ausgangspunkt der realwissenschaftlichen Forschung gebührend betonen. Das Gegebene kann und darf gewiß nicht übersprungen oder vernachlässigt werden, aber unsere Gedanken können, gerade wenn sie sich mit ihm beschäftigen und es zu deuten oder zu erklären versuchen, nicht darin aufgehen. Eine bloße Wiederholung der Wirklichkeit ist in der Wissenschaft wie in der Kunst entbehrlich und zugleich eine nicht zu erfüllende Aufgabe. Wenn unsere Gedanken einen Sinn und Wert noch neben der Wahrnehmung haben sollen, so müssen sie einen selbständigen Gehalt, eine selbständige Funktion und Gesetzlichkeit besitzen. Indem wir in den Realwissenschaften

über das Bewußtsein transzendieren, folgen wir freilich den Fingerzeigen, die wir in diesem selbst erblicken. Aber das reale Reich, in das sie uns weisen, wäre ohne die Eigenart des Denkens weder zu erschließen noch zu betreten.

6. Die Realisierung ein Verstoß gegen das Wissenschaftsideal.

Alle unsere Erkenntnis strebt darnach, über den individuellen Bereich eines bloßen Glaubens, Annehmens oder Fürwahrhaltens hinaus zu einer allgemein gültigen Einsicht zu werden. Jedem Satz der Wissenschaft muß unter den Voraussetzungen, für die er gilt, von jedermann zugestimmt werden können. Habe ich einen geometrischen Lehrsatz verstanden und die einzelnen Etappen seines Beweises begriffen, so muß ich seine Geltung anerkennen. Es steht nicht in meinem Belieben, ihn zu glauben oder zu verwerfen, etwa sein Gegenteil für möglich oder wahrscheinlich zu halten, sondern der Zusammenhang zwischen ihm und seinen Voraussetzungen ist ein logisch und sachlich bündiger und darum von subjektiver Meinung unabhängiger. Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit zeichnen nach alter Einsicht die wertvollsten wissenschaftlichen Erkenntnisse aus. Dabei bedeutet beides nicht eine subjektiv-empirische Prädizierung. Die Allgemeingültigkeit einer Wahrheit besagt nicht, daß sie von allen tatsächlich anerkannt wird, und die Notwendigkeit nicht, daß jeder sich genötigt fühlt, ihr zuzustimmen. Vielmehr wird mit der Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit die Unabhängigkeit der Geltung einer Wahrheit von der Anerkennung oder Zustimmung eines sie erfassenden Subjekts ausgesprochen. Zu diesen beiden, die Geltung von Urteilen bestimmenden Idealen tritt noch dasjenige der Gewißheit, worunter wiederum nicht sowohl der subjektive Eindruck derselben, als vielmehr eine Aussage über ein gegenständliches Verhalten charakterisiert ist. Man versteht dann darunter denjenigen Charakter eines Urteils, vermöge dessen das Bestehen eines Sachverhalts für alle Fälle einer ihn einschließenden Verwirklichung behauptet wird, wäh-

rend wir als notwendig und allgemeingültig eine selbstverständliche oder bewiesene Behauptung ansehen.

Solche ideale Geltung kann nun nach dem wissenschaftstheoretischen Argument des Konszientialismus der Annahme transzendenter Objekte niemals zukommen. Sie bleibt bestenfalls eine ewige Hypothese und schädigt durch ihre Einmischung in die Erfahrungswissenschaften deren Strenge. Was außerhalb des Bewußtseins liegt, kann niemals mit Sicherheit angegeben werden, und so ist es am besten, im Interesse der wissenschaftlichen Geltung überhaupt auf dessen Setzung zu verzichten. Das unmittelbar Gegebene, die Wirklichkeit des Bewußtseins, die immanenten Objekte lassen sich allein mit Gewißheit feststellen und beschreiben. Hier kann das Ideal der Wissenschaft erreicht werden.

In diesen Ausführungen wird zunächst übersehen, daß Ideale eben Ideale sind. Hätte die Wissenschaft sie auf ihren Gebieten schon erfüllt, wären alle Voraussetzungen absolut zuverlässig und alle Behauptungen unerschütterlich, so wäre sie am Ende. Dann gäbe es wenigstens für die betreffenden Gebiete keine Aufgaben und Probleme mehr zu lösen. Von solcher Vollkommenheit sind alle Wissenschaften mehr oder weniger weit entfernt. Nicht nur gibt es noch unendlich viele Gegenstände, die der wissenschaftlichen Bearbeitung harren, sondern auch die Grundlagen der bisher erworbenen Erkenntnis sind noch nicht dem Zweifel entzogen. Die letzten Jahrzehnte haben wesentliche Umgestaltungen auch in scheinbar abgeschlossenen mathematischen Disziplinen gebracht und damit gezeigt, daß selbst hier die erwähnten Ideale noch nicht voll erreicht waren. In den Erfahrungswissenschaften aber steht es damit noch wesentlich schlimmer. Das stolze Gebäude der mathematischen Physik, wie es zuerst von Newton erbaut worden ist, ist ins Wanken geraten und scheint jetzt einer neuen Fundamentierung unterzogen zu werden. Wie wenig die Evidenz der Wahrnehmung über alle Anfechtungen erhaben ist, haben wir bereits gesehen. Die Psychologie, die hiernach in erster Linie dem Ideal einer Wissenschaft zu ent-

sprechen vermöchte, ist davon weiter entfernt, als manche andere Erfahrungswissenschaft, trotz deren Beziehungen auf Transzendentes. Es scheint somit, daß die Beschränkung auf immanente Objekte keinerlei Bürgschaft dafür abgibt, daß die höchsten Ziele wissenschaftlicher Erkenntnis verwirklicht werden.

Nun könnte man ja freilich sagen, daß das Entwicklungsstadium der Wissenschaft dabei zu berücksichtigen sei. Es handle sich also nicht um die tatsächliche Unvollkommenheit unserer Erkenntnis, sondern um die prinzipielle Möglichkeit, auf dem Boden der bloßen Erfahrung zur Allgemeingültigkeit, Notwendigkeit und Gewißheit vorzudringen. Aber auch mit diesem prinzipiellen Anspruch sieht es übel aus. Seit langer Zeit weiß man, daß empirische Urteile jenen Charakter nicht an sich tragen und tragen können. Erfahrung lehrt bloß, was ist und war, nicht aber, was sein muß, und die Evidenz der Wahrnehmung besteht nur für das Subjekt, das sie erlebt. Man wird darum nicht behaupten dürfen, daß die Beschränkung auf die konszientialistische Sphäre eine Annäherung an das Ideal der wissenschaftlichen Erkenntnis herbeiführe. Jede neue Erfahrung kann die bisherigen Bestimmungen über den Haufen werfen. Wenn wir auch in den Erfahrungswissenschaften notwendige Urteile über Sachverhalte und allgemeingültige Aussagen über Gesetzmäßigkeiten anerkennen, so geschieht das nur auf Grund einer künstlichen Isolierung der Faktoren, einer Abstraktion von der vollen Wirklichkeit, eines Experimentierens und Berechnens, also auf Grund tief eindringender Mitwirkung eines disponierenden, scheidenden, kombinierenden und schließenden Denkens. Solche Ergebnisse aber pflegen zugleich einen hypothetischen Charakter zu tragen, insofern die Voraussetzungen als gegeben betrachtet werden müssen, damit bestimmte Sachverhalte sich einstellen können.

Hat somit die konszientialistische Begrenzung der wissenschaftlichen Gegenstände auch nicht einmal im Prinzip eine Erfüllung jener Ideale zur Folge, so ist die Realisierung andrerseits nicht in jedem Falle und unter allen Umständen ein

Hindernis für deren Verwirklichung. Es ist nicht zu verkennen, daß die nächsten Aufgaben einer Realisierung ohne die Setzung transzendenter Substanzen vollzogen werden können. Wer in der Naturwissenschaft die bloßen Gesetzmäßigkeiten in der vom psychophysischen Subjekt unabhängigen Welt der Erfahrung zu erfassen sich bemüht, ohne sich über die Träger dieser Verhaltungsweisen besondere Gedanken zu machen, kann viel sicherere Bestimmungen treffen, als der auf reine Selbstbeobachtung vertrauende und die Erlebnisse seines Bewußtseins zu beschreiben versuchende Psychologe. Daß diese erste Stufe der Realisierung für die Geltung der wissenschaftlichen Erkenntnis nur von Vorteil ist, erhellt aus der Überlegung, daß sie die Aufgaben präzisiert und vereinfacht und die schwankenden subjektiven Einflüsse wechselnder Auffassung eines Gegenstandes eliminiert. Die Konszientialisten pflegen darum auch diese Realisierung mitzumachen, wenn auch mit etwas anderen Worten. Aber selbst die Annahme transzendenter Träger für die gefundenen realen Gesetzmäßigkeiten braucht keine wüste Spekulation, keine willkürliche Hypothese zu sein. Wenn man sich als solche Träger Gegenstände denkt, die geeignet und befähigt sind, die ihnen zugedachte Aufgabe zu erfüllen, so liegt in dieser Erweiterung des realistischen Verfahrens nur eine sachlich geforderte Ergänzung vor. Sollen wir jene Gesetzmäßigkeiten als unabhängig von einem erfahrenden Subjekt bestehend denken können, so müssen wir gewisse Gegenstände denken, an denen solche Beziehungen stattfinden können. Phantastisch würden wir dabei erst dann verfahren, wenn wir den so postulierten Gegenständen Eigenschaften beilegten, die mit den zu tragenden gesetzmäßigen Beziehungen nichts zu tun haben. An sich aber gehorcht diese zweite Stufe der Realisierung der Forderung einer logischen Bearbeitung der Tatsachen und darf darum vom Gesichtspunkt der Wissenschaftstheorie aus nicht als eine unsichere Zutat verurteilt werden.

Auch in dem Gebiet der Realisierung herrscht übrigens Entwicklung und Fortschritt. Was ursprünglich eine ge-

wagte Vermutung war, kann später zu einer vielfältig gestützten und zuverlässigen Annahme der Wissenschaft werden. Atome hatte bereits Demokrit angenommen, aber die Gründe, die ihn dazu führten, ermangelten sehr der Beweiskraft. Die moderne Chemie dagegen hat die Atomistik zu einem wesentlich tragfähigeren Systeme von Bestimmungen erhoben. Es ist durchaus nicht richtig, daß die Setzung von Realitäten eine ewig sich gleichbleibende Willkürlichkeit bedeute. Die Geschichte der realistischen Theorien zeigt uns vielmehr allenthalben ein beträchtliches Wachstum an Sicherstellung und Begründung. Zugleich haben sich die realistischen Annahmen als außerordentlich anregende Gesichtspunkte für neue Forschungen erwiesen. Man denke etwa an die physiologischen Theorien der Farbenempfindungen von Helmholtz, Hering und v. Kries. Der bloßen Feststellung einer realisierten Erscheinung wohnt nicht entfernt ein solcher Reiz zur Fortsetzung der Forschung inne, wie den realistischen Annahmen über die Beschaffenheit der realen Objekte. Das Bedürfnis, den Spielraum der hier bestehenden Möglichkeiten immer mehr einzuengen, Erfahrung und Antizipation ihrer Bedeutung aneinander zu messen, die Theorie an den aus ihr abzuleitenden empirischen Konsequenzen zu prüfen, ist ungleich lebhafter und dringender als die bloße Ermittlung neuer Tatsachen oder die genauere Bestimmung schon bekannter Tatsachen.

Auf alle Fälle steht fest, daß die großen Forscher aller Zeiten sich durch realistische Gesichtspunkte und Aufgaben wesentlich haben beeinflussen lassen. Es ist zum mindesten zweifelhaft, ob ihnen ihre großen Entdeckungen gelungen wären, wenn sie auf konszientialistischem Standpunkt gestanden hätten. Auch die Psychologie beteiligt sich an der Realisierung, sofern sie in den Bewußtseinserscheinungen selbst, in der qualitativen Mannigfaltigkeit des gegebenen Seelenlebens das Realpsychische zu finden vermag. Den Bemühungen früherer Zeiten um die Erkenntnis einer Seelensubstanz, der man besondere Vermögen zur Leistung der Bewußtseinserscheinungen zuschrieb, ist freilich in der Gegenwart eine Psychophysik, eine physiologische

Psychologie gefolgt, die jene Erscheinungen auf körperliche Grundlagen bezieht. Aber die letzteren gelten auch der modernen Psychologie nicht en bloc als das Realpsychische. Dieser Zug zum Realismus, der auch in den Geisteswissenschaften deutlich erkennbar hervortritt, wäre ganz unverständlich, wenn er eine Entfernung von dem Ideal der Wissenschaft bedeutete. Dann wären die Realwissenschaften und die in ihnen tätigen Forscher Phantasten, die sich einem unkontrollierbaren Spiel von Gedanken und Bildern ergeben.

Die Unsicherheit in der Abgrenzung der vom Konszientialismus zugestandenen Objekte, die wir schon bei der Besprechung des dritten Arguments empfinden mußten (vgl. S. 124ff.), kehrt hier wieder. Es leuchtet ein, daß der Konszientialismus über das jeweils im Bewußtsein aktuell Gegebene hinauszugehen erlauben muß, wenn er nicht in handgreiflichen Konflikt mit dem Verfahren der Forschung geraten will. Nicht nur die gegenwärtige, sondern auch die vergangene Erfahrung, nicht nur meine Erlebnisse, sondern auch diejenigen anderer Subjekte, nicht nur die in einem Akt erfaßbaren, sondern auch die übrigen gleichzeitig vorhandenen Tatsachen, müssen als mögliche Gegenstände der Erfahrungswissenschaft angesehen werden. Von hier aus bildet sich der Begriff einer möglichen Erfahrung aus. Da aus der Wirklichkeit jederzeit auf die Möglichkeit im Sinne der modalen Konsequenz geschlossen werden kann, so ist jede einmal wirklich gewesene Erfahrung als eine mögliche zu bezeichnen. Aber damit reicht man in der Wissenschaft nicht aus. Könnte nur das als zur Erfahrung gehörig gerechnet werden, was irgend einmal von irgend jemand tatsächlich erfahren worden ist, so würden viele durchaus berechtigte Schlüsse der Wissenschaft als transzendent verworfen werden müssen. Darum hat man den Begriff der möglichen Erfahrung noch mehr erweitert, indem man alles darin aufnahm, was unter gewissen Bedingungen der Erfahrung stand oder stehend gedacht werden konnte. Kant bestimmte als solche Bedingungen bekanntlich Raum und Zeit und die Kategorien und erklärte

demnach für möglich, was mit diesen übereinkommt. Damit ist der Kreis der möglichen Erfahrung auf das Anschauliche und Denkbare erweitert. Da wir von den realen Objekten das Übereinkommen mit solchen formalen Bedingungen der Erfahrung vielfach ebenfalls behaupten können, so fallen auch sie in den Bereich der möglichen Erfahrung und werden damit zu konszientialistisch zulässigen Gegenständen. Eine unmögliche Erfahrung wäre dann nur, was außerhalb der Bedingungen der Anschaulichkeit und Denkbarkeit stände oder ihnen widerspräche. Wie weit diese Angabe ist, geht auch daraus hervor, daß die idealen Objekte der Formalwissenschaften in sie hineingezogen werden können. Dieser Begriff der möglichen Erfahrung umfaßt im Grunde alle Gegenstände der Erkenntnis. Nur das Ding an sich bleibt hiervon ausgeschlossen.

Man wird nach diesen Ausführungen vorerst verlangen müssen, daß die vom Konszientialismus gestatteten Gegenstände genauer als bisher begrenzt werden, damit seine Polemik gegen den Realismus greifbarer werde. Vom Ideal der Wissenschaft aus kann man aber den Realismus nicht entwurzeln, weil wenigstens gewisse Realisierungen ihm nicht widersprechen und weil die Erfahrungswissenschaften es überhaupt nur mit Annäherung erreichen lassen. Problematisch werden die in ihnen vorkommenden Behauptungen nicht erst durch die Beziehung auf reale Objekte, die mit logischer Notwendigkeit hergestellt werden muß und sich von willkürlichen Angaben freihalten kann. Das unmittelbar Gegebene ist eine unklare Masse und Mannigfaltigkeit von Tatbeständen. Erst die unter bestimmten Gesichtspunkten erfolgende Analyse gibt die Möglichkeit, einzelne Faktoren herauszugreifen und in gesetzmäßige Beziehung zu einander zu bringen. Auch die Realisierung beruht auf einer solchen Analyse. Ist vollends der vorgefundene Tatbestand als solcher nicht einmal von unbestreitbarer Zuverlässigkeit, so verliert die konszientialistische Warnung vor der Realisierung als einem Verstoß gegen das Ideal der Wissenschaft jeden Wert.

7. Die angebliche Zweckmäßigkeit eines Verzichts auf die Realisierung.

Als ein Grundgesetz der Wissenschaft erscheint Vielen das Prinzip der Zweckmäßigkeit, nach dem alle ihre Bestandteile ein System von Mitteln und Zwecken zu bilden haben. Da nun ein Zweck auf verschiedenen Wegen erreicht werden kann, so gesellt sich dazu die Forderung, daß möglichst einfach und sparsam dabei verfahren werden soll. Das Ziel der Wissenschaft soll auf dem direktesten Wege und mit geringstem Kraftaufwande erreicht werden. Von diesem Prinzip macht nun auch der Konszientialismus (namentlich bei Mach) einen Gebrauch, indem er behauptet, daß die Setzung und Bestimmung von Realitäten ein überflüssiges Verfahren sei, das aus der Wissenschaft nach seinem Prinzip der Ökonomie ausscheiden sollte. Unter den verschiedenen, an sich gleich möglichen Annahmen hat man die einfachste zu bevorzugen. Zweifellos aber ist es einfacher, nur von Gedanken und Tatsachen zu reden, als zu beiden noch die realen Objekte hinzuzufügen. Die Transzendenz widerspricht also dem Grundgesetz der Zweckmäßigkeit in der Wissenschaft[1]).

Wenn wir dieses teleologische Argument zu würdigen versuchen, werden wir uns zunächst über seine Bedeutung, über die logische Stellung des Prinzips der Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit klar werden müssen. Ist es ein primäres oder ein sekundäres Prinzip? Genügt es zur Regelung der in der Wissenschaft zu erfüllenden Aufgaben oder setzt es die Geltung anderer Gesichtspunkte bei seiner Anwendung voraus? Es ist nun offensichtlich, daß die Forderung der Zweck-

1) Lehrreich für die Entstehung dieses Prinzips bei Mach ist dessen Aufsatz: „Die Leitgedanken meiner naturwissenschaftlichen Erkenntnislehre und ihre Aufnahme durch die Zeitgenossen" (Physikalische Zeitschrift 11. Jahrg. 1910 S. 599ff.). Hammacher (Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus, 1909 S. 402) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß man sich vor „dem Doppelsinn des Wortes ökonomisch = wirtschaftlich und = sparsam" hüten müsse.

mäßigkeit nichts über den Zweck bestimmt, der erreicht werden soll. Sie besagt lediglich, daß einem Zweck die Mittel entsprechen müssen, die zu seiner Verwirklichung führen können. Welcher Art dieser Zweck ist, wird dadurch nicht ausgemacht, sondern bereits vorausgesetzt. Mit der Einfachheit und Sparsamkeit verhält es sich nicht anders. Von einer einfacheren im Gegensatz zu einer komplizierteren und umständlicheren, von einer sparsamen im Gegensatz zu einer verschwenderischen Verwendung der Mittel kann sinngemäß nur geredet werden, wenn man den Zweck bereits kennt, auf den sie sich beziehen sollen. Darum kann die Elimination von Realitäten aus der Erfahrungswissenschaft nicht ohne weiteres als zweckmäßig oder sparsam empfohlen werden. Es muß auf alle Fälle vorher feststehen, welche Aufgabe die Erfahrungswissenschaften überhaupt haben.

Bestimmt man diese Aufgabe als eine Nachbildung von Tatsachen in Gedanken und versteht man dabei unter den Tatsachen die Wirklichkeiten des Bewußtseins, so hat man bereits einen konszientialistischen Zweck für die wissenschaftliche Arbeit angegeben, und es ist dann selbstverständlich, daß die Forderung der Zweckmäßigkeit und Einfachheit diesem Gesichtspunkte dient. Dann aber scheidet das teleologische Argument aus der Reihe der selbständigen Begründungen des Konszientialismus aus. Wenn Kirchhoff in seiner Mechanik vom Jahre 1876 diese Wissenschaft nach einer viel zitierten Definition mit der Aufgabe betraut, die Bewegungen vollständig und in der einfachsten Weise zu beschreiben, so ist hier nichts darüber gesagt, ob die Bewegungen als wirklich empfundene oder als konstruiert ideale oder als reale Bewegungen zu betrachten sind. Der Zusammenhang läßt es jedoch als unzweifelhaft erscheinen, daß sie nicht in dem erstgenannten Sinne gemeint sein können. Die vollständige Beschreibung schränkt die Einfachheit ein und gibt zugleich die notwendige Grundlage für deren Anwendung ab. Es dürfte deshalb nicht angehen, die Kirchhoffsche Definition für den Konszientialismus zu reklamieren. Bestimmt man dagegen die

Aufgabe der Erfahrungswissenschaften als die Erkenntnis von Realitäten, so kann man ebenfalls eine Einfachheit und Sparsamkeit für die Erfüllung dieser Aufgabe fordern. Der Realist kann daher das Prinzip der Zweckmäßigkeit mit demselben Recht für sich in Anspruch nehmen wie der Konszientialist.

Ist somit die sekundäre Natur dieses Prinzips außer Zweifel gestellt, setzt es einen Zweck der Wissenschaft für seine Anwendbarkeit bereits voraus, so kann es sich hier nur noch darum handeln, zu untersuchen, welchem Standpunkt, dem Realismus oder dem Konszientialismus, ein Vorzug im Sinne der Bequemlichkeit und Einfachheit für die Interpretation eines und desselben Ergebnisses zukommt. Es ließe sich ja denken, daß eine konszientialistische Deutung eines wissenschaftlich festgestellten Sachverhalts näher liege, mit einfacheren Mitteln auskomme und darum empfehlenswerter sei als eine realistische Deutung. Wir wollen annehmen, daß die Gegenstände, von denen die Realwissenschaften handeln, neutral seien, sich sowohl als ideale, wie als reale oder wirkliche Objekte fassen lassen, und daß eine von diesen Interpretationen im Hinblick auf die Richtigkeit und Geltung geradeso gut möglich sei wie die anderen. Denken wir z. B. an das Gravitationsgesetz! Wir können hier die sich gegenseitig anziehenden Massen und die zwischen ihnen bestehende Entfernung als ideale Objekte denken, weil und sofern von einer Mannigfaltigkeit gleichzeitig gegebener Umstände abstrahiert wird, aber auch als reale Objekte, insofern die Erfahrung die Grundlage für die Aufstellung dieser Gesetzmäßigkeit abgab und sie als eine virtuelle Abhängigkeit realer Elemente angesehen werden kann. Aber welche Schwierigkeit erhebt sich bei dem Versuch, Bewußtseinswirklichkeiten als die Träger dieser Gesetzmäßigkeit zu betrachten! Die Massen und ihre Entfernung sind ebenso wie die Anziehungskraft, die sie aufeinander ausüben, meßbare Größen und als solche im Bewußtsein gar nicht anzutreffen. Auch wenn man die Massen durch die Beschleunigung definiert, welche sie einander erteilen, ist der konszientialistischen Deutung kein Ausweg ge-

öffnet. Das Verhältnis zu den Empfindungen, mögen sie optischer, taktiler oder kinästhetischer Art sein, ist und bleibt ein zufälliges. Es läßt sich nicht verstehen, wie die konstante Gesetzmäßigkeit der Gravitation an so wechselnde und unbeständige Träger wie die Empfindungen soll gebunden sein können. Ihre Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit wird den mannigfachsten Einflüssen preisgegeben, wenn die Gegenstände, die hier in Beziehung zueinander gesetzt werden, Empfindungen sein sollen. An jedem anderen Gesetz der empirischen Naturwissenschaft läßt sich die gleiche Betrachtung durchführen. Überall Größen, von denen wir bei Bewußtseinsinhalten selbst nach der Psychophysik bestenfalls nur indirekt reden können, überall Unabhängigkeit nicht nur von der Qualität, sondern überhaupt von dem Gegebensein der Empfindungen, überall notwendige Beziehungen, die zwischen den Empfindungen in ganz anderer Weise bestehen. Die konszientialistische Deutung ist somit nicht imstande, mit ihren Hilfsmitteln das gleiche wie der Realismus zu leisten.

Man könnte diesem Ergebnis dadurch aus dem Wege zu gehen versuchen, daß man eine ganz andere Naturwissenschaft, als die gegenwärtig bestehende, für möglich hielte und aufzubauen versuchte. Die moderne Naturwissenschaft ist ja seit Galilei von realistischen Voraussetzungen stets beherrscht gewesen. Ließe sich nun nicht eine andere und wesentlich zweckmäßigere Lehre von den Naturerscheinungen begründen, wenn man von der vollen Wirklichkeit des Bewußtseins ausginge und sich nur an die Regel hielte, deren Beschaffenheit und deren immanente Beziehungen zu beschreiben? Die Möglichkeit eines solchen Verfahrens ist unbestreitbar, aber als Ersatz für die bisherige Naturwissenschaft wird es schwerlich in Betracht kommen dürfen. Denn damit ginge der große Vorteil der letzteren verloren, von aller Mannigfaltigkeit der Empfindungen und der sie beeinflussenden Umstände abstrahieren zu können. Eine solche Naturwissenschaft wäre auf verrinnenden Sand gebaut. In der bisherigen Gestaltung dieser Disziplin gelten die Naturobjekte als Reize

für das Bewußtsein, wobei verschiedene Reize dieselbe Empfindung und gleiche Reize verschiedene Empfindungen anregen können. In dieser relativen Unabhängigkeit der Empfindungen von den Reizen und umgekehrt liegt die Möglichkeit begründet, die Wissenschaft von den Reizen selbständig auszubauen. Die Psychologie ihrerseits kann nach Ausscheidung aller naturrealen Faktoren aus dem Bewußtsein ihre Aufgabe viel reinlicher und eindeutiger erfüllen. Die neue Naturwissenschaft würde sich gegen sie viel schlechter abgrenzen lassen. Endlich aber darf wohl auch auf die Erfolge und Leistungen der bisherigen Naturwissenschaft hingewiesen werden. Sie sind unter stetiger Mitwirkung realistischer Gesichtspunkte zustande gekommen. Wenn Mach eine konszientialistische (phänomenologische) Deutung der Naturgesetze für möglich und wünschenswert hält, so muß man ihre Verwirklichung abwarten und zusehen, ob man mit ihrer Hilfe so weit kommt, wie die bisherige Auffassung hat gelangen lassen.

Schon jetzt aber kann gesagt werden, daß, wie die Dinge liegen, die konszientialistische Interpretation eine viel umständlichere und unbequemere Redeweise mit sich führt als der Realismus. Der Gedanke einer Masse, einer Anziehungskraft, einer Entfernung ist außerordentlich viel einfacher in die Gravitationsbeziehung einzusetzen, als Wahrnehmungsinhalte, die ihnen entsprechen sollen. Die empirischen Grundlagen für die Aufstellung des Gesetzes sind in der buntesten Fülle zu finden. Die Erscheinungen des freien oder des behinderten Falles, die Bewegungen der Himmelskörper geben sämtlich einen Ausgangspunkt oder eine Unterlage für jene Gesetzmäßigkeit ab. Man kann hier nur eine typische Auswahl treffen, keinesfalls aber für bestimmte Bewußtseinsinhalte die Geltung jener Gleichung behaupten. Nehmen wir nun an, es seien gewisse schlechthin repräsentierende Empfindungen bzw. „Elemente" entdeckt worden, welche für das, was wir Masse nennen, einzutreten hätten. Die Anziehungskraft, welche die Massen aufeinander ausüben, muß dann gänzlich gestrichen werden, weil Empfindungen sich nicht

wechselseitig anziehen können. Die Bewegung bzw. die Tendenz zu ihr würde wiederum typisiert werden müssen, damit sie für die Deutung des Gravitationsgesetzes verwendet werden kann; dasselbe müßte für die Entfernung gelten. Welch ein umständlicher und von den Tatsachen weit abführender Weg muß dabei eingeschlagen werden! Es ist deshalb gerade im Interesse der Einfachheit und Bequemlichkeit den Realwissenschaften dringend zu empfehlen, wenigstens sich so auszudrücken, als wenn es Realitäten gebe[1]).

Dieser Vorzug des Realismus wird dadurch nicht unwesentlich erhöht, daß er der naiven Auffassung und Bezeichnung, die wir alle im praktischen Leben anwenden, auf das beste entspricht. Wir sind weit entfernt davon, einen konszientialistischen Standpunkt unserer Umgebung gegenüber einzunehmen. Wir realisieren eher zu viel als zu wenig. Die Sinnesqualitäten erscheinen uns nicht als Bewußtseinsinhalte, sondern als reale Beschaffenheiten. Damit wird eine überflüssige Realisierung vollzogen. Wir brauchen die Farben und Töne, die Tast- und Temperatureindrücke nicht auf die Naturobjekte zu übertragen. Wenn wir es tun, so geschieht es teils wegen der natürlichen Zusammenfassung der räumlichen und der qualitativen Bestimmungen, teils aus dem praktischen Grunde einer leichteren Verständigung über die gemeinten Objekte. Der Realismus der Wissenschaft, der sich nur von dem theoretischen Kriterium der Realität leiten läßt, verzichtet strenger auf die subjektiven Zusätze. Aber im Prinzip gehen beide denselben Weg einer Setzung und Bestimmung von Realitäten. Der naive Realismus erleichtert es darum dem kritischen, sich zur Geltung zu bringen.

---

1) So haben auch Müller und Pilzecker es als äußerst fraglich bezeichnet, ob eine auf die Ausdrücke Stärke einer Reproduktionstendenz, Verstärkung der Assoziationen usw. völlig verzichtende Darstellung den Anforderungen der Ökonomik der Wissenschaft hinlänglich entsprechen würde (Zeitschrift für Psychologie, Ergänzungsband I 1900 S. 287f.).

Das Kriterium der Realität ist übrigens, wie wir sahen, auch den Konszientialisten nicht fremd. Mach selbst unterscheidet zwischen der Abhängigkeit und der Unabhängigkeit der Empfindungen vom Leibe des erfahrenden Subjekts. Damit ist eine erste Stufe der Realisierung dem Realisten mit seinem Gegner gemeinsam. Das Auseinandergehen beginnt erst, wenn für die festgestellten, vom Leibe unabhängigen Gesetzmäßigkeiten nach einem Träger gesucht wird. Es ist nun logisch widersinnig, zu diesem Träger Gegenstände zu machen, die notorisch von dem Leibe des erfahrenden Subjekts abhängig sind. Logisch läßt sich somit der weitergehenden realistischen Interpretation nicht wohl ausweichen, wenn man einmal die erste Stufe der Realisierung betreten hat. Dazu kommt, daß die Beziehungen der Empfindungen zu einander, ihre Verschmelzung, ihre Komplikation, ihr Kontrast von der Psychologie und der Psychophysik bereits untersucht und geschildert werden, und daß somit die Verwischung der Grenzen zwischen Naturwissenschaft und Psychologie einzutreten droht, wenn man für die naturgesetzlichen und die psychologischen Relationen die gleichen Träger einsetzen wollte.

Mit diesen Ausführungen soll natürlich die relative Berechtigung des Ökonomieprinzips in keiner Weise angetastet werden. Im Gegenteil gewinnt man für dasselbe ganz andere Perspektiven und Wirkungen, wenn man ihm eine rein formale, über die Natur der in der Wissenschaft behandelten Gegenstände nichts entscheidende Bedeutung beilegt. Dann entfaltet es seine Kraft in den Formalwissenschaften ebenso wie in den Realwissenschaften und einer die Wirklichkeiten des Bewußtseins schildernden Phänomenologie. Dann hängt es von dem den einzelnen Wissenschaften gesteckten Ziel ab, welche Mittel als einfach oder als umständlich zu gelten haben. Die Transzendenz aber kann nicht als ein Verstoß gegen dieses Prinzip beurteilt werden, weil ihre Zulässigkeit auf diesem Boden überhaupt nicht diskutierbar ist. Richtigkeit und Wahrheit sind die primären wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkte. Jene fordert eine Übereinstim-

mung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstande, diese eine Übereinstimmung der Erkenntnisse untereinander. Erst innerhalb der durch sie gezogenen Grenzen kann von einer größeren oder geringeren Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit gesprochen werden. Eine jede Erkenntnis muß zunächst richtig und wahr sein, die Einfachheit ihrer Ableitung oder Darstellung steht in zweiter Linie.

8. Der Konszientialismus in der Psychologie, in den Geisteswissenschaften und in der Metaphysik.

In den bisher besprochenen Argumenten sind trotz ihrer Allgemeinheit die Naturwissenschaften vielfach besonders hervorgetreten. Das hat seinen guten Grund zunächst darin, daß das Problem der Außenwelt in der Regel als der einzige Streitpunkt zwischen Konszientialismus und Realismus erschien. Das Hineinspielen realistischer Gedanken in die Naturwissenschaft wurde zugleich schlechthin als metaphysisch bezeichnet und verurteilt. So kam die Besonderheit der metaphysischen Aufgaben und Methoden nicht zu ihrem Rechte. Sodann aber herrschte in der neuesten Psychologie das Bestreben vor, die Bewußtseinserscheinungen ohne Abzug und Einschränkung, ohne Spiritualismus und Materialismus zum ausschließlichen und vollständigen Gegenstande der wissenschaftlichen Untersuchung zu machen und damit jeden besonderen Realismus auszuschalten. Endlich konnten die Geisteswissenschaften und die Metaphysik in der Regel nur als realistische, nicht aber als konszientialistisch verfahrende Disziplinen gelten. So ist es denn gekommen, daß eine Prüfung des Konszientialismus sich hauptsächlich an der Naturwissenschaft und ihren Theoretikern orientieren konnte. Wir sehen uns darum veranlaßt, in einem besonderen Abschnitte das Verhältnis der im Titel genannten Wissenschaften zum Konszientialismus einer Würdigung zu unterziehen.

Aber noch ein anderes Motiv treibt uns zu dieser Ergänzung unserer Betrachtung. Der Konszientialismus erhebt den Anspruch darauf, eine allgemeine Bestimmung über die Gegenstände der

Erfahrungswissenschaften zu sein. Darum kann er vor den Geisteswissenschaften und der Metaphysik nicht Halt machen. Er muß den Realismus überall auszurotten suchen. Und wenn es ihm gelingt, sein Prinzip auch in den Geisteswissenschaften und in der Metaphysik durchzuführen, dann wird auf diesem Wege eine viel einheitlichere Erkenntnistheorie möglich, als wenn man in einigen Wissenschaften den Realismus gestattet. Jeder Zuwachs an konszientialistischer Einsicht bedeutet darum eine Stütze ihres Prinzips. Es ist auch nicht zu verstehen, warum die anderen Wissenschaften sich von der Naturwissenschaft in dieser Hinsicht unterscheiden sollten. In ihnen allen hat man von der Erfahrung auszugehen, für sie alle kann darum gefordert werden, daß sie keinen Unterschied zwischen einem Ausgangs- und einem Endgegenstand, zwischen Wirklichkeit und Realität machen, und so liegen denn auch bereits verschiedene Versuche vor, auch diese Wissenschaften konszientialistisch zu begründen und zu behandeln. Indem man die Psychologie als den Typus aller Wirklichkeitswissenschaft ansah, ist man bei diesen Versuchen meistens auf sie zurückgegangen. Die Geisteswissenschaften wurden auf ihre Grundlage gestellt und konnten demnach als eine bloße Erweiterung ihres Gebiets und ihrer Methoden betrachtet werden. Die Neigung zu einer spiritualistischen Metaphysik, die unsere Zeit sichtlich beherrscht, findet ebenfalls in der Annahme ihre Nahrung, daß die psychischen Vorgänge unmittelbar so erkannt werden, wie sie uns erscheinen. Aber auch wo die Psychologie zu der Naturwissenschaft gestellt und die Geisteswissenschaften grundsätzlich von ihr geschieden werden, hat man diesen eine konszientialistische Betrachtung zuteil werden lassen. Und eine mystische Tendenz unserer Zeit läßt selbst die Metaphysik für den Konszientialismus zu einer möglichen Domäne werden.

a) Der Konszientialismus in der Psychologie.

Man kann die Psychologie insofern als das letzte und eigentliche Bollwerk des Konszientialismus bezeichnen, als sie

schlechthin den Charakter einer Bewußtseinswissenschaft, einer Lehre von den Bewußtseinsinhalten oder -erscheinungen zugewiesen erhalten hat. Das sieht man besonders bei Hume und Mach, die alle Begriffsinhalte auf Bewußtseinstatsachen zurückgeführt sehen wollen, wenn anders ihnen eine legitime Bedeutung für die Erkenntnis soll zukommen können. Freilich hatte schon Leibniz das Unbewußte zur Ergänzung heranziehen zu müssen geglaubt und damit die Gleichung zwischen den Bewußtseinserscheinungen und den psychischen Vorgängen aufgehoben. Er hatte darauf hingewiesen, daß es Grundsätze a priori gebe, die sogenannten Axiome, die als solche keineswegs im Bewußtsein gegenwärtig zu sein brauchen und doch durch ihre Wirkung auf unsere Erkenntnis ihr Dasein offenbaren. Er hatte ferner das Gedächtnis als eine Schatzkammer geistigen Besitzes anerkannt, der nur bei Gelegenheiten, wo man ihn braucht, in das Bewußtsein tritt. Außerdem schien ihm ein Gesamteindruck, z. B. das Rauschen des Meeres, für sich unbemerkte und unmerkliche, also in diesem Sinne unbewußte Bestandteile, etwa das Geräusch der einzelnen Wellen, zu seiner Erklärung vorauszusetzen. Endlich forderte die Kontinuität des Seelenlebens nach Leibniz unbewußte Übergänge und Ausfüllungen dort, wo das Bewußtsein aussetzte, wie im Zustande der Ohnmacht oder des traumlosen Schlafes. Aber die im 18. Jahrhundert heranwachsende physiologische Auffassung meinte für diese Tatsachen mit den Leistungen des Gehirns auskommen zu können.

Darnach hatte Kant den Parallelismus zwischen einer realistischen Naturwissenschaft und der Psychologie wiederhergestellt, indem er für beide den Unterschied zwischen der Erscheinung und dem Ding an sich aufrichtete. Jene entsteht für das psychologische Gebiet dadurch, daß der innere Sinn, die Erkenntnis der Bewußtseinserscheinungen, seine Gegenstände geradeso wie der äußere Sinn durch Faktoren a priori mitbestimmt. Das gilt nicht nur für die Wahrnehmung, sondern auch für das Denken der Bewußtseinstatsachen. Aber schon Fichte entfernte sich von diesem Standpunkt seines Meisters.

„Ich verlange", so sagte er[1]), „etwas außer der bloßen Vorstellung Liegendes, das da ist und war und sein wird, wenn auch die Vorstellung nicht wäre, und welchem die Vorstellung lediglich zusieht, ohne es hervorzubringen oder daran das Geringste zu ändern. — Wenn meinem gesamten Wissen nichts außer dem Wissen entspricht, so finde ich mich um mein ganzes Leben betrogen. — Und welches ist denn dieses außer der Vorstellung Liegende, das ich mit meinem heißesten Sehnen umfasse? Welches die Gewalt, mit der es sich mir aufdrängt? Welches ist der Mittelpunkt in meiner Seele, an welchen es sich hängt und anheftet, nur zugleich mit ihr selbst vertilgbar? — Nicht zum müßigen Beschauer und Betrachter deiner selbst oder zum Brüten über andächtigen Empfindungen, nein, zum Handeln bist du da; dein Handeln und allein dein Handeln bestimmt deinen Wert. Diese Stimme führt mich ja aus der Vorstellung, aus dem bloßen Wissen heraus auf etwas außer demselben Liegendes und ihm völlig Entgegengesetztes. — Wenn ich handeln werde, so werde ich ohne Zweifel wissen, daß ich handle und wie ich handle, aber dieses Wissen wird nicht das Handeln selbst sein, sondern ihm nur zusehen." Das Handeln ist seinem Sein nach von dem Wissen völlig unabhängig. „So ist es, ich weiß es unmittelbar. — Verhalte es sich mit der Realität einer Sinnenwelt außer mir, wie es wolle: Realität habe ich und fasse ich: sie liegt in mir und ist in mir selbst einheimisch." So wird bereits von Fichte ein wesentlicher Unterschied zwischen der Natur- und der Selbsterkenntnis behauptet. Jene ist nur auf Phänomene beschränkt, von der Form des Wissens selbst abhängig. Die Selbsterkenntnis aber erfaßt ein von dem Wissen Unabhängiges und läßt das Erkennen darum als ein bloßes Zuschauen, Darstellen, Abbilden erscheinen. Das Gewußte wird hier unmittelbar erlebt, die Wirklichkeit ist das Ding an sich. Die Selbsterkenntnis macht somit das Kantische Ideal einer intellektuellen Anschauung zur Tatsache.

---

1) Die Bestimmung des Menschen 1800, S. 181 ff.

Auf diesem von Fichte eingeschlagenen Wege, den übrigens Kants praktische Philosophie schon gewiesen hatte, ist dann Schopenhauer fortgeschritten, indem er das Bewußtsein des Wollens zu einer Erkenntnis des Dinges an sich unseres Wesens erhob und damit nicht nur eine unanfechtbare psychologische, sondern auch eine metaphysische Erkenntnis gewonnen zu haben glaubte. Beneke nahm ferner für das Gesamtgebiet der inneren Erfahrung volle Realität in Anspruch und strich hier den für die äußere Welt festgehaltenen Gegensatz der Erscheinung und des Dinges an sich. Diese Ansicht ist auch in die Gegenwart übergegangen. So erklärt z. B. Dilthey[1]: Tatsache des Bewußtseins ist nichts anderes, als das, dessen ich inne werde. Unser Hoffen und Trachten, unser Wünschen und Wollen ist als solches die Sache selber. Daneben hat sich unter den modernen Psychologen namentlich Wundt zu einem Konszientialismus bekannt[2]). Nach ihm ist das Bewußtsein „die Summe dessen, was wir erleben" und hat die Psychologie die psychischen Vorgänge so aufzufassen, wie sie sind, d. h. wie sie im Bewußtsein gegeben sind. Alles geistige Geschehen ist bewußte geistige Wirksamkeit. Ein unbewußter Geist ist ein in sich selbst widerspruchsvoller Begriff. Er bezeichnet ein geistiges Wirken, von dem zugleich ausgesagt wird, daß es unwirklich sei. Das Bewußtsein ist nichts von seelischen Tatsachen Verschiedenes, fällt inhaltlich vollständig mit ihnen zusammen. Jede Umdeutung, welche irgendein Gegebenes als bloße Erscheinung eines davon verschiedenen Seins betrachtet, verfälscht darum die wahre Aufgabe der Psychologie. Die innere Kausalität unseres geistigen Lebens ist mit dem unveränderlichen Verharren einer Substanz nicht vereinbar, wird aber mit dem Merkmal des Beharrens auch noch die weitere grundlose Annahme eines von dem geistigen Geschehen verschiedenen Substrats aufgehoben, so bleibt man eben damit bei der allen Ansprüchen der psycho-

1) Einleitung in die Geisteswissenschaften 1883 S. 502.

2) Vgl. z. B. Logik 2. Aufl. II_2 S. 261. System der Philosophie S. 289 ff. 551 ff.

logischen Forschung entsprechenden Auffassung stehen, daß die Seele nicht eine von dem geistigen Geschehen verschiedene Substanz, sondern daß sie dieses geistige Geschehen selbst ist.

So wird demnach hier erklärt, daß der Gegensatz von Erscheinung und Realität, von Ausgangs- und Zielgegenstand für die Psychologie nicht bestehe. Die psychischen Vorgänge sind uns also genau so gegeben, wie sie als Gegenstand von der psychologischen Forschung bestimmt werden. Das Ausgangsphänomen und das Ziel der Wissenschaft fallen hier der Beschaffenheit nach völlig zusammen. In der Tat, die Gefühle und Empfindungen, die Vorstellungen und Gedanken, die Aufmerksamkeit und der Wille sind doch im Bewußtsein gegeben. Besteht für sie eine andere Beglaubigung als dieser Hinweis auf die vorgefundenen Erscheinungen? Muß deshalb die Psychologie nicht einfach als die Wissenschaft von diesen gelten? Wenn man das Unbewußte als einen Gehirnprozeß oder als eine dispositionelle Veränderung des Nervensystems auffaßt, so kann man, wie es scheint, auf die Einheitlichkeit und den lückenlosen Zusammenhang der Bewußtseinserscheinungen verzichten, oder man kann sie sich auch metaphysisch zu einem Gesamtbewußtsein ergänzt denken. Eine reine Psychologie aber hätte dann nur Tatsachen in Gedanken nachzubilden. Hier würde somit die Machsche Theorie der Wissenschaft ihre vollständige Anwendung finden können, und so verstehen wir den Konszientialismus als eine wesentlich auf die Psychologie gegründete erkenntnistheoretische Richtung.

Wir wiederholen bei einer Prüfung des Wundtschen Standpunktes nicht, was wir bereits bei Gelegenheit des ersten konszientialistischen Arguments ausgeführt haben. Es handelt sich hier für uns nicht um die innere Wahrnehmung und ihre Evidenz. Wir haben dort gezeigt, daß diese Evidenz an sich noch keine Realisierung ist. Ebensowenig ist der Konszientialismus an sie gebunden. Ob man unsicher und mühsam oder mit selbstverständlicher Gewißheit und Leichtigkeit die Bewußtseinserscheinungen erfaßt, erforscht und darstellt, kann hier außer Betracht bleiben. Wir wollen vielmehr

die Frage nach dem Verhältnis zwischen Ausgangs- und Endgegenstand in der Psychologie stellen. Wenn beide zusammenfallen, so gilt der Konszientialismus, mag auch die Evidenz der inneren Wahrnehmung dabei keine Rolle gespielt haben. Ist aber das, was die Psychologie erarbeitet, nicht mit den Bewußtseinserscheinungen identisch, die ihre Grundlage mit oder ohne Evidenz gebildet haben, so wird man von einem psychologischen Realismus reden dürfen. Dann würde volle Analogie mit der Naturwissenschaft bestehen, sofern auch diese zwischen den Beobachtungstatsachen und den realen Vorgängen und Gegenständen unterscheidet, auf die sie bei ihrer Verarbeitung des Gegebenen geführt wird.

In denjenigen Abschnitten der Psychologie, die ein objektives Verfahren zur Erkenntnis ihres Objekts benutzen müssen, besteht eine zweifellose Verschiedenheit zwischen dem Ausgangs- und dem Endgegenstande der Forschung. Die Psychologie des fremden Seelenlebens findet als Tatsachen Ausdruckserscheinungen vor, Aussagen oder andere Zeichen für innere Zustände, und wendet eine Interpretation, eine die Zeichen deutende Untersuchung an, um zu dem eigentlichen Objekt einer psychologischen Forschung vorzudringen. Das ist erst recht dort der Fall, wo Kunstwerke oder Rechtsnormen, sprachliche Entwicklungen oder wirtschaftliche Zustände den Ausgangspunkt einer psychologischen Betrachtung bilden. Aber auch das eigene vergangene Seelenleben kann vielfach nur auf Grund von objektiven Dokumenten erkannt werden. So muß sich der Konszientialist für seine Behauptung über das Verfahren der Psychologie auf diejenigen Fälle beschränken, in denen das eigene Bewußtsein erfaßt und bestimmt wird. Diese Fälle gelten nun heute keineswegs für ausreichend, um eine zuverlässige wissenschaftliche Untersuchung zu ermöglichen. Man fürchtet hier mit Recht (von anderen Momenten abgesehen) die Beeinflussung des zu erkennenden Tatbestandes durch den erkennenden Psychologen. Das Wissen im Sinne Fichtes ist gerade hier oft kein objektiver und unparteiischer Zuschauer, sondern von lebhaftem Interesse

für die gewußten Gegenstände erfüllt, von Richtungen und Gesichtspunkten für deren Auffassung und Beurteilung beherrscht und von seinem Objekt durch keine undurchlässige Scheidewand getrennt. Auf die Wichtigkeit eines unwissentlichen Verfahrens bei der psychologischen Forschung hat auch Wundt nachdrücklich hingewiesen. Die Trennung von Versuchsleiter und Versuchsperson, wodurch eine Unwissentlichkeit gesichert werden kann, ist in der experimentellen Psychologie zur Regel geworden. Sie wäre jedoch unnötig, wenn der psychologische Gegenstand und die vorgefundenen Bewußtseinserscheinungen ohne weiteres identisch wären. Es muß also immerhin zwischen dem Bewußtsein als dem Gegenstande der psychologischen Erkenntnis und den vorgefundenen Erscheinungen, bei denen nach ihrer Herkunft nicht gefragt wird, ein wesentlicher Unterschied gemacht werden.

Daß es sich in der Tat so verhält, zeigt eine flüchtige Erinnerung an die in der Psychologie geübte Behandlung von Bewußtseinsdaten. Die von der Naturwissenschaft ausgeschiedenen Sinnesqualitäten werden als Empfindungen oder Empfindungsinhalte zu den psychologischen Aufgaben gerechnet. Wenn nun von ihnen behauptet wird, daß sie eine Qualität, Intensität und Dauer haben, und wenn diese Eigenschaften zu Reizen und Sinnesorganen, zu nervösen Leitungsbahnen und Zentren in Beziehung gesetzt werden, so ist das nur möglich, sofern die mannigfachen Auffassungseinflüsse außer Betracht bleiben, die der Erscheinung der Empfindungen im Bewußtsein ihr wechselndes Gepräge geben. Die Intensität und Dauer z. B. kommen uns durchaus nicht immer zum Bewußtsein. Darum konnte eine bedeutende amerikanische Psychologin (M. Washburn) die Frage aufwerfen, ob die Dauer eine Eigenschaft der Empfindung sei, weil sie uns keineswegs immer bewußt gegeben sei. Die Begriffe der Eindringlichkeit und Auffälligkeit, der Gedächtnisfarbe[1]), der

1) Dazu vgl. jetzt das wertvolle Buch von D. Katz: Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung. Zeitschrift für Psychologie, Ergänzungsband 7, 1911.

apperzeptiven oder assimilativen Verschmelzung, der Abstraktion, Suggestion, Einstellung, Abstumpfung, Übung, Einfühlung u. dgl. m. bezeichnen Faktoren, welche die Erscheinung der Empfindungen mehr oder weniger stark modifizieren. Von ihnen haben wir abzusehen, wenn wir die Beschaffenheit und die Gesetzmäßigkeit der Empfindungen an sich feststellen wollen. In diesem Sinne kann man von realen im Gegensatz zu erscheinenden Empfindungen reden.

Bei den Komplexionen der Empfindungen verhält es sich nicht anders. Konsonanz und Dissonanz, Kontrast und Komplikation, räumliche und zeitliche Beziehungen werden ebenfalls in ihrer von Auffassungseinflüssen freien Natur zum Ziel der Untersuchung gemacht. Andrerseits ist man gegenwärtig noch immer nicht über die eigentliche Bedeutung der Begriffe Empfindlichkeit und Unterschiedsempfindlichkeit, eben merkliche Empfindung und eben merklicher Unterschied von Empfindungen und über den Sinn des Weberschen Gesetzes ins klare gekommen. Aber es ringt sich immer mehr die Erkenntnis durch, daß die Reiz- und Unterschiedsschwelle nicht reale Stufen der Empfindung selbst sind, sondern nur die Auffassung derselben, ihre Vergleichung und Beurteilung zum Ausdruck bringen. Die Empfindungen selbst denkt man sich mit den Reizen stetig wachsend. Ebenso ist die größere oder geringere Klarheit, die einem Eindruck zukommt, sofern er Gegenstand der Aufmerksamkeit ist oder nicht ist, nicht allein in den Eindrücken selbst begründet, sondern durch das Verhalten der Aufmerksamkeit mindestens mitbestimmt. Ferner besteht ein großer Unterschied zwischen dem psychisch Gegebenen und dem Gewußten, worauf auch schon die Leibnizsche Unterscheidung von Perzeption und Apperzeption und die von uns früher mitgeteilte Lehre von den Bewußtseinsstufen (S. 56f) hinwies. Wenn man von einer Einheit des Seelenlebens, von einer Enge und von Graden des Bewußtseins spricht, so hat man dabei den Anteil der Auffassung und ihrer Gegenstände wohl auseinander zu halten. Die Schwierigkeiten dieser Sonderung wachsen, wenn wir in Gefühl und Wille, in Vor-

stellung und Denken, in Affekte und Stimmungen einzudringen versuchen, weil die objektiven Kontrollen und Hilfsmittel zurücktreten, die bei den Empfindungen verhältnismäßig reichlich zur Verfügung stehen. Die Mannigfaltigkeit der psychologischen Theorien läßt sich zum Teil daraus erklären, daß es noch nicht überall gelungen ist, die Gesetzmäßigkeiten der Auffassung und ihres Gegenstandes voneinander zu trennen. Beide fließen in der Bewußtseinserscheinung zu einem Gesamteindruck zusammen, in dem vielfach nur die feinere Differenzierung experimenteller Beobachtung erkennen läßt, was auf den einen und was auf den anderen Faktor zurückzuführen ist.

Die bisher erwähnten Beispiele werden im Zusammenhang mit früheren Angaben (S. 69) genügen, um zu zeigen, daß es das unverkennbare Ziel der Psychologie ist, das psychisch Reale der Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen usf. in seiner Eigentümlichkeit und in seiner Abhängigkeit von psychophysischen Prozessen reinlich darzustellen. Sie würde unkritisch verfahren, wenn sie die Daten des Bewußtseins schlechthin mit diesen Vorgängen identifizieren würde. Der Konszientialismus wäre in der Psychologie dem naiven Realismus gleichzusetzen. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß die Auffassung selbst gar kein psychischer Vorgang sei. Sie gehört vielmehr zu den die Doppelnatur aller Bewußtseinstatbestände (wenigstens im Wachen) charakterisierenden Bezogenheiten auf Gegebenes, wie sie im Bemerken, Beobachten, Denken oder Wollen gleichfalls hervortreten. Aber die Analyse der Bewußtseinserscheinungen drängt zu einer klaren Abgrenzung der Aktivitäten, der Funktionen und Stellungnahmen des Ich gegenüber seinen Inhalten oder Gegenständen. Als realpsychische Empfindung kann eben nur das betrachtet werden, was von der Erfahrung und Intention, von Stimmung und Wissen unabhängige Folge von Sinnesreizen und -erregungen ist.

Zu dieser ersten Stufe der Realisierung, in deren Tendenz es liegt, das Gebiet des Unbewußten nicht nur zu streifen, sondern auch ohne Scheu zu betreten, kommt nun, wie in der

Naturwissenschaft, eine zweite hinzu, die vor allem die sogen. Dispositionen einführt. Wer von Gedächtnis und Phantasie, Talent und Charakter, Intelligenz und Wille spricht, weist damit auf bestimmte Voraussetzungen hin, die das Auftreten gewisser Gruppen psychischer Vorgänge verständlich machen sollen. Im Rahmen einer rein empirisch verfahrenden Psychologie geben die individuellen Unterschiede vornehmlich den Anlaß, solche Dispositionsbegriffe auszubilden. So leistet z. B. ein Individuum bei der Beurteilung von Farbenunterschieden mehr als ein anderes, berechnet rascher eine gegebene Aufgabe, lernt schneller eine Anzahl von sinnlosen Silben auswendig, ist erfinderischer in den Kombinationen von Vorstellungs- oder Gedankenelementen als ein anderes usw. Solche Unterschiede können angeboren und erworben sein. Man bedient sich zu ihrer Darstellung der quantitativen Vergleichung von Dispositionen. Dabei läßt man es vorläufig dahingestellt, ob solche Dispositionen als psychische oder als psychophysische Voraussetzungen für das Auftreten der entsprechenden Bewußtseinsinhalte anzusehen sind. Aber sie entsprechen der Forderung nach einer Ableitung der psychisch-realen Vorgänge aus irgendeiner Quelle. So konstruiert man sich auch in der Psychologie ein reales System, das geeignet und fähig ist, solche abstrakten Gegebenheiten, wie die Empfindungen u. a., in sich zu enthalten. Wenn man die Seele als eine von der Natur verschiedene reale Innenwelt betrachtet, so hat man dieser Tendenz einen Ausdruck gegeben. Selbstverständlich wird auch hier ein viel hypothetischerer Boden mit der zweiten Stufe der Realisierung betreten. Welcher Art die Realitäten sind, die den psychischen Vorgängen zugrunde liegen, läßt sich nur aus diesen selbst und damit noch nicht eindeutig feststellen. Darum herrscht über das Problem der Seele keine Einigkeit unter den Psychologen. Aber da man bei den realisierten Erscheinungen nicht stehen bleiben kann, so ist die Bildung solcher Theorien von psychischen Dispositionen, von der psychischen Realität und von der Seele sehr verständlich.

Unter den heutigen Psychologen ist sich namentlich

Th. Lipps über diesen Zusammenhang klar geworden[1]). Die Psychologie hat nach ihm die Aufgabe der Herstellung einer kausalen Beziehung, die als solche im Bewußtsein niemals erlebt wird, weil die in der Erfahrung gegebenen Bewußtseinserlebnisse der individuellen Iche nur dadurch begreiflich zu machen sind und daher einer Substruktion oder eines Unterbaues bedürfen. So muß die Psychologie einen Kausalzusammenhang des Realen herstellen und in ihn in gesetzmäßiger Weise die Bewußtseinserlebnisse einfügen, die dadurch selbst erklärt werden. Lipps weist dabei auf den Parallelismus zwischen Psychologie und Naturwissenschaft hin, deren Begriffssprache freilich ganz verschieden sei, weil die Daten in beiden Fällen ganz andere sind. Bezeichnet man den Komplex von Bedingungen, aus dem das Dasein der Bewußtseinserlebnisse eines individuellen Ich unmittelbar erwächst, als Seele, dann ist die Aufgabe der Psychologie, die Seele so zu denken, daß uns dadurch das Bewußtseinsleben des individuellen Ich begreiflich wird. Daß z. B. eine Empfindung entsteht, fordert eine Ursache. Als solche entdecken wir zunächst einen Erregungsvorgang in der entsprechenden Sinnessubstanz. Dieser aber muß sich der Seele mitteilen oder in sie hineinwirken, d. h. einen seelischen Erregungsprozeß hervorrufen. Diesen nennt Lipps den Empfindungsvorgang, der demnach mit dem Bewußtseinserlebnis der Empfindung nicht zusammenfällt. Er ist ebenso ein bloßes X wie die Seele. Das gilt auch von den Vorstellungen, zu deren Erklärung Spuren und ein Zusammenhang derselben angenommen werden müssen.

Der erste Teil dieser Ausführungen von Lipps gibt das erkenntnistheoretische Wesen der psychologischen Realisierung im großen und ganzen richtig wieder, obwohl unsere erste Stufe keine Berücksichtigung findet. Doch ist gegen die speziellere Lehre von den realen Empfindungsvorgängen und Vorstellungsspuren mancherlei einzuwenden. Wir haben keine Veranlassung, uns hier mit dieser Frage genauer zu beschäf-

1) Leitfaden der Psychologie, 3. Aufl. S. 43ff. 62ff.

tigen, und begnügen uns damit festzustellen, daß die Psychologie keineswegs die Bewußtseinserlebnisse en bloc als bloße Erscheinungen betrachtet, die einer realistischen Substruktion im Unbewußten bedürfen, sondern daß sie in den Erscheinungen selbst das reale, von der Auffassung unabhängige Psychische sucht und findet. Außerdem sei noch bemerkt, daß die psychischen Funktionen, von denen die Psychologie handelt, nicht aus dem Bewußtsein hinausfallen, sondern wie die Inhalte dazu gehören und nur von Auffassungseinflüssen befreit werden müssen. Die wissenschaftliche Psychologie der Gegenwart pflegt auch die realen Empfindungs- und Vorstellungsgrundlagen von Lipps nicht anzuerkennen. Aber das sind Fragen der spezielleren Ausführung eines erkenntnistheoretischen Programms und braucht darum hier nicht weiter erörtert zu werden.

Das Ergebnis aller dieser Erwägungen ist, daß auch die Psychologie realisiert. Daß einzelne Psychologen, insbesondere Wundt, diese Tatsache nicht anerkennen wollen, liegt nur in einer abweichenden Bestimmung derselben begründet. Gerade Wundt hat uns gelehrt, in seiner schon früh vertretenen psychologischen Deutung des Weberschen Gesetzes, die Empfindungen von unserer Auffassung derselben zu unterscheiden, und durch die Einführung seines Begriffs der Apperzeption, der einen bewußten Gegensatz zu der automatischen Gesetzmäßigkeit der Inhalte unseres Seelenlebens zum Ausdruck brachte, die besondere Bedeutung der psychischen Aktivität in Aufmerksamkeit und Wille hervorgehoben. Gewiß ist das Kriterium der Realität in der Psychologie ein anderes, als in der Naturwissenschaft, aber im Prinzip realisieren beide in gleicher Weise. Ausgangs- und Endgegenstand sind in beiden voneinander zu unterscheiden, und es gibt in beiden zwei Stadien der Realisierung: die Realisierung der Erscheinungen und die Realisierung eines zur Aufnahme der realisierten Erscheinungen bestimmten Systems. Wir müssen uns endlich daran gewöhnen, die Überschätzung des Bewußtseins, das in den Realwissenschaften stets nur ein

Ausgangspunkt der Forschung ist, aufzugeben und ein Sein und Geschehen anzunehmen, das nicht im Bewußtsein repräsentiert oder gegeben ist. Die Naturwissenschaft hält sich durchaus für berechtigt, Körper zu setzen und zu bestimmen, die niemand wahrnimmt. Die Psychologie braucht ebensowenig die Annahme psychischer Vorgänge zu scheuen, welche nicht aufgefaßt werden.

Man kann sich diese Abstraktion von der Auffassung vielleicht durch eine biologische Betrachtung erleichtern. Die vitale Zweckmäßigkeit der Anpassung erfordert schon bei den Tieren eine gewisse Erkenntnis der Außenwelt und damit möglichst differenzierte Bewußtseinsdaten, die sich auf sie beziehen lassen. Die so überaus große Mannigfaltigkeit von Vorteilen und Schädlichkeiten der Umgebung kann um so leichter und sicherer den Lebensbedürfnissen dienstbar gemacht werden, je mehr sie sich in den Bewußtseinserscheinungen abbildet, Empfindungen, Vorstellungen und entsprechende Gefühle auf sie hinweisen und ihnen zugeordnet sind. Dagegen ist die Selbsterkenntnis, die Einsicht in die Beschaffenheit und Gesetzmäßigkeit des eigenen Seelenlebens für die Vitalität eine sekundäre Angelegenheit, die erst durch ein engeres Zusammenleben der Individuen in gewissem Maße gefordert ist. Die Einsicht in das fremde Seelenleben wird aber in der Regel viel sicherer und umfassender, viel systematischer und gründlicher geübt, als die Selbsterkenntnis. Und so erschien diese den ältesten griechischen Philosophen als eine besonders schwierige Aufgabe. Noch nach einer anderen Richtung bietet uns die Biologie ein Verständnis für die Möglichkeit dar, ein von der Auffassung unabhängiges Seelenleben bestehend zu denken. Es ist bekannt, daß die geläufigen Prozesse allmählich immer mechanischer und automatischer vor sich gehen und damit zugleich ihr Sinken auf die Schwelle des sie auffassenden Bewußtseins einzutreten beginnt. Man braucht nicht anzunehmen, daß sie damit überhaupt ihre psychische Struktur und Gesetzmäßigkeit verlieren. Durch diese Überlegungen dürfte die Entscheidung darüber erleichtert werden, inwiefern es berech-

tigt ist, das Bewußtsein schlechthin mit dem Psychischen zu identifizieren.

Die moderne Psychologie hat auf der einen Seite das Bewußtsein als den Inbegriff unmittelbar gegenwärtiger subjektiver Erscheinungen wesentlich erweitert. Sie hat immer mehr charakteristisch verschiedene Bestandteile, Richtungen und Seiten darin entdeckt, als zunächst in ihm enthalten zu sein schienen. Das gilt nicht nur für die Funktionen, deren große Fülle man erst jetzt zu ahnen beginnt, sondern auch für die Inhalte, deren Mannigfaltigkeit sich als viel größer herausgestellt hat, als man früher wußte. Auf der anderen Seite hat die Psychologie die Grenzen des Bewußtseins immer schärfer und deutlicher bestimmt, indem sie nur die gegenwärtigen subjektiven Erscheinungen, nicht aber vergangenes oder fremdes Seelenleben, Assoziationen und andere Dispositionen dazu rechnet. So ist die Psychologie zu einer ausgesprochenen Realwissenschaft geworden, die ebenso wie die Natur- und Geisteswissenschaften unter dem Gesichtspunkt eines Kriteriums der Realität reale Gegenstände setzt und bestimmt. Damit ist das letzte Bollwerk des Konszientialismus niedergelegt worden.

b) Der Konszientialismus in den Geisteswissenschaften.

Der Begriff der Geisteswissenschaften ist zurzeit in eine Krise verfallen. Es herrscht zwar kaum ein Streit darüber, welche Wissenschaften zu ihm gerechnet werden, aber die Definition, die sie alle umfassen soll, und der Name haben Bedenken erregt. Nach Dilthey ist die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit der Gegenstand der Geisteswissenschaften. Nach Wundt haben sie es mit den Erscheinungen zu tun, deren wesentlicher Faktor der Mensch als wollendes und denkendes Subjekt ist. Nach beiden ist die Psychologie, freilich in verschiedenem Sinne, als eine Grundlegung für die Geisteswissenschaften anzusehen. Nach beiden zerfallen sie in Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften. Diese Unterscheidung beruht in erster

Linie auf dem Gegensatz des Statischen und des Dynamischen, des relativ Bleibenden und des relativ Veränderlichen, der Entwicklung und ihres Ergebnisses. Als eine allgemeine Hilfsdisziplin für diese beiden Gruppen hat die Philologie zu gelten. Zu den Geschichtswissenschaften zählen die politische, die Universal- und die Kulturgeschichte, die Sprachwissenschaft, Religionswissenschaft und Ethologie. Zu den Gesellschaftswissenschaften rechnet man die Ethnologie, Bevölkerungslehre und Staatswissenschaft, ferner die Nationalökonomik, die Rechtswissenschaft und Soziologie.

Windelband und Rickert haben den Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften dahin bestimmt, daß jene sich auf das Allgemeine, diese auf die Einzelwirklichkeit richten. In diesem Sinne hat Windelband von nomothetischen und idiographischen Wissenschaften gesprochen. Rickert hat den Namen der Kulturwissenschaft an Stelle desjenigen der Geisteswissenschaft zur Herrschaft zu bringen gesucht[1]). Damit soll schon im Ausdruck eine Beziehung auf Kulturwerte angedeutet sein, die allein der Gruppe der sogenannten Geisteswissenschaften als konstitutives Merkmal zugesprochen werden könne. Es scheint uns jedoch, daß diese Auffassung unhaltbar ist, wenn man sie mit dem Tatbestande der bezeichneten Wissenschaften selbst vergleicht. Sie macht zunächst deren Gegenstände von Wertungen abhängig und zieht sie damit in die Sphäre einer subjektiven Beurteilung hinein. Allgemeingültige, objektive Werte lassen sich nur auf Grund von allgemeingültigen Idealen und Zielen bestimmen, die noch nicht für diese Gebiete gefunden worden sind. Welches ist das Ideal des Staates, der Wirtschaft, der Religion, der Kunst? Welches ist das Ziel der geschichtlichen Entwicklung? Solange diese Fragen nicht allgemeingültig beantwortet werden können, solange kann man in der Beziehung auf Kulturwerte keine allgemeingültige Abgrenzung der Geisteswissenschaften und ihrer Gegenstände finden. Auch enthalten die Wissenschaften

1) Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft, 2. Aufl. 1910.

selbst keine so fundamentale und allgemeine Beziehung auf letzte Kulturwerte, daß man diese rein formal anzuerkennen hätte, ohne auf den besonderen Inhalt Rücksicht nehmen zu müssen. Die tatsächlichen Wertungen aber, die von dem Berichterstatter einer historischen Quelle oder von einem politisch interessierten Nationalökonomen oder von einem in einer bestimmten Ästhetik wurzelnden Kunsthistoriker zum Ausdruck gebracht werden, darf man nicht den betreffenden Wissenschaften selbst als konstitutive Momente zugrunde legen und eingliedern. Dazu kommt die Relativität der Wertbestimmungen, die Rickert selbst zuzugeben scheint. Wenn für einen Wertgesichtspunkt wesentlich ist, was für den anderen unwesentlich bleibt, was soll dann die Beziehung auf Werte überhaupt noch bedeuten? Auf diese Frage läßt sich insbesondere dann keine befriedigende Antwort geben, wenn man mit Rickert den Wirkungsgrad als Maßstab der Wertung ablehnt.

Die Windelband-Rickertsche Scheidung richtet ferner zwischen dem individualisierenden und dem generalisierenden Verfahren einen Gegensatz auf, der in solcher Schärfe gar nicht zu Recht besteht. Weder fehlt es an Generalisierung in den Geisteswissenschaften, noch an Individualisierung in den Naturwissenschaften. Dort spricht allein schon die Existenz einer allgemeinen Sprach-, Religions- oder Rechtswissenschaft, einer allgemeinen Ästhetik und Ethik, ferner der Versuch, allgemeine Prinzipien und Gesetze der geschichtlichen Entwicklung, der gesellschaftlichen und staatlichen Bildungen zu finden und aufzustellen, gegen die Behauptung, daß die wertvolle Einzelwirklichkeit als solche den alleinigen Gegenstand der Geisteswissenschaften bilde. Hier braucht man nur an die Geologie und Astronomie, sowie an gewisse Teile der systematischen Naturwissenschaften zu erinnern, um deren Zurückführung auf ein generalisierendes Verfahren als undurchführbar zu kennzeichnen. Der von Rickert selbst mit Rücksicht auf solche Tatsachen ausgebildete Begriff des relativ Historischen in den Naturwissenschaften kommt dem Zu-

geständnis gleich, daß sich jene methodologische Unterscheidung nicht zu einer reinlichen Abgrenzung des gegebenen wissenschaftlichen Bestandes verwenden lasse. Wenn in den Geisteswissenschaften die Generalisierung zurücktritt, so liegt das nicht nur daran, daß die einzelnen Gegenstände hier für uns einen besonderen Wert haben, sondern auch und noch mehr daran, daß die Tatbestände dieser Wissenschaften ungleich komplizierter und die Mannigfaltigkeit ihrer Bedingungen ungleich größer und viel weniger zu durchschauen sind, als in den Naturwissenschaften. Andrerseits darf man nicht übersehen, daß die allgemeinsten Gesetze der letzteren auch für individuelle Gegenstände eine Geltung haben. Hettner hat mit Recht darauf hingewiesen, daß das Allgemeine gar nicht das Ziel der naturwissenschaftlichen Forschung ist, sondern vielfach nur als ein Mittel gilt, um das Individuelle in der Natur verständlich zu machen[1]).

Im Hintergrunde jener methodologischen Einteilung der Wissenschaften steht eine idealistische Erkenntnistheorie. Wer die Erkenntnis und Forschung der Naturwissenschaft unter den einfachen Gesichtspunkt einer Begriffsbildung bringt, kann der Besonderheit der realen Naturobjekte nicht gerecht werden. Auch für ihn gibt es nur die Tatsachen der Wirklichkeit und die Begriffe, die einem logischen Prozeß verdankt werden, und so wird der wichtige Unterschied von Begriff und Objekt unbeachtet gelassen. Die neue Einsicht in die Notwendigkeit, ideale Objekte und Begriffe zu trennen (vgl. S. 16), ist den Realitäten noch nicht zugute gekommen. Wenn man die Begriffe der Naturwissenschaft, auch diejenigen, die sich auf reale Objekte beziehen, schlechtweg als Produkte eines abstrahierenden oder generalisierenden Verfahrens betrachtet, als eine Überwindung der in der konkreten Besonderheit gegebenen intensiven und extensiven Mannigfaltigkeit, dann freilich liegt es nahe, die Geisteswissenschaften ihnen

1) Das System der Wissenschaften. Preußische Jahrbücher Bd. 122 S. 257f. Vgl. auch oben S. 135f.

als die Wirklichkeitswissenschaften gegenüberzustellen. Aber die Natur ist kein System solcher Begriffe, sondern ein System derjenigen Realitäten, die sich aus einer Bearbeitung der Sinneseindrücke unter dem Gesichtspunkt der Unabhängigkeit vom erfahrenden Subjekt ergeben. Diese Realitäten lassen sich durch Raum-Zeit-Koordinaten jederzeit als individuelle Tatbestände charakterisieren.

Endlich aber gibt es zweifellos auch eine wertindifferente Geisteswissenschaft, in der das Wesentliche oder Bedeutsame nur durch Kausalbeziehungen auf einen Zweck oder ein Endergebnis bestimmt wird, worauf namentlich A. Riehl und Ed. Meyer aufmerksam gemacht haben. Was Rickert gegen diese beiden Forscher bemerkt, ist unzutreffend. Dieser auch der Psychologie und der Naturwissenschaft keineswegs fremde Gesichtspunkt läßt allein eine objektive Auswahl unter den Tatsachen vornehmen und liefert zugleich in der Größe der Wirksamkeit einen objektiven Maßstab für eine Bewertung derselben. Die subjektive Auswahl unter den Forschungsgebieten aber erfolgt nach Gesichtspunkten des persönlichen Interesses, der persönlichen Neigung und Begabung und hat mit dem konstitutiven Charakter der Geisteswissenschaft selbst nichts zu tun. Nur wenn wir jenen objektiven Maßstab zulassen und anwenden, gilt, was Rickert sagt, daß das historisch Wesentliche für alle Individuen bedeutsam sein müsse.

Es hat gewiß, wie man z. B. an der Geschichte der Philosophie ersieht, einen guten Sinn, von dem inneren Werte einer Tatsache im Gegensatz zu ihrer historischen Wirksamkeit, zu ihrer äußeren Bedeutung, um sie so zu bezeichnen, zu sprechen. Nicht alles, was eine große historische Wirkung entfaltet hat, werden wir zugleich innerlich hoch bewerten, und nicht jeder von uns für groß gehaltene, innerliche Wert hat eine historische Bedeutung größeren Maßstabes erlangt. Die von Zeit zu Zeit erfolgenden „Ausgrabungen" geschichtlicher Persönlichkeiten oder Lehren demonstrieren uns diesen Unterschied ebenso wie die spätere Zurückstellung früher hoch-

gepriesener Größen. Aber diese Niveauänderungen in der geschichtlichen Betrachtungsweise zeigen uns nur, wie schwankend die Wertbeziehungen sind, die hier zur Anwendung kommen. Daß die Geschichte der Physik in einer viel gradlinigeren und allgemeingültigeren Entwicklungsreihe dargestellt werden kann als die Geschichte der Philosophie, hat seinen Grund in der ungleich größeren Bestimmtheit und Sicherheit, mit der das Richtige vom Unrichtigen, das Wahre vom Falschen, das Wichtigere vom Unwichtigeren, der Fortschritt vom Abweg oder Umweg geschieden werden können. Im Gegensatz dazu fallen die Geschichten der Philosophie, soweit sie das innerlich Bedeutendere in den Vordergrund der Behandlung treten lassen wollen, weit auseinander. Die von Cohen inspirierte Geschichtsbetrachtung orientiert die Geschichte der Philosophie nach ihrem Hinzielen auf eine erkenntniskritische Erwägung im Sinne Kants. Als wenn diese Erkenntniskritik schlechthin als eine bleibende Errungenschaft angesehen werden dürfte! Das schöne Buch von Gomperz über die griechischen Denker zeigt eine offenbare Vorliebe für empiristische und positivistische Lehren. Noch vor kurzem galt der nachkantische Idealismus eines Fichte, Schelling und Hegel als eine kaum zu begreifende Verirrung des menschlichen Geistes. Diese leicht zu vermehrenden Beispiele mögen ausreichen, um zum Bewußtsein zu bringen, wie prekär es ist, in den Geisteswissenschaften eine Wertbeurteilung zum konstitutiven Faktor ihrer Haltung und Gestaltung zu machen.

Wenn wir nach diesen kritischen Bemerkungen den Versuch wagen, eine neue Definition des Begriffs der Geisteswissenschaften zu geben, so werden wir von Wundts Feststellung dabei ausgehen dürfen, daß der Mensch das überall wiederkehrende Zentrum derselben ist. Die Geisteswissenschaften handeln nur oder fast nur von menschlichen Einrichtungen, Leistungen oder Handlungen. Dabei wird die Lehre vom physischen und vom Naturmenschen gewöhnlich als Anthropologie noch zu den Naturwissenschaften gerechnet. Wir können dann, wie ich glaube, die Geisteswissenschaften als die

Wissenschaften von menschlichen Verhaltungsweisen definieren. Wir haben ein ästhetisches und ethisches, ein wirtschaftliches, politisches und soziales, ein künstlerisches, religiöses und rechtliches Verhalten zu unterscheiden und werden jedes von ihnen einer besonderen Wissenschaft zuzuteilen haben. Wenn wir von Wirtschaft und Recht, von Kunst und Religion, von Staat und Gesellschaft reden, so meinen wir damit die Ergebnisse jenes Verhaltens, die für sich in abstracto untersucht werden können, insofern sie selbständige Gebilde geworden sind. Die Geschichtswissenschaft ist nach dieser Auffassung im weitesten Sinne die Geschichte der menschlichen Verhaltungsweisen. Die Einteilung der Geisteswissenschaften muß nach den Grundformen derselben erfolgen. Das Verhalten kann sich auf andere Menschen richten und demnach ein sittliches, rechtliches, soziales oder politisches sein. Es kann sich ferner auf metaphysische Realitäten im engeren Sinne richten und ist dann ein religiöses Verhalten. Ferner kann es sich den idealen Gegenständen der Wissenschaft und der Kunst zuwenden und endlich als wirtschaftliches Verhalten auf eine Erhaltung und Förderung der sozialen Lebensbedingungen eingestellt sein. Den Übergang zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften aber würden die technischen Wissenschaften bilden. Als Wissenschaften vom menschlichen Verhalten, vom Erfinden und Gestalten, gehören sie zu den Geisteswissenschaften, als Wissenschaften von dem Material, in dem erfunden und gestaltet wird, und von den daraus hervorgegangenen technischen Produkten zu den Naturwissenschaften[1]).

---

1) Die von P. K. v. Engelmeyer empfohlene Heurologie ist als eine allgemeine Erfindungslehre, die besonders die technischen Leistungen untersucht, durchaus den Geisteswissenschaften zuzurechnen. Sie hat eine unverkennbare Verwandtschaft mit der poietischen Wissenschaft des Aristoteles (vgl. z. B. Scientia Bd. 10, 1911 S. 110ff. und „Der Dreiakt als Lehre von der Technik und der Erfindung" 1910). — In der Ästhetik wird die Definition einer Lehre vom ästhetischen Verhalten immer mehr üblich, auch in der Ethik kommt die entsprechende Bestimmung einer Lehre vom ethischen Verhalten auf. Die Politik wird von J. Unold (Politik im Lichte der Entwick-

Sind die Geisteswissenschaften Wissenschaften vom menschlichen Verhalten, so wird nicht nur Psychisches in ihnen behandelt. Jedes Verhalten ist ein psychophysisches. Dem wird auch in den Geisteswissenschaften Rechnung getragen. Wir brauchen, um das nachzuweisen, uns nicht auf die Sprache zu beschränken, bei der die Vereinigung einer psychologischen und einer physiologischen Betrachtung offensichtlich ist. Wir wollen die Sprachwissenschaft im Einverständnis mit Philologen und Philosophen mehr als eine Hilfswissenschaft, denn als eine selbständige Geisteswissenschaft (etwa vom redenden und schreibenden Verhalten) auffassen. Aber auch in der Ästhetik beginnt man die Bewegungen, Haltungen und Stellungen des Körpers immer mehr zu berücksichtigen. In dieser Beziehung ist namentlich die Lehre von Ottmar Rutz von Interesse[1]). Ebenso ist die Untersuchung der Verkehrsformen und Spiele an eine starke Berücksichtigung der körperlichen Vorgänge gebunden. Auch in der Geschichtswissenschaft werden sie häufig herangezogen. Trotzdem bleibt der beherrschende Gesichtspunkt das geistige Moment, und es mag deshalb die Bezeichnung der Geisteswissenschaften als denominatio a potiori in Geltung bleiben.

Dadurch, daß wir von einem menschlichen Verhalten und nicht von psychischen Vorgängen als dem Gegenstande der Geisteswissenschaften sprechen, gewinnen wir zugleich ein Verständnis für ihre Beziehung zur Psychologie. Rickert und nach ihm Münsterberg haben die von Wundt und Dilthey vertretene Annahme, daß die Psychologie die Grundlage aller

---

lungslehre, 1912 S. 4) ähnlich als die auf Staatsordnung und -weiterbildung gerichtete menschliche Tätigkeit gefaßt. Dietzel (Theoretische Sozialökonomik I 1895 S. 4ff. 156) sieht in der Nationalökonomik eine Lehre vom wirtschaftlichen Verhalten. Auf die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung der vorgetragenen Auffassung im Einzelnen entgegenstellen, können wir hier nicht eingehen. Eine einheitliche Bestimmung der Geisteswissenschaften hat für unser Problem keine maßgebende Bedeutung.

1) Vgl. den klaren Bericht von R. Blümel in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift IV 1912 S. 389ff.

Geisteswissenschaften sei, abgelehnt, weil sie den methodologischen Gesichtspunkt für die Einteilung der empirischen Wissenschaften benutzen und dadurch zu einer Verweisung der Psychologie in die naturwissenschaftliche Sphäre gelangen. Nach unserer Auffassung ist eine allgemeine Lehre vom menschlichen Verhalten, die wir noch nicht haben, die Grundlage der Geisteswissenschaften. Die Psychologie aber kann als deren Fundament besonders dann angesehen werden, wenn man sie durch eine Psychophysik erweitert. Ein menschliches Verhalten ist für sie vorläufig noch ein komplexer Grenzfall, bis zu dem sie noch kaum hat vordringen können. Vermutlich wird sich die jetzt mächtig emporstrebende angewandte Psychologie dereinst seiner bemächtigen. Von hier aus erscheinen die Rickert-Münsterbergschen Ausführungen als durch den zeitlichen Zustand der Psychologie bedingte Abgrenzungen. Sie machen aus einer genetischen eine in der Natur der Sache begründete Unzulänglichkeit.

Der Unterschied zwischen realen und idealen Gegenständen ist auch in den Geisteswissenschaften in Geltung. Nur gewinnen deren ideale Objekte bei ihrer Beziehung auf den Menschen und sein Verhalten zugleich den Charakter eines Musters, eines Vorbilds, einer Aufgabe. Man braucht nur an die zahlreichen Staats- und Gesellschaftsideale, an den Unterschied zwischen lex lata und lex ferenda, an die Gestaltungen neuer Religionen u. dgl. m. zu denken, um sich die weitreichende Bedeutung und den eigentümlichen Sinn der hier bestehenden idealen Objekte zu vergegenwärtigen. Von hier aus gewinnen wir auch ein Verständnis für die Wertbeziehung in den Geisteswissenschaften. Das menschliche Verhalten ist auf Werte und deren Erzeugung gerichtet. Aber freilich weder dem Erforscher eines solchen Verhaltens noch dem Werteschaffenden selbst steht ein untrüglicher Blick für die Allgemeingültigkeit der Werte zur Verfügung. Nur eine geisteswissenschaftliche Metaphysik wird die letzten Werte alles Verhaltens anzugeben versuchen können. Daneben kommt für die idealen Gegenstände auch noch der Begriff eines

reinen Verhaltens bestimmter Art, z. B. des ästhetischen, in Betracht, worin wir nur diejenigen Bestandteile aufgenommen denken, die zu der Aufgabe eines vollständigen, intensiven und ausschließlichen Verhaltens dieser Art gehören.

Endlich können die Geisteswissenschaften auch auf objektive Tatbestände gerichtet sein, auf die Gegenstände, die wir einem jeden Verhalten zuzusprechen haben, die Güter, Zwecke und Werte, welche es vorfindet oder in Aussicht nimmt, oder auf Ergebnisse, die ein spezifisches menschliches Verhalten hervorgebracht hat. In diesem Sinne werden kirchliche Einrichtungen, staatliche und gesellschaftliche Formen, wirtschaftliche Güter, Kunstwerke, Rechtsgesetze u. dgl. m. in den Umkreis der Geisteswissenschaften aufgenommen. Alle diese objektiven Tatbestände haben ihre eigenen Gesetze und Beschaffenheiten, an denen die Geisteswissenschaften ebenso wie eine objektive Psychologie zu arbeiten pflegen. Aber die Beziehung zum menschlichen Verhalten bleibt auch hier unverkennbar, insofern ein solches für die Entstehung und Wirksamkeit jener Tatbestände vorausgesetzt wird und sie durch dasselbe jederzeit modifiziert werden können. Auch die Beziehung zur Kultur ergibt sich zwanglos aus unserer Auffassung der Geisteswissenschaften, sobald man sie als das allgemeine Ziel und Produkt des Verhaltens geschichtlicher Menschen betrachtet. Es scheint uns aber zutreffender, den Begriff der Kultur in diesem sekundären Sinne zu nehmen, als ihn bei der Definition der Geisteswissenschaften zu ihrem determinierenden Merkmal zu machen. Man entgeht dadurch zugleich der Nötigung, die prekäre Wertbeziehung als den maßgebenden Faktor für die geisteswissenschaftliche Forschung hinzustellen, was durch den zweideutigen Begriff der Kultur nahegelegt ist.

Daß ein positives Verhältnis der Geisteswissenschaften zu der Psychologie obwaltet, ein ganz anderes als zur Naturwissenschaft, ergibt sich aus der Tatsache, daß allenthalben psychologische Untersuchungen in ihr Gebiet einzugreifen und einzudringen beginnen. Die lebhaft erwachende Religionspsychologie, die auch das Experiment nicht verschmäht, die

Psychologie der Aussage, die das Verhalten der Zeugen und ihre Zuverlässigkeit beleuchtet, die Tatbestandsdiagnostik, die den Verbrecher wider Willen zur Offenbarung seiner Taten bringt, die Psychologie des ästhetischen und ethischen Verhaltens, die psychologische Pädagogik mit ihrer ausgebreiteten experimentellen Arbeit sind dafür eine Anzahl beachtenswerter Beispiele. Aber man begnügt sich nicht mit solchen individualpsychologischen Bestrebungen. Eine Sozialpsychologie ist gleichfalls bereits im Anzuge und will denjenigen Geisteswissenschaften, die auf eine Gemeinsamkeit von menschlichen Verhaltungsweisen gerichtet sind, eine entsprechende Grundlage bieten[1]). Wie man angesichts dieser reichen inhaltlichen Beziehungen zwischen der Psychologie und den Geisteswissenschaften jene von ihnen absondern, und wie ein Psychologe wie Münsterberg dieser Trennung zustimmen kann, ist schwer zu verstehen. Hier scheint wieder einmal ein Apriorismus die Wissenschaften gemeistert, nicht eine Erkenntnistheorie sich an ihrem wirklichen Bestande orientiert zu haben.

Von hier aus läßt sich ohne weiteres der Zugang zu unserem Problem finden. Soweit die Geisteswissenschaften psychologisch verfahren, besteht für sie die nämliche Realisierung zu Recht, die wir in der Psychologie angetroffen haben. Man kann ein menschliches Verhalten erleben und in dieser Form zum Gegenstand der Beobachtung und Aussage machen. Das geschieht z. B. in der psychologischen Ästhetik, Ethik und Religionswissenschaft. Aber freilich, damit wird bloß eine individuell begrenzte Verwirklichung des zu untersuchenden menschlichen Verhaltens der Forschung unterzogen. Die Geisteswissenschaft, die nicht nur dieses, sondern auch seine Gegenstände und Ergebnisse in den Kreis ihrer Behandlung zieht, kann sich damit nicht begnügen und schreitet in verschiedenen Richtungen über eine solche Psychologie hinaus. Das fremde und das vergangene menschliche Verhalten wird hinzugenom-

1) Wundt's großartige „Völkerpsychologie" gehört ebenfalls hierher.

men, und daneben werden seine Objekte und seine Erzeugnisse selbständig bearbeitet. Ideale Gesichtspunkte spielen dabei in der vorhin besprochenen Weise hinein. So entsteht ein für die Erkenntnistheorie der Realisierung schwer zu fassendes und zu bewältigendes Problem. Wir werden ihm dadurch in der uns hier beschäftigenden Richtung auf eine Prüfung des Konszientialismus näher kommen können, daß wir die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Ausgangsgegenstande, dem empirisch vorgefundenen Material, und dem Endgegenstande, den durch die geisteswissenschaftliche Untersuchung gewonnenen Bestimmungen, auch hier aufwerfen.

Dabei ergibt sich sofort, daß beide nicht zusammenfallen, wie das für die Realwissenschaften allgemein gilt. So ist z. B. die Sprache, deren Gesetzmäßigkeit und Struktur, deren Laut- und Bedeutungswandel, deren Elementar- und Stilformen die Sprachwissenschaft feststellt, keineswegs identisch mit den einzelnen optischen oder akustischen Bildern und Lauten, die uns zu ihrer Erkenntnis führen. Ohne optisch-akustische Erfahrung ist gewiß keine Sprachwissenschaft möglich, die nicht bloß ideale Gebilde zu konstruieren versuchte. Aber was sie als Wissenschaft einer bestimmten Sprache oder als vergleichende Sprachwissenschaft im Anschluß an die Erfahrung schildert, ist zweifellos etwas anderes, als die im Bewußtsein gegebenen Dokumente, die den Ausgangspunkt einer realwissenschaftlichen Linguistik gebildet haben. Die Sprache ist hier zu einem einheitlichen realen Objekt geworden, dessen selbständige Eigenart auch dann noch erkannt werden kann, wenn es in ein totes, nur noch in Petrefakten erhaltenes Dasein versunken ist. Gerade dann treten Ausgangspunkt und Ziel der Forschung am deutlichsten auseinander. Aber auch bei lebenden Sprachen verhält es sich nicht anders. Die phonetische Fixierung der Laute setzt Symbole an die Stelle der wahrnehmbaren Wirklichkeit und macht sie damit von der jeweiligen Verwirklichung unabhängig. Die Untersuchungen über den Aufbau einer Sprache, über deren Elemente und die Zusammensetzung derselben, über die geschichtliche Entwicklung und

die dialektischen Unterschiede gestalten ein Ganzes, von dem immer nur Bruchstücke gegeben sein können[1]).

Von besonderem Interesse ist das Verfahren der Geschichtswissenschaft. Wir wollen es durch ein Beispiel zu erläutern versuchen. Wählen wir die Geschichte Alexanders des Großen, so bilden ihren Ausgangspunkt gewisse Berichte von Arrian, Diodor, Strabo, Curtius Rufus und anderen, die uns in vielfältiger Überlieferung zur Verfügung stehen. Wir nehmen an, daß die Herstellung eines einwandfreien Textes dieser Quellen, die sogenannte recensio, gelungen sei. Dann erhebt sich die Frage, wie sie sich zu dem von ihnen berichteten Gegenstande verhalten. Es ist dabei festgestellt worden, daß sie auf ursprünglichere Quellen, die wir nicht mehr haben, zurückgehen: auf eine Alexander-Geschichte von Kallisthenes, auf Schriften, die über einzelne Vorgänge eingehend gehandelt haben, wie Nearch, ferner auf ein Hofjournal, die ἐφημερίδες βασίλειοι, auf einige hellenisch gefärbte Schriften, wie Klitarch, Ptolemäus Lagi, Aristobulos, endlich auf Urkunden, Briefe, Reden und andere Zeugnisse. Diese primären Quellen lassen sich aus den sekundären nur einigermaßen erschließen und rekonstruieren und sind selbst sehr ungleichwertig. Schon diese Arbeit führt uns über das Gegebene ziemlich weit hinaus. Dann aber muß die Echtheit und Zuverlässigkeit der einzelnen Berichte genau erwogen werden, damit wir schließlich eine einheitliche Erzählung erhalten können, die eine Art Kombination von jenen darstellt. Hand in Hand damit geht die Interpretation, die aus den Worten und Sätzen die Geschichte Alexanders des Großen erkennen läßt.

An diesem Verfahren ist typisch, daß wir von Quellen ausgehen und aus ihnen die Vergangenheit erschließen.

---

1) Wir haben in diesem Abschnitt ganz davon abgesehen, daß die Sprachwissenschaft auch als eine angewandte Semasiologie zu gelten hat und demnach nicht einfach realwissenschaftlichen Gesichtspunkten untersteht (vgl. S. 15). Darauf beruht ihre Sonderstellung unter den Geisteswissenschaften, ein Analogon zu derjenigen der Logik unter den Idealwissenschaften.

Das Ziel der historischen Forschung ist nicht die Quelle, sondern die Vergangenheit, von der sie berichtet. Der Weg zu dieser führt im allgemeinen von einem wahrnehmbaren Zeichen auf einen nicht wahrnehmbaren, wenn auch vorstellbaren und denkbaren bezeichneten Gegenstand, der die Realität in diesem Gebiete ist Auch für sie besteht das allgemeine Kriterium der Unabhängigkeit vom erkennenden Subjekt, von seinem Wissen und seiner Auffassung. Die Vergangenheit ändert daran nichts, weil wir das Reale nicht als gegenwärtig existierend anzusehen brauchen. Auch hier läßt sich ferner zwischen einem naiven und einem kritischen Realismus unterscheiden. Jener nimmt die Berichte für bare Münze und glaubt ohne weiteres an die Realität alles dessen, von dem sie erzählen. Dieser dagegen richtet sich nach besonderen Kriterien, welche die subtil ausgebildete historische Kritik für die Echtheit und Zuverlässigkeit entwickelt hat, vergleicht die Quellen untereinander, prüft den von ihnen berichteten Bestand auf seine Wahrscheinlichkeit und sucht die Erkenntnis der Vergangenheit möglichst von allen phantastischen und tendenziösen Beeinflussungen durch die persönlichen Neigungen und Absichten der Berichterstatter zu befreien. Der Historiker will nach Rankes bekanntem Ausspruch feststellen, wie es eigentlich gewesen.

Der Konszientialismus wäre für die Geschichte gleichbedeutend mit einem Verzicht auf alle Erkenntnis der Vergangenheit. Er müßte das Verfahren des Historikers völlig ablehnen. Daß dem Wort *Ἀλέξανδρος* eine Persönlichkeit entspricht, die im 4. Jahrh. v. Chr. gelebt hat, wäre unerlaubte Transzendenz. Daß der Bericht des Arrian von einem Manne dieses Namens herstammt, der im 2. Jahrh. n. Chr. gelebt hat, wäre ebenfalls eine unzulässige Überschreitung der Grenzen des Bewußtseins, nicht minder die Behauptung, daß diese Quelle auf ursprünglichere zurückgeht. Man dürfte höchstens von Gedanken an alle diese Dinge reden, die einem durch das Bewußtsein (das persönliche oder das allgemeine) ziehen, wenn man derartige Worte und Sätze liest und versteht.

Hier müßte man somit die gleichen Erörterungen anstellen, die wir bereits vorgebracht haben, um den Standpunkt der Immanenz zurückzuweisen. Der Widerspruch zwischen einer solchen Erkenntnistheorie und dem tatsächlichen Verfahren der Einzelwissenschaften wäre hier noch größer und offenbarer als bei der Naturwissenschaft und der Psychologie. Was aber für die Geschichts- und Sprachwissenschaft gezeigt worden ist, gilt zugleich auch für die anderen Geisteswissenschaften. Sehen wir von ihrer Aufstellung idealer Gegenstände ab, nehmen wir sie als reine Erfahrungswissenschaften, so finden wir überall, mag es sich um Nationalökonomie oder Rechtswissenschaft, um Politik oder Soziologie, um Kunst- oder Religionswissenschaft handeln, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem erfahrungsmäßig im Bewußtsein gegebenen Material und dem auf Grund desselben gesetzten und bestimmten realen Gegenstande.

Es ist hiernach begreiflich, daß es unter den Vertretern der Geisteswissenschaften keinen Konszientialisten gibt, und daß auch die Philosophen der Immanenz hinter dieser Linie zurückzubleiben pflegen. Wenn sie die Geisteswissenschaften als Wirklichkeitswissenschaften charakterisieren, so ist damit nicht eine Lehre von der Wirklichkeit des Bewußtseins, sondern vielmehr eine solche von konkreten Einzeltatsachen oder Gegenständen gemeint. Auch diese Auffassung ist aber nur auf realistischem Boden durchführbar. Was wir auf Grund des gegebenen Zeichenmaterials von den Gegenständen erkennen, kann bei dessen fragmentarischer Natur eine solche Vollwirklichkeit nur annehmen lassen, aber nicht darstellen. Wenn daher trotzdem eine historische Persönlichkeit als ein ganzer Mensch gilt, so ist das nur von einer realistischen Voraussetzung aus verständlich und berechtigt. Auch der Hinweis auf die mögliche Erfahrung bedeutet für den Konszientialismus keine Stütze. Selbst wenn die Gegenstände der Geisteswissenschaft nicht verschieden von dem gedacht würden, als was sie uns erschienen, falls sie Wahrnehmungsobjekte wären, ließe sich damit noch keine konszientialistische Deutung vertreten. Wir haben ja bereits bei der Besprechung der Psy-

chologie gesehen, daß es nicht zum Wesen des Realen gehört, von der Erscheinung gänzlich abzuweichen, die es uns unmittelbar vergegenwärtigt. In den Bewußtseinsinhalten selbst läßt sich das real Psychische auch qualitativ wiederfinden. Von dem Kriterium der Realität und seiner Anwendung kann es allein abhängen, ob eine inhaltliche Übereinstimmung zwischen dem Phänomenalen und Realen obwaltet.

Wir können auch keine Schwierigkeit darin finden, daß das Kriterium der Unabhängigkeit vom erkennenden Subjekt in der Sphäre der Geisteswissenschaften (und der Psychologie) so häufig nicht ausreicht. Überall, wo das empirisch Gegebene in willkürlichen Zeichen besteht, müssen diese auf ihre Echtheit und Zuverlässigkeit untersucht werden, ehe eine Auffassung ihres Sinnes im Interesse einer realwissenschaftlichen Feststellung statthaben und das dabei maßgebende Kriterium der Unabhängigkeit vom auffassenden Subjekt zur Anwendung gelangen kann. Darin liegt nur eine nicht zu beanstandende Erweiterung der Realitätskriterien. Die willkürlichen Zeichen sind ihrerseits erst von den subjektiven Einflüssen des Zeichengebers zu reinigen, die eine Inkongruenz zwischen ihrem Inhalt und den bezeichneten Gegenständen herbeiführen. Hierin offenbart sich wiederum eine große methodologische Verwandtschaft zwischen der Psychologie und den Geisteswissenschaften. Gewiß hat die Naturwissenschaft auch vielfach das Verhältnis zwischen einem Zeichen und dem Bezeichneten bei ihrer Forschung zu berücksichtigen. Hat doch Helmholtz die Sinneseindrücke geradezu als Zeichen gefaßt, aus denen auf Naturreales geschlossen werde! Aber diese Zeichen sind sogenannte natürliche Zeichen, die ein Kausalzusammenhang mit dem bezeichneten Objekt verbindet, und die deshalb viel leichter und sicherer auf dieses zu schließen gestatten. Die größere oder geringere Komplikation des Realisierungsverfahrens braucht uns übrigens hier noch nicht zu beschäftigen. Es genügt, den Konszientialismus im ganzen Bereich der realwissenschaftlichen Einzeldisziplinen nunmehr zurückgeschlagen zu haben.

c) Der Konszientialismus in der Metaphysik.

Den Wirklichkeitsstandpunkt vertreten heißt im allgemeinen zugleich Gegner der Metaphysik sein. Denn diese gilt zunächst in der Regel als eine Lehre von den letzten Realitäten, von Gott, der Seele, der Welt. Aber auch bereits in den Einzelwissenschaften werden die realistischen Tendenzen von einer idealistischen Erkenntnistheorie als metaphysische gekennzeichnet. In der Tat kann es für eine realistische Interpretation der Erfahrungswissenschaften keine scharfe Grenze zwischen ihnen und der Metaphysik geben. Dann aber ist unsere bisherige Bestreitung des Konszientialismus zugleich eine Rechtfertigung der Metaphysik gewesen. Wenn es sich daher bewähren sollte, daß sie die Entwicklungslinie der Realwissenschaften nur fortsetzt, daß sie eine logische und sachliche Erweiterung derselben darstellt, so würden wir keinen Anlaß haben, den Kampf gegen den Konszientialismus für die Metaphysik besonders zu führen.

Sicherlich ist die gegenwärtige Metaphysik, wie sie im 19. Jahrhundert neu begründet worden ist, nur ein zusammenfassender Anhang der einzelnen Realwissenschaften. Dagegen hat es vor Hume und Kant eine andere Metaphysik gegeben, die, aus Definitionen und Axiomen nach dem Muster der Geometrie entwickelt, ein System von Lehrsätzen und Beweisen war. Hier wurden die Grenzen zwischen Ideal- und Realwissenschaft verwischt, hier das logisch Gedachte und Erschlossene ohne prinzipielle Rücksicht auf die Erfahrung als real gesetzt und bestimmt. Vereinzelt zeigte sich freilich der Einfluß der Erfahrung und der Erfahrungswissenschaft auch bereits in dieser Metaphysik. Besonders deutlich wird er in der Monadenlehre des Leibniz. Aber es fehlt die prinzipielle und volle Anerkennung dieses Gesichtspunktes, und das ontologische Verfahren, das in dem gleichlautenden Beweise für das Dasein Gottes seinen typischen Ausdruck gefunden hatte, schien es zu gestatten, über alle Möglichkeit einer Erfahrung hinaus ein transzendentes Reich zu betreten.

Mit dieser Metaphysik hat Kant am gründlichsten aufgeräumt. Er konnte zeigen, daß die bloße Form des Denkens über die Realität des gedachten Gegenstandes gar nicht entscheide, und daß bloße Widerspruchslosigkeit und logische Begründung keine zureichenden Kriterien für die Gültigkeit metaphysischer Behauptungen abgeben. Und an dem System der damaligen Metaphysik vermochte er diese Mängel direkt nachzuweisen, indem er auf die Fehlschlüsse der rationalen Psychologie, auf die Antinomien der rationalen Kosmologie und auf die Scheinbeweise der rationalen Theologie im einzelnen einging.

Aber mit der Zerstörung der alten Metaphysik war nur eine unzweckmäßige Methode ihrer Behandlung gefallen. Allmählich bildete sich dafür eine induktive, auf die Erfahrung sich berufende und die Erfahrungswissenschaften fortsetzende Metaphysik aus, die durch Kants Kritik gar nicht getroffen wird und werden konnte. Schopenhauer glaubte an eine unmittelbare Erfahrung, das Gegebensein des Wollens, anknüpfen zu können, Beneke die Psychologie zum Eingangstor der Metaphysik ausbauen zu dürfen. Herbart fand eine Metaphysik nur auf Grund von Erfahrungsbegriffen, die Widersprüche enthielten, möglich und wollte deren Auflösung so durchführen, daß die empirische Geltung jener Begriffe nicht angetastet werde. Die erste klare Formulierung, das erste glückliche Programm einer induktiven Metaphysik verdanken wir G. Th. Fechner. In der Vorrede zu dem 1851 erschienenen Zend-Avesta heißt es im Anschluß an eine kurze Betrachtung über die in den Naturwissenschaften geltenden Methoden, daß „Verallgemeinerung durch Induktion und Analogie und vernünftige Kombination des von verschiedenen Seiten her gewonnenen Allgemeinen . . . die einzigen theoretischen Wege und Weisen" seien, „die uns im Gebiete der geistigen wie materiellen Wirklichkeit zu in sich haltbaren und für die Erfahrung wieder fruchtbaren Grundlagen des Wissens über das Selbstverständliche und unmittelbar Gegebene hinausführen können . . . Die höchsten Realitäten, Gott, Jenseits, höhere

Wesen über uns, machen aber hiervon am wenigsten eine Ausnahme, indem es gerade hier der erschöpfendsten und umfassendsten, über das ganze Gebiet der Existenz hingreifenden Induktionen und Analogien und höchsten Kombinationen bedarf, um . . . zu Ansichten in diesem Gebiete zu gelangen, welche Lebenskraft in sich haben und Kraft für das Leben wieder entwickeln können. Nicht ein vorangestellter Gottesbegriff bestimmt Gottes Wesen, sondern, was von Gott in der Welt und in uns spürbar ist, bestimmt seinen Begriff." Diesem theoretischen Prinzip hat Fechner später eine präzise Fassung gegeben, auch hat er ein praktisches und ein historisches Prinzip ihm an die Seite gestellt. Wir können davon um so mehr absehen, als wir nur die Beziehungen der Metaphysik zu den Einzelwissenschaften ins Auge zu fassen brauchen.

Das allgemeine Programm einer induktiven Metaphysik ist dann auch von E. v. Hartmann in seiner Philosophie des Unbewußten vom Jahre 1869, von Wundt in seiner Logik (2. Bd. 1883) und in seinem System der Philosophie 1889, sowie von Erhardt in seiner Metaphysik (1. Bd. 1894) anerkannt worden. Wundt hat besonders darauf hingewiesen, daß die Metaphysik an die Arbeit der Einzelwissenschaften anzuknüpfen habe. Sie kann die Ergebnisse vorsichtiger Detailforschung antezipieren, zwischen widerstreitenden Ansichten nach Gründen der Wahrscheinlichkeit eine Entscheidung treffen, die getrennten Wege der Forschung vereinigen und auf diese Weise ein vollständiges System der Realitäten entwerfen. Etwas prinzipiell Neues wird dadurch weder erstrebt noch erreicht, und die Realisierung der Metaphysik ist darum keine ihr eigentümliche Verfahrungsweise[1]).

Nun könnte man freilich die Möglichkeit einer solchen Metaphysik in Zweifel ziehen. Wenn die Einzelwissenschaften uns noch nicht haben weiter führen können, wie soll die Metaphysik über sie hinauskommen, ohne sich anderer Methoden, eines prinzipiell von ihnen verschiedenen Vorgehens zu be-

1) Vgl. meine Einleit. in d. Philos. [5] §§ 4, 16, 33, 34.

dienen? Dieser Einwand kann im wesentlichen bedeuten, daß die Metaphysik bei ihrer Erweiterung der Einzelwissenschaften sich auf das reine Denken beschränkt, ohne empirische Forschung und Untersuchung wie diese zu üben und zugrunde zu legen. Ein solches Denken kennt freilich auch die Einzelwissenschaft, indem sie die Beobachtungsergebnisse zusammenfaßt, verarbeitet und deutet, verschiedene Möglichkeiten eines Sachverhalts sich in vorläufiger Disjunktion vergegenwärtigt und dadurch zur Aufstellung von Problemen und Aufgaben gelangt und an den bisherigen Errungenschaften Kritik übt, Konsequenzen zieht, die eine Theorie bestätigen oder widerlegen, und Widersprüche aufdeckt, die zwischen den einzelnen Angaben verschiedener Forscher bestehen. Von diesen Anwendungen des Denkens in der Einzelwissenschaft könnte auch die Metaphysik Gebrauch machen. Dagegen würde der eigentliche Kontakt mit der Empirie fehlen. Dieser Mangel müßte nun, damit man überhaupt weiter käme, durch voreilige Entscheidungen, durch ungenügend gestützte Behauptungen, durch unbewiesene Theorien u. dgl., kurz durch das ganze Rüstzeug unwissenschaftlicher Gedankentätigkeit oder durch eine gewisse Zügellosigkeit der Phantasie ausgeglichen werden. Ist der Weg, den die Einzelwissenschaften einschlagen, ein sicherer und zuverlässiger, dann muß der andere Weg, den die Metaphysik geht, um einen Abschluß der einzelwissenschaftlichen Erkenntnis herbeizuführen, unsicher und unzuverlässig sein.

Das Bedenken gegen die Metaphysik in dem bezeichneten Sinne kann aber auch eine andere Wendung nehmen. Ist nicht eine rein logisch vollzogene Ergänzung der einzelwissenschaftlichen Erkenntnis eine Aufwärmung des alten, von Kant längst widerlegten Ontologismus? Das Kennzeichen dieses Verfahrens bestand ja darin, daß rein begrifflich gewonnenen Bestimmungen eine realistische Bedeutung zuerkannt wurde. Verzichtet man auf eine empirische Begründung der neuen Einsichten, so schießt die Ontologie des reinen Denkens wieder ins Kraut und fordert die Kritik abermals heraus, die an solcher

Methode der Erkenntnis geübt worden ist. Auch kann man darauf hinweisen, daß die Einzelwissenschaften selbst imstande sein werden, sich zu vollenden, soweit es möglich ist, und daß es daher keiner besonderen Metaphysik bedarf, die dieses Geschäft erst zu leisten hätte. Endlich kann auch noch geltend gemacht werden, daß das offenkundige Hereinspielen praktischer Interessen und Bedürfnisse in die Metaphysik deren Wissenschaftlichkeit gefährde. Sobald Lebensbedürfnisse, ethische Postulate u. dgl. eine wesentliche Bedeutung für die Anerkennung gewisser Behauptungen und Annahmen erlangen, sind die Kriterien aller Wissenschaft, die Richtigkeit und Wahrheit, ausgeschaltet oder wenigstens eingeschränkt.

Diesen Einwendungen gegen die Möglichkeit einer induktiven Metaphysik als Wissenschaft kann zunächst zugestanden werden, daß diese Disziplin in der Tat nur auf die Betätigung des Denkens angewiesen ist. Sie faßt die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zusammen und sucht sie dabei in ihrer wahrscheinlichen Entwicklungslinie abschließend fortzusetzen. Das alles kann nur mit Hilfe des Denkens erreicht werden, wenn auch die empirischen Zusammenhänge eine Vereinigung der einzelwissenschaftlichen Resultate allererst möglich machen und fordern. Aber dieses Denken beruht allenthalben auf einwandfrei gewonnenen und begründeten Erkenntnissen. Es betätigt sich durchaus in demselben Sinne, in welchem es auch in den Einzelwissenschaften eine anerkannte Rolle spielt. Die induktive Metaphysik will nicht auf einem anderen, ihr eigentümlichen Wege ihre Aufstellungen ableiten und konstruieren. Dieser Fehler der älteren Metaphysik soll gerade in der neuen grundsätzlich vermieden werden. Sie steht nicht mehr auf dem Standpunkte des nachkantischen Idealismus, der glaubte in einer besonderen Methode der Gedankenentwicklung ein Hilfsmittel gefunden zu haben, das rascher und sicherer zu denselben Zielen zu führen vermochte, welche die Einzelwissenschaften langsam, bedächtig und vorsichtig zu erreichen versuchten. Sie übt auch nicht eine unüberlegte und ungerechtfertigte Kritik an den einzelwissen-

schaftlichen Ergebnissen, wie sie zahlreiche Beispiele aus der Schellingschen und Hegelschen Naturphilosophie dartun können, sondern bemüht sich, die Forschungsresultate in ihrem vollen Umfange in sich aufzunehmen und für sich fruchtbar zu machen. Die Einzelwissenschaften zu ergänzen und nicht zu ersetzen, ihre Arbeit rückhaltlos anzuerkennen und nicht eine tiefere Einsicht zur Schau zu tragen, ist ihre offenkundige Tendenz.

Wenn diese Metaphysik sich nicht einfach mit der jeweiligen Erkenntnisstufe der einzelnen Realwissenschaften zu identifizieren und zu begnügen vermag, so liegt das in ihrer vornehmsten Aufgabe begründet, die in einer bestimmten Zeit auf allen Gebieten erreichten Bestimmungen über die realen Gegenstände zu einem annähernd geschlossenen Weltbilde zu vereinigen und zu vollenden. Es verhält sich die Metaphysik hierin nicht anders zu den Einzelwissenschaften, als die Wissenschaftstheorie, die Logik und die Erkenntnistheorie. Schon Bacon wußte, daß die Voraussetzungen der Einzelwissenschaften in keiner von ihnen eine ausreichende Behandlung finden könnten, weil und sofern sie ihnen allen gemeinsam seien. Ebensowenig kann eine Einzelwissenschaft für sich eine Zusammenfassung der Ergebnisse aller leisten. Ihre Spezialisierung, die immer mehr wächst, läßt einen Ersatz der Metaphysik durch sie nicht zu. Darum ist diese geradeso wie die Wissenschaftstheorie eine bleibende Aufgabe der Philosophie. So braucht z. B. die Metaphysik vor dem Dualismus der naturwissenschaftlichen und der psychologischen Ergebnisse nicht haltzumachen. Sie kann etwa die Natur als eine Vorstufe der Seele, als den werdenden Geist auffassen oder die Materie spiritualistisch deuten oder monistische Beziehungen zwischen Körper und Seele annehmen. Die Ansicht, zu der man bei einer solchen Zusammenfassung der einzelwissenschaftlichen Resultate gelangt, wird so lange nicht als eine phantastische, willkürliche oder unwissenschaftliche verurteilt werden dürfen, als sie auf einer genauen Kenntnis und willigen Voraussetzung der Theorien, Tendenzen und Me-

thoden der in Betracht kommenden Einzelwissenschaften, auf einer vollständigen Disjunktion der von ihnen offen gelassenen Möglichkeiten und auf einer gründlichen Erwägung und Kritik der letzteren beruht.

Eine grundlose Annahme und eine nicht zureichend begründete Annahme sind zweierlei. Hat man überhaupt Veranlassung, unter verschiedenen Möglichkeiten die relativ wahrscheinlichste zu wählen und einem Verzicht auf jede Entscheidung vorzuziehen, so besteht keine Notwendigkeit, sie als ein Produkt ungezügelter Phantasie zu verurteilen und abzulehnen. Gewiß ist es möglich, und die Einzelwissenschaften selbst liefern uns dafür reichliche Belege, daß uns das Denken auf solcher Grundlage irreführt, und daß neue Erfahrungen ein wesentlich anderes Bild ausmalen lassen. Aber schon das Verhältnis der Mathematik zur Naturwissenschaft kann uns darüber belehren, daß Erfahrung und Denken nicht nur miteinander verbunden werden dürfen, sondern daß auch bloße Schlüsse und andere logische Operationen der Erfahrung vorauseilen und ihre fragmentarischen Befunde ergänzen und zusammenfassen können. Die Irrtümer, zu denen solche Denkarbeit führt, sind viel weniger auf logische oder mathematische Fehler, als vielmehr darauf zurückzuführen, daß die Unvollständigkeit des empirischen Materials unserem Denken eine einseitige Richtung anwies. Läßt sich das Vorhandensein eines Weltkörpers auf Grund von logisch-mathematischen Operationen voraussagen, läßt sich die Leistungsfähigkeit von Maschinen berechnen, läßt sich das Dasein von chemischen Elementen antezipieren, so ist nicht einzusehen, warum es nicht auch der Metaphysik möglich sein soll, dem Weltbild eine Gestalt zu geben, die von der fortschreitenden Einzelforschung bestätigt wird. In der Tat hat bereits die Metaphysik vielfach vorausgenommen, was in der späteren wissenschaftlichen Untersuchung volle Anerkennung fand. Man braucht nur an die Atomistik, an die Gesetze der Erhaltung des Stoffes und der Energie, an den Vitalismus der griechischen Philosophie und manche anderen Lehren der modernen Einzelwissenschaft zu

denken. Die Grenzen zwischen einer induktiven Metaphysik und den Einzelwissenschaften müssen darum auch fließende sein. Wird somit das Denken durch gesicherte Voraussetzungen getragen und logisch einwandfrei geübt, so ist es kein Zufall, wenn es ihm gelingt, ansehnliche und glaubwürdige Bestimmungen zu treffen.

Selbstverständlich werden die metaphysischen Annahmen, soweit sie über die in den einzelnen Realwissenschaften erreichten Grenzen hinausgehen, nicht auf eine Stufe mit den Errungenschaften derselben gestellt werden können. Aber wer die einzelwissenschaftliche Literatur einigermaßen kennt, wird wissen, daß sich in ihr auch zahlreiche metaphysische Annahmen finden, d. h. Fortsetzungen und Ergänzungen, die ohne ausreichende empirische Basis das System des Realen in einer bestimmten Wissenschaft abzuschließen versuchen. Gerade diese von den Vertretern der Einzelwissenschaften selbst vorgenommenen Erweiterungen ihres Horizonts erleichtern es der Metaphysik sehr, ihre Aufgabe zu erfüllen, und zeigen zugleich, daß wir es hier nirgends mit scharfen Grenzen zu tun haben. Solche Antezipationen wissenschaftlicher Fortschritte, solche abschließenden Gedanken und Betrachtungen müssen natürlich von den eigentlichen Ergebnissen der Forschung getrennt werden und dürfen nicht beanspruchen, als selbstverständliche Konsequenzen derselben zu gelten. Aber die wissenschaftliche Bedeutung der induktiven Metaphysik wird dadurch nicht aufgehoben. Ebensowenig dadurch, daß ihre Behauptungen und Annahmen nur den Charakter einer gewissen Wahrscheinlichkeit an sich tragen und mit der durch die Sachlage geforderten Reserve auftreten müssen, daß neue Ergebnisse der Einzelwissenschaften eine mehr oder weniger tiefgreifende Modifikation an ihnen erforderlich machen können. Eine wahrscheinliche Weltanschauung ist besser als gar keine, nicht nur deshalb, weil wir das praktische Bedürfnis nach einer solchen haben, sondern auch deshalb, weil sie erfahrungsgemäß eine anregende und fördernde Wirkung auf die wissenschaftliche Forschung auszuüben vermag. Außerdem ist die Wahr-

scheinlichkeit eine so allgemeine Begleiterin der einzelwissenschaftlichen Ergebnisse, daß sie schon deshalb nicht die Metaphysik diskreditieren könnte.

Es verrät darum einen auffallenden Mangel an Verständnis, wenn diese Metaphysik als ein bloßer Inbegriff einzelwissenschaftlicher Kenntnisse und Annahmen bezeichnet und geringschätzig behandelt wird. Ist es richtig, daß die Einzelwissenschaften, die Geisteswissenschaften nicht ausgenommen, ein isolierendes und abstrahierendes Verfahren einschlagen, indem sie ihren Gegenstand aus dem Gewebe von Tatsachen, in das er verstrickt ist, herauslösen und ihn untersuchen, als wenn er in reinlicher Absonderung gegeben wäre, so kann durch bloße Verknüpfung der von den einzelnen Wissenschaften erzielten Ergebnisse noch keine Metaphysik als Lehre von der vollen Realität zustande kommen. Die Zusammenfassung ist hier nicht eine Aneinanderfügung der einzelnen Glieder zu einer Kette oder zu einem Mosaik, sondern der Entwurf eines einheitlichen Vollbildes. Wie sich die einzelnen Kriterien der Realität zueinander verhalten, lehrt uns keine besondere Realwissenschaft. Dazu bedarf es einer über den Natur- und Geisteswissenschaften stehenden Disziplin, die der allgemeinen Gegenstandstheorie, der Logik und Erkenntnistheorie entspricht. So wenig diese als enzyklopädische Vereinigungen der Voraussetzungen der Einzelwissenschaften anzusehen sind, so wenig darf die Metaphysik als eine äußerliche und darum entbehrliche Zusammenstellung der letzten Konsequenzen, zu denen sich die Einzelwissenschaften entwickelt haben, betrachtet werden.

Wie steht es nun aber mit dem Einwande, daß eine solche Betätigung des Denkens wieder in die Bahnen der Ontologie einlenke und sich damit der gleichen vernichtenden Kritik aussetze, die Kant gegen die alte gerichtet hatte? Dieser Einwand ist einer induktiven Metaphysik gegenüber unwirksam. Denn die in ihr verwendeten und verarbeiteten Gedanken sind nicht durch bloße Definition geschaffene Begriffe, durch bloße Festsetzung und Konstruktion entstandene Objekte, sondern entstammen der realwissenschaftlichen Forschung und damit der Erfahrung. Soll dies Verfahren unzulässig sein, so müßte

jede analoge Leistung des Denkens in den empirischen Wissenschaften ebenfalls als Ontologie erscheinen und abgewehrt werden. Nicht einmal der Konszientialismus kann eine solche Beschränkung der Einzelwissenschaft durchführen, auch wenn nach seiner bereits gewürdigten Theorie die wissenschaftlichen Gedanken nur eine Nachbildung von Tatsachen sein sollen. Die Dehnbarkeit der Begriffe Tatsache und Nachbildung erlaubt es, auch Ergänzungen der Erfahrung mit Hilfe des Denkens zuzulassen. Sobald man nicht aus bloßen Gedanken oder Begriffen auf existierende Objekte, sondern aus Gegebenheiten des Bewußtseins auf Reales in der Erscheinung und aus diesem Realen auf weitere Realitäten schließt, macht man sich keiner Ontologie schuldig. Ist dabei der Begriff des Transzendenten immer nur relativ zu nehmen, so trennt die Metaphysik keine Kluft von der bereits in den Erfahrungswissenschaften angewandten Form dieses Realisierungsverfahrens. Eine andere Ontologie, als die hier allgemein betriebene, sich von der älteren wesentlich unterscheidende, kennt die induktive Metaphysik nicht.

Was endlich den praktischen Gesichtspunkt anbelangt, das Bedürfnis nach einer Weltanschauung, so braucht er die Wissenschaftlichkeit der Metaphysik nicht in Frage zu stellen oder unmöglich zu machen. Auch in den Einzelwissenschaften spielen praktische Interessen eine nicht unerhebliche Rolle. So wenig sie hier die Anwendung der die Wissenschaft beherrschenden Kriterien der Richtigkeit und Wahrheit zu beeinträchtigen oder aufzuheben imstande sind, so wenig wird es in der Metaphysik geschehen müssen. Wenn praktische oder ethische Gesichtspunkte lediglich als Motive zur Beschäftigung mit metaphysischen Problemen dienen, so brauchen sie keinerlei Einfluß auf den Ausfall dieser Beschäftigung zu gewinnen. Die induktive Metaphysik darf, wenn anders sie Wissenschaft sein will, nicht der Ausdruck von dem werden, was wir für unseren Seelenfrieden verlangen oder wünschen, sondern vielmehr bloß darlegen, was wir auf Grund einer gewissenhaften Abwägung aller von den Einzelwissenschaften gelieferten Daten letzten Endes über das Reale zu denken

haben. Man kann daher wohl sagen: wir brauchen eine Weltanschauung und treiben deshalb Metaphysik, nicht jedoch: wir brauchen eine bestimmte Weltanschauung und müssen darum andere, die sich theoretisch vielleicht mehr empfehlen, bekämpfen und verwerfen. Wenn Mach erklärt, daß die Philosophie eines Naturforschers darin bestehe, eine unvollendete Weltanschauung zu ertragen, so mag das für den Naturforscher richtig sein. Die Grenzen seiner Wissenschaft erlauben ihm überhaupt nicht eine vollendete Weltanschauung auszubilden. Es gibt eben noch andere Wissenschaften, die dazu ihre Beiträge zu liefern haben. Wenn er jedoch weiterhin behauptet: die religiösen Ansichten bleiben jedes Menschen eigenste Privatsache, solange er mit denselben nicht aufdringlich wird, so erweckt er den Anschein, als wenn es zwischen Naturwissenschaft und Religion kein Drittes gebe. Dieses Dritte aber ist die Metaphysik.

Wir kommen damit zu dem Resultat, daß es eine induktive, die einzelnen Realwissenschaften zusammenfassende Metaphysik gibt, deren Realisierungsverfahren keinem anderen Gesichtspunkt untersteht, als der in den Natur- und Geisteswissenschaften anerkannten und allgemein geübten Methode einer Setzung und Bestimmung von Realitäten. Damit ist die Rechtfertigung der Metaphysik erbracht. Der Konszientialismus kann sie in keiner anderen Weise beanstanden, als es durch die gegen die einzelnen Realwissenschaften gerichteten Argumente geschieht. Deren Widerlegung bildet zugleich eine Legitimation für die induktive Metaphysik. Aber der Konszientialismus hat sich der Metaphysik gegenüber noch in einer anderen Form betätigt. Er hat sie auf die Erfahrung, auf die Wahrnehmung, auf Erlebnisse und Intuitionen unmittelbar zu gründen gesucht und sie damit zu einer Erfahrungswissenschaft κατ' ἐξοχήν gemacht. Die Mystik ist von jeher der Weg gewesen, das Transzendente in die gegebene Wirklichkeit des Geistes einzufügen, und wenn jetzt Bergson die Intuition im Unterschiede von der einzelwissenschaftlichen Erkenntnis als ein Verfahren empfiehlt, um metaphysische Wahrheiten zu finden,

so kann man das als einen Versuch betrachten, die Metaphysik mit dem Konszientialismus zu vermählen. Wie groß das Bedürfnis nach Metaphysik ist, lehrt nicht nur dieser von vornherein aussichtslose Versuch, sondern auch die Tatsache, daß ein Philosoph aus dem Rickertschen Kreise, B. Christiansen, vor kurzem die Möglichkeit der Metaphysik in ähnlicher Weise zu rechtfertigen sich bemüht hat[1]). Er gesteht Kant zu, daß eine Metaphysik a priori und von Dingen an sich unzulässig ist. Aber es soll eine Metaphysik möglich bleiben, die eine Wirklichkeitssphäre neben oder über der Natur erfaßt, eine empirische Erkenntnis dieser Sphäre ist, und somit die Grenzen der Immanenz nicht überschreitet. Die metaphysische Welt muß sich darnach im Erleben des Subjekts ebenso unmittelbar bestätigen, wie die Natur. Über die Beschaffenheit dieser Erfahrung spricht sich Christiansen noch nicht näher aus. Seine Hypothese von einem Triebsystem, das neben der Naturerkenntnis seine Erfüllung findet, ist zu vag und schematisch, als daß man sie als einen Hinweis darauf nehmen könnte. Auch er muß übrigens wie Bergson erklären, daß die meisten Menschen nicht zu dieser metaphysischen Erkenntnis gelangen. So wird die Metaphysik zur Gabe einer kleinen Minderzahl von Menschen, die mit einem Organ für diese Erfahrung begnadet sind und dasselbe in seltenen Stunden glücklicher Konzentration zur Mitteilung seiner Offenbarungen benützen können.

Mag es eine solche Metaphysik geben, Wissenschaft, die auf Prüfung und Kontrolle, auf methodische Forschung und Kritik angewiesen ist, kann sie nicht sein. Aber auch mit dem Konszientialismus, mit dem Standpunkt der Immanenz kann sie kein dauerhaftes Bündnis schließen. Denn sie behauptet die Gültigkeit ihrer Einsichten über die zufällige Erfahrung des Bewußtseins hinaus. Sie nimmt also Realität für den Inhalt ihrer Offenbarungen in Anspruch. Das bloße Erleben ist auch für sie nur die Form, in welcher das Reale

1) Kant-Kritik I. 1911 S. 173ff.

vergegenwärtigt wird, und es verbindet sich sofort mit dem Setzen des Erlebten in eine reale Sphäre. Die schöpferische Dauer, die Freiheit und der Lebensschwung sind für Bergson nicht bloße Erlebnisse, sondern zugleich transzendente Gegenstände, und so werden auch für Christiansen die Bestandteile der von der Metaphysik zu erfassenden Wirklichkeitssphäre nicht als reine Inhalte des sie erlebenden Bewußtseins zu gelten haben. Die Unabhängigkeit vom erfahrenden Subjekt ist auch hier das entscheidende Kriterium, das über die Grenzen einer konszientialistischen Theorie hinausträgt. Und die qualitative Verwandtschaft des Realen mit der Bewußtseinserscheinung stempelt diese Metaphysik nur zu einem naiven Realismus, hebt aber ihren Realismus nicht auf.

9. Zusammenfassung.

Wir haben einen langen Weg zurückgelegt und sind dem Konszientialismus in allen seinen Positionen gegenübergetreten. Es wird sich nun empfehlen, in einer kurzen systematischen Zusammenfassung das Für und Wider noch einmal zu vergegenwärtigen, um einen besseren Überblick über unsere Stellung zu gewähren. Daraus ergeben sich zugleich zwei weitere Vorteile. Erstlich können wir bei diesem Verfahren ein wirkliches System der konszientialistischen Angriffe und ihrer Abwehr aufstellen. Unsere bisherige Betrachtung mochte hier und da den Eindruck einer zufälligen Orientierung an literarischen Produkten erwecken und damit die Überzeugung von der Vollständigkeit der in Betracht kommenden Gesichtspunkte erschüttern. In der Tat wird uns die nachfolgende Darstellung Gelegenheit geben, auf ein paar noch nicht oder nicht genügend hervorgehobene Momente einzugehen. Damit hängt ein zweiter Vorteil dieser systematischen Darlegung zusammen. Wir hatten uns bisher in der Hauptsache defensiv verhalten. Wir suchten nur das gute Recht einer Realisierung gegen die konszientialistischen Argumente zu behaupten. Die Vollständigkeit der Diskussion erfordert jedoch

auch eine unmittelbare Würdigung der konszientialistischen Lehren in ihrer positiven Bedeutung. Gewiß wird uns diese Haltung dadurch erschwert, daß eine wirkliche Anwendung dieser Auffassungsweise der realwissenschaftlichen Gegenstände noch nicht vorliegt. Aber der Abschluß unserer Beurteilung der ganzen Sachlage kann doch nur erreicht werden, wenn wir auch die angeblichen Vorteile der konszientialistischen Deutung vor unser Forum ziehen. Dadurch wird auch manche ältere Betrachtung in ein neues Licht gerückt erscheinen.

Ein vollständiges System der konszientialistischen Lehren ergibt sich, wenn wir erstlich die Vorteile aufführen, welche sie versprechen, zweitens die Nachteile zusammenstellen, welche eine Transzendenz über die Bewußtseinswirklichkeit hinaus in sich schließt, und drittens die Beziehungen zu anderen Wissenschaften hervorheben, die ohne Transzendenz zu verfahren scheinen.

Der Konszientialismus kann also für sich geltend machen:

A. Vorteile seiner Position:

a) Die Bewußtseinswirklichkeit ist die alleinige unbestreitbare Grundlage aller Erfahrungswissenschaften. Mit ihr auszukommen ist Pflicht, wenn man mit ihr auskommen kann. Nun ist es zweifellos möglich, den Boden der Erfahrung nirgends zu verlassen. Dann aber soll er auch stets festgehalten werden.

b) Die höchsten Ideale der Wissenschaft sind Gewißheit, Allgemeingültigkeit und Einfachheit. Diese Ideale können nur erfüllt werden, solange man sich in den empirischen Wissenschaften nach der Lehre des Konszientialismus verhält.

c) Da die Bewußtseinswirklichkeit den notwendigen Ausgangspunkt für alle empirischen Wissenschaften bildet, so können deren Begriffe und Gegenstände nur gegebene Tatsachen ausdrücken und sein, nur aus solchen hervorgegangen sein und für sie Geltung haben, wie der Konszientialismus behauptet.

B. Nachteile einer Transzendenz:

d) Jede Transzendenz über die Bewußtseinswirklichkeit hinaus verwickelt in logische Schwierigkeiten.

e) Alle transzendenten Gegenstände tragen den logischen Charakter von abstrakten oder Allgemeinbegriffen an sich. Da nur individuelle Gegenstände existieren können, so ist die Existenz der realen Objekte undenkbar.

C. Die Beziehungen zu anderen Wissenschaften:

f) Es gibt empirische Wissenschaften, die auf eine Realisierung verzichten, insbesondere die Psychologie und die Geisteswissenschaften. Darum empfiehlt es sich, auch in den übrigen, in den Naturwissenschaften, eine Realisierung zu unterlassen.

Gegen die hier zusammengestellten konszientialistischen Behauptungen lassen sich nun zahlreiche Einwände erheben, die wir der bequemeren Übersicht halber gleichfalls mit besonderen Buchstaben versehen und bei denen wir nur dort länger verweilen wollen, wo sie über unsere früheren Darlegungen hinausführen.

Ad a) Die Ansicht, daß die Bewußtseinswirklichkeit die alleinige unbestreitbare Grundlage aller Erfahrungswissenschaften ist, und daß man daher mit ihr auskommen müsse und könne, scheitert an folgenden Erwägungen:

α) Die einzige unbestreitbare Grundlage aller empirischen Wissenschaften ist die Bewußtseinswirklichkeit nur insofern, als sie das Material darstellt, von dem alle empirische Forschung ausgeht. Für sich allein aber kann sie keine Wissenschaft zustande bringen. Erkenntnis, wie sie schon in den einfachsten Urteilen einer Erfahrungswissenschaft niedergelegt ist, läßt sich nicht restlos und adäquat auf Bestandteile jener Wirklichkeit zurückführen, sondern hängt nur irgendwie von ihr ab. Die Methoden der Forschung zeigen gleichfalls in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit, daß sehr verschiedene Operationen eingeschlagen werden, um das Gegebene zu einem Besitz der Wissenschaft zu machen. Alle diese Operationen gehören somit auch

zu den Grundlagen der empirischen Wissenschaften. Ohne Beobachtung, ohne Schlüsse, ohne Abstraktion und Kombination, ohne Analyse und Kritik sind die Bewußtseinstatsachen für die Realwissenschaften unverwendbar.

β) Diese Operationen führen alsbald zu Gegenständen, die mit den vorgefundenen Tatsachen nicht zusammenfallen. Wenn nun trotzdem gefordert wird, daß man über die letzteren nicht hinausgehen dürfe, sondern vielmehr mit ihnen auskommen könne und solle, so zeigt sich zunächst die große Schwierigkeit, daß die Gegebenheiten des Bewußtseins an ein sie erlebendes Subjekt gebunden sind. Wenn also alle Erfahrungswissenschaft nur Bewußtseinsinhalte beschreiben soll, so verfällt sie dem Schicksal einer bloß individuellen Geltung ihrer Aussagen. Bezieht man diese auf gleiche Befunde in verschiedenen Individuen, so begeht man bereits eine offenkundige Transzendenz. Die Bewußtseinstatsachen anderer Subjekte gehören für jedes Individuum zu den schlechthin unerfahrbaren und darum nur gedanklich zu setzenden und zu bestimmenden Gegenständen. Auch die Annahme eines Bewußtseins überhaupt, eines erkenntnistheoretischen Subjekts, geht daran nicht vorüber, sofern sich der Inhalt jener Annahme nur auf Grund einer Einsicht in die individuellen Unterschiede bestimmen läßt. Zugleich würden die Aussagen einer empirischen Wissenschaft, die nur Bewußtseinsinhalte als legitime Objekte ansehen dürfte, eine nur temporäre Geltung beanspruchen können, nämlich nur so lange einen berechtigten Sinn haben, als die Bewußtseinsinhalte, auf die sie sich beziehen, vorhanden sind. Ein vergangener Bewußtseinsinhalt ist kein Bewußtseinsinhalt. Die Anerkennung früherer, nicht mehr aktueller Erfahrungen schließt somit ebenfalls eine Transzendenz ein. Mit Bewußtseinswirklichkeiten in den empirischen Wissenschaften auszukommen, würde daher, wenn man es streng mit dieser Vorschrift nähme, nichts anderes bedeuten, als die Wissenschaften selbst in Aussagen von individueller und temporärer Geltung auflösen. Das heißt aber nichts anderes als: die empirischen Wissenschaften

können mit Bewußtseinstatsachen im strengen Sinne dieses Wortes nicht auskommen. Gibt man nun diesen strengeren Begriff auf, so erweitert man freilich das Gebiet und die Geltung der Erkenntnis beträchtlich, verliert aber zugleich das Einspruchsrecht gegen die Transzendenz. Wer ferner vergangene Empfindungen anerkennt, wird unweigerlich zu der Frage geführt, wie Empfindungen entstehen und vergehen können, und welcher Zusammenhang zwischen den vergangenen und den jetzigen Empfindungen besteht. Lehnt er die Antwort auf diese Frage ab, so hilft ihm die Anerkennung früherer und fremder Bewußtseinsinhalte nicht viel. Seine Welt bleibt dann nach wie vor eine Sammlung von unzusammenhängenden Fragmenten. Sucht er aber eine rationelle Antwort zu geben, so verstrickt er sich in ein Netz realistischer Bestimmungen, das ihn unrettbar aus dem konszientialistischen Fahrwasser reißt.

γ) Man braucht sich ferner nur zu vergegenwärtigen, welch ein zufälliger und fragmentarischer Charakter den Bewußtseinsinhalten zukommt, um ihre Identifikation mit den Gegenständen der Realwissenschaften für unmöglich zu erklären. Wenn es auch nicht gelungen ist, den Umfang des Bewußtseins zahlenmäßig zu bestimmen, so zweifelt doch niemand an der großen Enge desselben. Es ist immer nur weniges, was in einem Moment in unser Bewußtsein fällt, und dieses Wenige zeigt dabei noch Unterschiede der Klarheit und Deutlichkeit. Für die Gegenstände aber, die vergegenwärtigt werden, ist diese Vergegenwärtigung selbst offenbar ein zufälliges Ereignis, dessen Eintreten an eine Konstellation von Umständen gebunden ist, zu der sie selbst nur teilweise beitragen. Gerade diese Beobachtung drängt uns förmlich die Überzeugung auf, daß die Bewußtseinsform, in der wir etwas erleben, mit den bewußt gewordenen Gegenständen nicht zusammenfallen und nicht deren einzige Existenzform sein könne.

δ) Dazu kommen die von uns oben (S. 56ff.) angegebenen Stufen des Bewußtseins von der bloßen Vermutung, dem auf gewisse Anzeichen gestützten Schluß, bis zum aktuellen

Wissen, dem ausdrücklichen Konstatieren eines Tatbestandes. Diese mit unserer Beteiligung an den Erlebnissen zusammenhängenden Unterschiede können doch nicht für die Gegenstände in Betracht kommen, die auf den einzelnen Stufen vergegenwärtigt werden. Sie zeigen uns vielmehr, daß derselbe Gegenstand in verschiedener Weise bewußt sein, und daß sein Vorhandensein unter Umständen nur angenommen werden kann. So verrät sich auch darin eine Unabhängigkeit und eine Ablösbarkeit des Bewußtseins von seinen Gegenständen. Die Berücksichtigung dieser Erscheinung ist mit der konszientialistischen Lehre unvereinbar.

ε) Zu derselben Einsicht führt die Erkenntnis der mannigfachen Bedingungen, unter denen zwar das Bewußtwerden eines Gegenstandes, nicht aber dieser selbst steht. Wenn die Neuheit eines Eindrucks, die Frische der Disposition, die Richtung der Aufmerksamkeit, das Interesse, die günstige Einstellung, eine dahinzielende Aufgabe das Auftreten bestimmter Bewußtseinsinhalte erleichtern und ihnen eine größere Lebhaftigkeit verleihen, so kann das doch nicht für die Gegenstände belangreich sein, die auf diesem Wege in das Bewußtsein ihren Einzug halten. Das letztere ist bekanntlich in hohem Maße auch von biologischen Gesichtspunkten abhängig. Das Alte, Bekannte, Vertraute, Gewohnheitsmäßige sinkt der Schwelle des Bewußtseins entgegen, ohne darum doch an Wirksamkeit in jeder Richtung einzubüßen. Die Abstumpfung gegen wiederholte Eindrücke, diese bei der Enge des Bewußtseins so überaus zweckmäßige Erscheinung müßte, wenn der Konszientialismus recht hätte, auch die vergegenwärtigten Objekte selbst betreffen. Alle Gesetze der Empfindungen, wie Verschmelzung und Kontrast, Anklingen und Abklingen, Talbotsches und Webersches Gesetz müßten als zufällige Beziehungen aktueller Gebilde erscheinen und ihre physiologische Grundlage im realwissenschaftlichen Sinne einbüßen. Aus diesen Konsequenzen ergibt sich die Unmöglichkeit, mit der Bewußtseinswirklichkeit in den Realwissenschaften auszukommen.

Wenn man diesen Einwänden entgegenhalten wollte, daß es sich nicht um die Bewußtseinsform, sondern um den Bewußtseinsinhalt handelt, so würde man für die Psychologie zugeben, was man für die Naturwissenschaft abweist, nämlich ein Reales, das von der Verwirklichung im Bewußtsein unabhängig besteht. Da nun gerade die Psychologie dem Konszientialismus als reine Bewußtseinswissenschaft zu erscheinen pflegt, so geriete er damit in einen Widerspruch mit seinen eigenen Annahmen. Vielleicht würde er daraufhin bestreiten, daß man überhaupt berechtigt sei, Form und Inhalt für die Bewußtseinstatsachen zu unterscheiden. Jede von diesen sei eine nicht weiter zu analysierende Einheit. Demgegenüber verweisen wir auf die Psychologie. Mit ihr hat sich auseinanderzusetzen, wer die Vergegenwärtigungsweise der Gegenstände, seien sie psychischer oder physischer Art, nicht als eine unter besonderen Bedingungen stehende und besonderen Veränderungen unterliegende Erscheinung anerkennen will. Das große Gebiet des Unmerklichen, Unbeachteten würde, ganz abgesehen von den über die innere Wahrnehmung und das Wissen oben angestellten Erörterungen, sofort als eine Instanz gegen solche Behauptungen anzuführen sein. Ob wir diese Vergegenwärtigungsweise Bewußtsein oder mit einem anderen Namen nennen und im letzteren Falle den Begriff des Bewußtseins für andere Gegenstände verwenden, tut nichts zur Sache.

ζ) Endlich muß es gegen den behaupteten Vorteil der konszientialistischen Position einnehmen, daß noch kein Versuch unternommen ist, die Naturwissenschaft in ihrem Sinne im einzelnen zu interpretieren. Was helfen die allgemeinen Behauptungen ihrer Vertreter, daß die Gegenstände der Naturwissenschaft nichts anderes als Empfindungen sind, daß die Naturgesetze Empfindungsgesetze seien? Wenn die Dinge so einfach liegen, warum ist nicht längst der Unterschied zwischen Körpern und Empfindungen beseitigt worden? Auch der doppelte Gesichtspunkt, der von Mach eingeführt worden ist, um das Psychische und das Physische voneinander zu trennen, liefert

keine Erklärung für diesen Mangel. Jedenfalls darf und muß jede weitere Prüfung der angeblichen konszientialistischen Vorteile eine wirkliche Darstellung einer Realwissenschaft von diesen Gesichtspunkten aus abwarten. Die sich in Lehrbüchern der Physik oder der Physiologie zu Anfang oder am Schluß findende kurze Erklärung, die mit dem sonstigen Inhalt des Werkes in völligem Widerspruch steht, kann jedenfalls nicht als eine hinreichende Grundlage für eine genauere Prüfung anerkannt werden.

Wir können auch fragen, wie sich die Transzendenz in den Naturwissenschaften *verstehen* ließe, wenn sie tatsächlich ebenso überflüssig wie unzulässig wäre. Auf diese Frage kann der Hinweis auf die Anlehnung an den vorwissenschaftlichen naiven Realismus keine befriedigende Antwort geben. Denn die Naturwissenschaft hat sich sonst wahrlich nicht gescheut, gegen diese Auffassung zu verstoßen, wenn der genauere Einblick in die realen Zusammenhänge eine Abweichung notwendig erscheinen ließ. Das Weltbild des Physikers ist, wie besonders *Planck* überzeugend ausgeführt hat, überall durch die Absicht bestimmt, eine von anthropomorphen Vorstellungen freie Auffassung zur Geltung zu bringen. Die Naturwissenschaft hätte sich darum gewiß längst dazu entschlossen, die Setzung von Realitäten zu eliminieren, wenn diese ein anthropomorpher Rest der naiven Weltbetrachtung wäre.

Ad b) Wenn der Konszientialismus behauptet, ein Hort *wissenschaftlicher Ideale* und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu sein, so lassen sich auch dagegen gewichtige Einwände vorbringen.

α) Die *Gewißheit* der Wahrnehmung, die mit ihr verbundene *Evidenz* haben wir bereits gewürdigt. Es hat sich dabei gezeigt, daß diese Evidenz nur in gewissen Grenzen gilt, und daß sie für die Frage der Realisierung nichts austrägt. Der *erste* Schritt einer Setzung von Realem ist dabei sowohl auf psychologischem wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet innerhalb der für die Evidenz bestehenden Grenzen

möglich. Erst der zweite Schritt, die Setzung eines fremden Seelenlebens oder die Annahme von Körpern, führt über die unmittelbare Gewißheit von Bewußtseinstatsachen hinaus. Und zu diesem zweiten Schritt pflegt sich teilweise auch der Konszientialist zu entschließen, indem er Bewußtseinstatsachen anderer Subjekte zugibt, entwicklungsgeschichtliche Voraussetzungen einführt u. dgl. Dann aber liegt kein Grund vor, die Evidenz für sich allein in Anspruch zu nehmen.

β) Die Allgemeingültigkeit kann für die konszientialistische Lehre schon aus dem Grunde nicht behauptet werden, weil bei ihrer strengen Fassung, wie wir gesehen haben (S. 204), ihren Aussagen lediglich eine individuelle und eine temporäre Geltung zukommt. Im übrigen könnte man sich kaum ein Wachstum an allgemeiner Geltung für die Naturgesetze davon versprechen, daß sie eine konszientialistische Interpretation erfahren. Der Boden des Bewußtseins ist sicherlich viel schwankender und wechselnder, als die reale Natur, deren eherne Gesetze so oft bewundert und gefürchtet worden sind. Die Psychologie hat es trotz der Evidenz, mit der sie ihre Ergebnisse feststellen kann, an Allgemeingültigkeit noch lange nicht so weit gebracht, wie die realistische Naturwissenschaft, und erst die gesetzmäßige Beziehung auf deren Resultate und Methoden hat darin einen bemerkenswerten Wandel geschaffen. Sollte darin nicht ein Fingerzeig liegen, daß die Realisierung die Allgemeingültigkeit einer Wissenschaft nicht hindert und der Verzicht auf Realisierung die Geltung wissenschaftlicher Bestimmungen nicht zu erhöhen braucht? In der Tat besteht eine sehr nahe liegende Beziehung zwischen Allgemeingültigkeit und Realisierung darin, daß letztere Objekte setzt, die von der Erkenntnis und damit dem Bewußtsein irgendeines Subjekts unabhängig sind. Solche Gegenstände und ihre Bestimmungen sind im Gegensatz zur Bewußtseinswirklichkeit für jedermann möglich.

γ) Wenn endlich der konszientialistischen Auffassung die größere Einfachheit, die bessere Erfüllung des Prinzips der Ökonomie nachgerühmt wird, so ist demgegenüber bereits

früher auf den sekundären Charakter dieses Prinzips und darauf hingewiesen worden, daß gerade die realistische Ausdrucksweise als die zweckmäßigere und einfachere anzuerkennen sei. Auch diese Feststellung, die freilich bei dem Mangel einer ausgeführten konszientialistischen Darstellung nur provisorisch behauptet werden darf, würde sich daraus verständlich machen lassen, daß der Realismus die Grenzen des individuellen Besitzes überschreitet.

Ad c) Daß auch der Zusammenhang der realwissenschaftlichen Aussagen mit der Bewußtseinswirklichkeit unrichtig dargestellt wird, wenn man diese als die einzige Quelle und den bleibenden Inhalt jener Aussagen bezeichnet, läßt sich unschwer aus folgenden Überlegungen ersehen.

α) Die Gegenstände, von denen die Realwissenschaften handeln, sind fraglos keine Bewußtseinsinhalte. Sie werden darum auch meist in die Welt der Begriffe verwiesen, obwohl sie in ihr, wie wir schon in der Einleitung (S. 17ff.) dargetan haben, auch keinen Platz finden können. Will jemand daher alle realen Objekte zu Bewußtseinstatsachen machen, so muß er sie erst einer gründlichen Umdeutung unterziehen. Daß die Erfahrungswissenschaften überall an das Gegebene gebunden sind, beweist nicht, daß sie nur dieses zu beschreiben vermögen. Auch die Idealwissenschaften knüpfen an die Erfahrung an und konstruieren doch Objekte, die sich von ihr unterscheiden. Warum soll den Realwissenschaften ein ähnliches Verfahren untersagt sein? Wir werden vielmehr zwei ganz verschiedene Aufgaben auseinanderzuhalten haben, wenn wir Bewußtseinsinhalte schildern und wenn wir reale Gegenstände erforschen wollen. Die Uniformierung dieser Aufgaben liegt zweifellos nicht im Interesse der Wissenschaft und der Erkenntnistheorie.

β) Die realwissenschaftlichen Bestimmungen sind freilich auf Grund der Bewußtseinswirklichkeit entstanden. Aber sie zielen überall auf dasjenige, was ohne Bewußtseinsform existiert, wobei die Psychologie und die Naturwissenschaft eine verschiedene Abgrenzung gegen die bewußte Repräsentation

vornehmen. Darum ist ihr Verhältnis zu den vorgefundenen Tatsachen nicht richtig wiedergegeben, wenn man diese als die einzige Quelle oder als das einzig mögliche Anwendungsgebiet jener Bestimmungen ansieht. Das Kriterium der Realität verlangt von Anfang an eine Analyse des Vorgefundenen, die eine gründliche Reinigung der Quelle und die Bildung neuer Flußläufe zur Folge hat. So entsteht eine besondere Klasse von Objekten, die das Anwendungsgebiet der realwissenschaftlichen Bestimmungen bleibt.

γ) Zu den Vorteilen des Konszientialismus könnte die Ableitung realwissenschaftlicher Erkenntnis aus der Bewußtseinswirklichkeit nur dann gerechnet werden, wenn diese Ableitung im Sinne des Konszientialismus zu Recht bestände und wenn der Realismus sie nicht auch in seiner Weise anzuerkennen und zu erklären vermöchte. Tatsächlich aber wird das Verhältnis der Gedanken zu den Impressionen, der realen Objekte zu dem Ausgangsmaterial der Forschung, der realwissenschaftlichen Begriffe zu den empirischen Grundlagen ihrer Bildung unrichtig geschildert, wenn man von einer abgeschwächten Wiedergabe der Impressionen durch die Ideen, von einer Nachbildung der Tatsachen in Gedanken, von einer ökonomischen Darstellung der gegebenen „Elemente" durch die naturwissenschaftliche Begriffsbildung u. dgl. redet. Andererseits ist auch der Realismus imstande, der Bedeutung der Phänomene volle Rechnung zu tragen. Darüber wird erst die positive Theorie der allgemeinen und speziellen Realisierung den eingehenden Nachweis erbringen können.

Ad d) Die polemische Seite des Konszientialismus kommt erst jetzt, bei den Nachteilen der Transzendenz ausdrücklich zur Sprache, wenn sie auch vorher durch den Gegensatz implicite mitgesetzt war. Unter diesen Nachteilen stehen die logischen Schwierigkeiten obenan. Realitäten sollen gedacht werden; wenn sie nun aber nicht ohne Widersprüche oder grundlos gedacht werden, so wird entweder ihre Denkbarkeit oder ihre Denknotwendigkeit in Frage gestellt. Widerspruchslosigkeit und logische Zusammengehörigkeit sind ja, wie wir

wissen (S. 22), die beiden Prinzipien, die unsere Gedanken beherrschen. Wir haben unserer früheren ausführlichen Erörterung über die Schwierigkeiten der Transzendenz nicht eigentlich Neues hinzuzufügen und wollen uns darum neben der Hervorhebung der zur Rechtfertigung bereits vorgebrachten Momente namentlich ein paar früher übergangene Gesichtspunkte vergegenwärtigen.

α) Wenn ein Widerspruch in dem Gedanken eines Transzendenten gefunden werden soll, so kann entweder das Transzendente in sich selbst oder in bezug auf seinen Gedanken einen Widerspruch zu enthalten scheinen. Wir wissen jedoch, daß Widersprüche nur für Bedeutungen bezw. Begriffe, also für Gedanken gelten. Objekte können sich zwar hemmen oder verdrängen, aber nicht widersprechen (vgl. S. 22). Also kann der Widerspruch auch nicht im Transzendenten selbst liegen. Ebensowenig ist er zwischen ihm und einem darauf gerichteten Denken möglich. Gedanken können nie mit ihren Gegenständen in Widerspruch geraten, sondern immer nur untereinander diese Beziehung aufweisen. Behauptet man nun, daß das Transzendente ja nur ein Gedanke sei und insofern einen Widerspruch sehr wohl in sich enthalten könne, so begeht man eine petitio principii, indem man bereits voraussetzt, was erst bewiesen werden sollte, nämlich daß es ein vom Denken verschiedenes Transzendentes überhaupt nicht gibt. Zugleich verwickelt man sich damit in der Tat in einen eklatanten Widerspruch, indem man etwas denkt, was kein Gedanke ist, und doch behauptet, daß es nur ein Gedanke sei. So bleibt nur übrig, wenn man von einem Widerspruch im Gedanken eines Transzendenten sinngemäß überhaupt noch soll reden können, ihn in den Gedanken des Transzendenten zu verlegen und das Transzendente selbst dabei ganz aus dem Spiel zu lassen.

β) Der hierdurch lokalisierte Widerspruch gründet sich, wie wir früher gezeigt haben, auf eine unrichtige Psychologie des Denkens. Die Gedanken von Gegenständen machen diese nicht selbst wieder zu Gedanken. Es entspricht nicht

den Tatsachen, wenn die Gegenstände, auf die sich unser Denken richtet, schlechthin als Begriffe gekennzeichnet werden. Im Gedanken eines Transzendenten, das von diesem Gedanken unabhängig und selbst kein Gedanke ist, liegt gar kein Widerspruch, wenn man zugibt, daß das Transzendente selbst und nicht sein Gedanke oder sein Begriff gedacht wird. Die Denkbarkeit eines Transzendenten darf daher als sichergestellt gelten.

γ) Wenn man nach einem Grunde für eine Setzung realer Objekte fragt, so ist zwischen dem ersten und dem zweiten Schritt der Realisierung wohl zu unterscheiden. Der erste Schritt besteht in einer einfachen Scheidung des Gegebenen in eine phänomenale und eine reale Seite, in das, was vom erlebenden oder auffassenden Subjekt abhängt, und das, was von ihm unabhängig ist. Der Grund dafür liegt in den Tatsachen selbst, die eben zwei solche Seiten haben. Eine besondere Antwort auf die Frage nach dem Grunde der Transzendenz hier zu verlangen, wäre ebenso gegenstandslos, wie wenn wir eine spezielle Begründung dafür fordern wollten, daß wir Licht und Schall, oder Wasserstoff und Sauerstoff, oder Qualität und Dauer einander gegenüberstellen. Es ist eine Feststellung wie andere auch, daß das Gegebene Beziehungen und andere Bestände von autonomer Beschaffenheit enthält[1]). Der

1) Die große Bedeutung der Wundtschen Lehre vom Vorstellungsobjekt (System der Philosophie 3. Aufl. 1907 Bd. I S. 76 ff.) liegt m. E. gerade darin, daß sie diese erste Stufe der Realisierung verständlich macht. Auf sie bezogen sich schon die Ausführungen in der 1. Auflage meiner Einleitung in die Philosophie S. 216 (1895). Heymans (Einführung in die Metaphysik 1905, S. 35) hat sie mißverstanden. In dem, was er das Bewußte nennt und zum Außerbewußten in Gegensatz stellt, sind ja auch bereits die objektiven Seiten des Vorstellungsobjekts im Sinne Wundts enthalten. Meine damalige Argumentation gegen den subjektiven Idealismus als angeblich notwendigen Anfang einer Erkenntnistheorie sollte nur besagen, daß, wenn es nur Vorstellungen, d. h. nur die subjektiven Seiten des Vorstellungsobjekts gäbe, weder eine Möglichkeit noch ein Zwang zur Realisierung beständen, wenigstens soweit eine Außenwelt in Betracht käme. An der Richtigkeit dieser Beweisführung glaube

zweite Schritt der Realisierung ist es darum auch, der bei den Konszientialisten hauptsächlich Anstoß gefunden hat und grundlos genannt worden ist. Und doch ist auch er, wie wir schon früher angedeutet haben, wohlbegründet. Läßt man überhaupt eine Erklärung des Gegebenen durch Nichtgegebenes zu, will man nicht bei zusammenhangslosen Tatbeständen stehen bleiben, so muß auch für die Eigengesetzlichkeit der von uns unabhängigen Seiten des Gegebenen eine Erklärung, eine Grundlage ihrer Möglichkeit angebahnt werden. Daß diese Setzung transzendenter Fundamente, substanzieller Objekte eine innere Zusammengehörigkeit mit dem ersten Schritt der Realisierung aufweist, liegt auf der Hand. Von einer Grundlosigkeit der Transzendenz kann also nicht die Rede sein.

Ad e) Auch der hier zu besprechende Nachteil der Transzendenz, daß sie in ein abstraktes und allgemeines Reich führe und damit die Existenz verloren gebe, ist bereits in einem früheren Abschnitt (S. 129ff.) eingehend gewürdigt worden. Wir begnügen uns daher auch hier mit einem Hinweis auf jene Ausführungen und mit einer kurzen Ergänzung der darin enthaltenen Gesichtspunkte.

α) Die Verwechslung zwischen Begriff und Objekt, die sich so oft bei einer Erörterung des Realismus einstellt, ist vielleicht nirgends so offenkundig, wie bei der Behauptung, daß die realen Objekte abstracta und generalia seien. Diese Namen verlieren ihren eigentlichen Sinn, wenn sie auf Objekte angewandt werden. Die Heraussonderung von Objektseigenschaften und -beziehungen aus dem sie umfassenden

---

ich auch jetzt noch festhalten zu dürfen, obwohl ich sie in den späteren Auflagen meines Buches aus äußeren Gründen gestrichen habe. Über den eben gekennzeichneten Sinn der damaligen Ausführungen konnte um so weniger ein Zweifel herrschen, als er bereits vor dem Erscheinen der Einleitung in meiner Abhandlung über das Ich und die Außenwelt (Philos. Stud. VII 1892 S. 410f.) deutlich ausgedrückt war. Vgl. dazu auch meinen Vortrag „Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft" 1910 und K. Groos in der Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 5. Jahrgang S. 449ff.

Zusammenhange eines Daseinskomplexes ist keine Begriffsbildung und braucht deshalb auch nicht den herausgelösten Bestimmtheiten den Daseinscharakter zu nehmen. Das ist nirgends deutlicher als bei den idealen Objekten, deren Unterschied von den Begriffen nicht stark genug betont werden kann. Begriffe haben, sofern von ihrer Vergegenwärtigung abgesehen wird, überhaupt kein Dasein, sondern eine Geltung. Auch wenn sie Individualbegriffe sind, d. h. sich unmittelbar auf individuelle Gegenstände beziehen, ändert sich daran nichts. Die Existenz der realen Objekte aber kann dadurch ebensowenig beeinträchtigt werden, daß eine Analyse, eine objektive Abstraktion bei ihrer Setzung und Bestimmung mitgewirkt hat. Wenn behauptet wird, daß nur individuelle Objekte existieren können, so liegt der Nachdruck nicht auf der Individualität, auf der Einmaligkeit und Besonderheit, die unter Umständen auch Begriffen zukommen kann, sondern auf der realen Objektsnatur, die diesen Gegenständen eignet.

β) Die Individualität (im Sinne der Einzigkeit) ist an die Wirklichkeit des Bewußtseins sicherlich nicht gebunden. Das beweisen alle experimentell-psychologischen Untersuchungen, sofern sie mit beliebig häufiger Wiederholung eines und desselben Bewußtseinsinhaltes rechnen. Andererseits ist die Transzendenz kein Hindernis für die Individualität, wie die Natur- und Geisteswissenschaften im weitesten Umfange zeigen. Wenn Raum und Zeit in ihrer Vereinigung das principium individuationis konstituieren, so ist bei ihrer realen Bedeutung ihnen das weiteste Anwendungsgebiet im Bereiche der Realwissenschaften gesichert. Aber nur wenn sie selbst existieren, können sie ihrem Inhalt eine individuelle Existenz garantieren. Darum sind sie auch für den aprioristischen Idealisten als principium individuationis außer Gebrauch gekommen.

γ) Sodann ist bei der Behauptung der abstrakten und generellen Natur realer Objekte nicht zu übersehen, daß wir zwischen unselbständigen und selbständigen Realitäten zu unterscheiden haben. Diese Sonderung wurzelt in der ursprünglicheren von selbständigen und unselbständigen Gegen-

ständen, die namentlich von Husserl an die Stelle des unklaren Gegensatzes konkret und abstrakt gesetzt worden ist. Die realen Objekte oder Substanzen sind die selbständigen, ihre Eigenschaften, Vorgänge, Tätigkeiten und Relationen sind die unselbständigen Realitäten. Den letzteren kann nur die selbständige Existenz, nicht die Existenz überhaupt, abgestritten werden. Da diese Unterscheidung in der allgemeinen Gegenstandstheorie ihre Wurzel hat, so braucht sie für die realen Gegenstände nicht besonders begründet zu werden.

δ) Wir sind bisher nur auf die Behauptung eingegangen, daß das Transzendente ein abstractum sei. Es genügt mit wenigen Worten auch noch auf die andere Behauptung einzugehen, daß es ein generale sei. Das Allgemeine unterscheidet sich von dem Einzelnen nach herkömmlicher Ansicht dadurch, daß es vielen Einzelnen gemeinsam ist und damit auch nicht an einen Ort und Zeitpunkt gebunden werden kann. Das hindert nicht, daß Allgemeines sich in und an einem Einzelnen findet und dadurch an seinem Sein teilhat. Jedes Gesetz ist nicht nur eine Abhängigkeitsbeziehung überhaupt, sondern zugleich eine solche in oder an einzelnen Objekten. Nicht anders verhält es sich, wenn wir das Allgemeine als die Gattung fassen, unter welcher sich das Einzelne subsumieren lasse. Denn dann setzt es sich aus den einer Gruppe von Einzelgegenständen gemeinsamen Bestimmtheiten zusammen. Dabei kann die Gattung eine verschiedene Bedeutung gewinnen, je nachdem man sie auf Begriffe oder auf Objekte bezieht. Bei den letzteren wird sie zur Gesamtheit, zur Gruppe, zur Klasse, d. h. einer Mannigfaltigkeit einzelner Objekte, die unter dem Gesichtspunkt gemeinsamer Bestimmtheiten betrachtet werden. In diesem Sinne gibt es für die Realitäten überhaupt keine generalia, sondern nur individuelle Objekte. Aber auch wenn man die gemeinsamen Beschaffenheiten und Beziehungen selbst als generalia bezeichnen wollte, so würde man ihnen nicht die Existenz, sondern nur die Selbständigkeit der Existenz absprechen müssen.

Ad f) Das letzte Argument des Konszientialismus stützt sich darauf, daß es innerhalb der Erfahrungswissenschaften auch solche gibt, die auf eine Transzendenz überhaupt verzichten. Dagegen ist in kurzer Zusammenfassung folgendes zu sagen:

α) Sicherlich gibt es eine Erfahrungswissenschaft, die keine Transzendenz begeht, die sich lediglich darauf beschränkt, die Bewußtseinswirklichkeit zu schildern, wie sie ist. Wir haben eine solche Wissenschaft als Phänomenologie bezeichnet (S. 16). Sie ist bisher mehr bloß eine Idee als eine bereits abgegrenzte und in Ausführung begriffene Wissenschaft. Sie schlechthin als Erfahrungswissenschaft zu charakterisieren, bringt in Widerspruch mit dem Sprachgebrauch, der mit diesem Namen auch die Realwissenschaften bezeichnet. Tatsächlich enthalten letztere eine solche Phänomenologie oder wenigstens Beiträge zu ihr schon in sich, insofern sie den Ausgangsgegenstand schildern, dessen Erforschung sie zu realistischen Ergebnissen führen soll. Dann aber wäre es nicht angängig, von Erfahrungswissenschaften schlechthin zu sagen, daß sie auf eine Realisierung verzichten. Vielmehr würden sich Phänomenologie und Realwissenschaft zu einander verhalten, wie ein Teil zum Ganzen.

β) Der eigentliche Sinn der Behauptung, daß es Erfahrungswissenschaften ohne Realisierung gibt, wird darum in etwas anderem gesucht werden müssen. Man meint, daß volle Erfahrungswissenschaften oder Realwissenschaften in unserem Sinne nicht überall und immer eine Realisierung ausüben, und fordert mit Rücksicht darauf, daß alle Realwissenschaften stets so verfahren sollten. Dabei wird in erster Linie an die Psychologie und an die Geisteswissenschaften gedacht. Wie es damit steht, haben wir bereits gezeigt. Auch hier liegt eine Realisierung vor, wenn sie sich auch anderer Kriterien, als derjenigen der Naturwissenschaften, bedient.

γ) Im übrigen wäre es eine arg schematische Auffassung, wenn man den Realwissenschaften überall und immer eine Realisierung zutrauen wollte. Es ist dabei übersehen, daß

die Wirklichkeit des Bewußtseins den Ausgangspunkt ihrer Forschung bildet und auch eine Feststellung verlangt. Es wird dabei ferner der Einschlag gegenstandstheoretischer, logischer und idealwissenschaftlicher Gesichtspunkte verkannt, der in den einzelnen Realwissenschaften mehr oder weniger stark zur Geltung kommt. Endlich wird auch der von uns bereits aufgezeigte Unterschied zwischen einem ersten und einem zweiten Schritt der Realisierung nicht berücksichtigt. Die Forschung in den Realwissenschaften kann gelegentlich mehr das eine oder das andere Verfahren in den Vordergrund stellen und dadurch den Anschein erwecken, als wenn eine eigentliche Realisierung nicht stattfände. Sobald man sich alle diese Umstände vergegenwärtigt, wird man keine willkürliche Ablösung und Hervorhebung der eine Realisierung nicht oder nur in primärer Form enthaltenden Bestandteile vornehmen, sondern die Realisierung als die natürliche Vollendung aller anderen Ansätze betrachten.

Wir glauben hiermit die konszientialistische Stellung zu den Realwissenschaften in allen für sie möglichen Richtungen als unhaltbar dargetan zu haben. Als Maßstab der Beurteilung diente uns dabei vornehmlich der Bestand der Wissenschaft selbst und die sich in ihrem Fortschreiten bewährende Tendenz zu einem idealen Ziel der Realisierung. Die Richtigkeit einer Wissenschaftstheorie — und das allein kann der Konszientialismus hier zu sein beanspruchen — läßt sich nur an der Wissenschaft selbst prüfen.

Die Einteilung der von dem Konszientialismus geltend zu machenden Argumente kann freilich auch nach einem anderen Gesichtspunkte erfolgen. Man kann z. B. formale und materiale Bedenken gegen den Realismus unterscheiden. Zu jenen würden a, b, d, e, f unserer Übersicht, zu diesen c gehören. Aber Neues lernen wir daraus nicht. Es kehren nur die gleichen Gesichtspunkte in anderer Gruppierung wieder. Immerhin darf es bemerkenswert genannt werden, daß die formalen Bedenken (die Behauptung logischer Schwierigkeiten,

der Hinweis auf Allgemeingültigkeit, Evidenz und Einfachheit, die Vergleichung der wissenschaftlichen Methoden verschiedener Disziplinen u. a.) so zahlreich sind. Darin zeigt sich der formalistische und dialektische Charakter der ganzen Betrachtungsweise. Es fehlen ihr die empirischen Grundlagen, der Standpunkt ist von unfruchtbarer Allgemeinheit. Nirgends hat er den Versuch gemacht, die Überlegenheit seiner Position an konkreten Beispielen nachzuweisen. Er ist über die Negation nicht hinausgekommen und hat zur Forschung keine aktuelle Beziehung gewonnen.

Wollte man dagegen einwenden, daß eine allgemeine Auffassung und Deutung der realwissenschaftlichen Ergebnisse nicht im einzelnen durchgeführt zu werden braucht, weil sie an den einzelnen Resultaten nichts ändern könnte, so wäre vor Beurteilung dieser Behauptung zwischen dem Bewußtsein im Sinne bloßen Wissens oder Erkennens und dem Bewußtsein als Inbegriff des Wirklichen, Vorgefundenen zu scheiden. Wenn alle Erkenntnis über reale Objekte eben nur und immer in gleicher Weise Erkenntnis ist, dann freilich bedarf es keiner detaillierten Durchführung dieser Ansicht. Wir hatten für sie bereits früher die nichtssagende Formel gefunden: sofern etwas gewußt wird, wird es gewußt (S. 99). Sollen aber die realen Gegenstände unter sich verschiedene Bewußtseinsgegebenheiten, Elemente, Empfindungen u. dgl., sein, dann ist allerdings zu verlangen, daß diese ins Einzelne gehende Umdeutung wenigstens an einzelnen Proben durchgeführt werde, damit man sich über ihre Möglichkeit, Bedeutung und Tragweite eine klarere Vorstellung als bisher zu bilden vermöchte. Mach hat diese Forderung auch selbst erhoben. Solange sie nicht erfüllt ist, muß der Konszientialismus das oben ausgesprochene Urteil schlechthin über sich ergehen lassen.

Immerhin wird ihm das Verdienst bleiben, zu einer gründlichen Diskussion der Fundamente der Realwissenschaften angeregt zu haben. Er hat sie nicht erschüttert, aber er hat veranlaßt, sie auf ihre Tragfähigkeit und Festigkeit zu untersuchen. Er hat zugleich dazu beigetragen, den Kurswert der

Erfahrung, die Bedeutung des Gegebenen zu steigern und der Neigung zu bloßer Rationalisierung und zu spekulativen Phantasien zu steuern. So hat auch er an seinem Teil die allgemeine Mission der Skepsis erfüllt: zu zweifeln, damit Grund und Recht eines Verfahrens nur um so klarer und sicherer hervortreten können, damit im Feuer des Kampfes um Wahrheit und Richtigkeit die eingenommene Position behauptet und befestigt werde.

II. Kapitel. Prüfung des objektiven Idealismus.

Noch nach einer anderen Seite hat sich der Realismus zu wehren. Die von ihm anerkannten Objekte werden nicht nur für die Wirklichkeit des Bewußtseins, sondern auch für die idealen Schöpfungen der Idealwissenschaften in Anspruch genommen. Werden dort die Grenzen zwischen Phänomenologie und Realwissenschaften aufgehoben, so werden hier Real- und Idealwissenschaften zu einer Einheit zusammengeschlossen, in der die Methode der letzteren die Alleinherrschaft ausüben darf. Ist das Gegebene für den Konszientialismus nicht nur der Ausgangspunkt, sondern auch der bleibende Inhalt aller realwissenschaftlichen Begriffe, so wird es für den objektiven Idealismus zu einer bloßen Aufgabe, zum Anlaß für die Bildung und Bestimmung idealer Objekte. Mit großem wissenschaftlichen Ernst, mit bewunderungswürdiger Zusammengehörigkeit einer Arbeitsgemeinschaft, mit fruchtbarer Durchdringung und wechselseitiger Ergänzung der hier bestehenden historischen und systematischen Probleme hat die Marburger Schule, Hermann Cohen an der Spitze, diesen Standpunkt durchgeführt. Ihr ist die Mathematik das Prototyp aller Wissenschaft, ihr ist die schöpferische Tätigkeit des Denkens der Ursprung aller Erkenntnis. So gelangt sie zu einem direkten Widerspiel des Konszientialismus und nimmt den Realismus, der sich diesem gegenüber auf die Idealwissenschaften berufen konnte, von der anderen Seite aufs Korn. Damit entsteht für uns die Verpflichtung, auch nach dieser Richtung die Selbständigkeit der Realisierung zu erweisen.

Bei dieser Aufgabe können wir uns wesentlich kürzer fassen. Denn zunächst ist manches von dem, was wir zur Abwehr des Konszientialismus ausgeführt haben, auch dem objektiven Idealismus gegenüber geltend zu machen. Der Hinweis auf die Beziehungen zwischen der Bewußtseinswirklichkeit und den realen Objekten, die Darlegung über die Eigentümlichkeit des Denkens, die Hervorhebung der besonderen Aufgaben der Realwissenschaften und anderes bieten implicite auch schon Gesichtspunkte für die Kritik des objektiven Idealismus dar. Sodann ist diese Richtung viel einheitlicher, klarer und präziser ausgeführt worden, als der an den vieldeutigen Begriff des Bewußtseins anknüpfende Konszientialismus, und deshalb in strafferen Zügen zu schildern und zu beurteilen. Zugleich haben wir an dem virtuos ausgebildeten Verfahren einer Idealwissenschaft wie der Mathematik einen viel zuverlässigeren und einfacheren Maßstab für den Vergleich mit den Realwissenschaften zur Verfügung. Dazu kommt, daß uns mit dieser Richtung vieles verbindet, daß der Gegensatz zwischen ihr und uns nicht so groß ist. So werden wir uns auch beschränken können, nach einigen Mitteilungen aus den Schriften der in Betracht kommenden Denker in kurzer systematischer Untersuchung die Annahme, daß die Gegenstände der Realwissenschaften nichts anderes als ideale Objekte seien, genauer zu formulieren und auf Grund dieser Formulierung zu prüfen.

1. Die Stellung der Marburger Schule zur Realisierung.

Darüber orientiert uns im allgemeinen eine Abhandlung von Paul Natorp[1]). Hier heißt es: „Im Anfang war die Tat, die schöpferische Tat der Objektsgestaltung jeder Art, in der allein der Mensch sich selber, sein Menschenwesen aufbaut, und, indem er sich darin objektiviert, das Gepräge seines Geistes seiner Welt — vielmehr einer ganzen Welt solcher Welten, die alle er die seinen nennen darf — zutiefst und vollkommen einheitlich aufprägt. Der schöpferische Grund einer solchen Tat

1) Kant und die Marburger Schule. Kantstudien Bd. 17 S. 193ff.

der Objektsgestaltung ist das Gesetz; zuletzt jenes Urgesetz, das man noch immer verständlich genug als das des Logos, der Ratio, der Vernunft bezeichnet." Der feste Ausgangspunkt, der unverrückbare Leitgedanke des Philosophierens der Schule ist die transzendentale Methode. Hiernach muß sich alles fixe Sein in eine Bewegung des Denkens lösen. Nichts darf als gegeben, „ohne Rückführung, ohne wenigstens überhaupt abzusehende Rückführbarkeit bis auf den letzten Einheitsgrund schaffender Erkenntnis hingenommen werden. Ein ‚Gegebensein' darf nichts mehr bedeuten wollen als den Charakter der noch zu lösenden Aufgabe, eben des Ursprungsnachweises aus dem Einheitsgrunde der Erkenntnis". Diese Einheit der Methode fordert eine Korrektur der Kantischen Lehre, in der eine rezeptive Sinnlichkeit als Quelle der Empfindung, durch Objekte affizierbar, neben die reine Spontaneität des Denkens gestellt war. „Es darf von keinem gegebenen ‚Mannigfaltigen', das der Verstand, gebunden überdies an die gegebenen Anschauungsformen, bloß aufzureihen, zu verbinden und — nachträglich — zu rekognoszieren hätte, mehr die Rede sein." Das hieße ja gerade die Erkenntnis von außen konstruieren. Der Gegenstand muß sich vielmehr nach der Erkenntnis richten. Auch die Anschauung ist Denken, nur nicht bloßes Gesetzesdenken, sondern volles Gegenstandsdenken. „Bestimmung ist Denken; Erfahrungsbestimmtheit also muß selbst Denkbestimmtheit sein, nämlich die volle, gegenüber der abstrakten Denkbestimmtheit der allgemeinen Gesetze, die vielmehr nur Anweisung auf Bestimmung, Bestimmungsmöglichkeit, als wirkliche Bestimmung, ist." „Indem das vermeintlich ‚Gegebene' der Erfahrung zum X, zum erst zu Bestimmenden und zwar niemals schlechthin Bestimmbaren wird, erkennt man wahrlich ein Irrationales an; aber eben nicht als ‚Absolutes', gleich einer starren Wand, auf die das Denken aufstieße und an der es zum Stillstand käme."

Mit dieser Auffassung ist natürlich die Annahme eines ewigen Fortschritts und einer Relativität der Erkenntnis verbunden. Die Forschung ist ein Prozeß der Weltschöpfung mit

bloß asymptotischer Annäherung an ein unendlich fernes Ziel. Das Objekt ist dabei Objekt allemal für die erreichte Stufe der Erkenntnis, nicht mehr für jede höhere, noch nicht für jede niedere. „Es gibt nicht den absolut subjektiven Inhalt, so wenig wie den absolut transsubjektiven Gegenstand, sondern was auf einer Stufe ‚Inhalt' geworden, war auf einer niederen ‚Gegenstand', was auf einer Stufe erst zu erkennender Gegenstand, wird auf einer höheren als nunmehr erkannter zum ‚Inhalt', der wieder auf einen ferneren, höher hinauf erst zu erkennenden ‚Gegenstand' = X weist. Es relativiert sich also der Gegensatz des Subjektiven und Objektiven selbst, so aber, daß die Richtung der Objektivierung immer voran steht, die Subjektivität überhaupt erst im Rückgang von ihr, nämlich zu den niederen Stufen der Objektivierung, definierbar wird." Mit diesen Ausführungen über Inhalt und Gegenstand wird vollends deutlich, daß Natorp zwischen einem Erkenntnisinhalt und deren Objekt nicht unterscheidet, also nur von idealen Objekten und unbestimmten Wirklichkeiten etwas weiß.

Zur Ergänzung dieser Ausführungen sei nur einiges aus Cohens Logik der reinen Erkenntnis angeführt. Es ist bemerkenswert für den hier eingenommenen Standpunkt, daß lauter Idealwissenschaften den Inhalt der Philosophie bilden: die Logik der reinen Erkenntnis, die Ethik des reinen Willens und die Ästhetik des reinen Gefühls[1]). Die ersten beiden Disziplinen gelten dabei als Theorien bestimmter Einzelwissenschaften: die Logik als die der mathematischen Naturwissenschaft, die Ethik als die der Geisteswissenschaften. Das versteht sich von selbst, wenn auch alle Einzelwissenschaften Idealwissenschaften sind. Und darum kann die Mathematik als Prototyp der Wissenschaft gelten[2]). „Darin besteht ja gerade der methodische Wert des mathematischen

1) Von der Psychologie, die die Einheit des Kulturbewußtseins zur Beschreibung und zur Bestimmung bringen soll (vgl. Logik S. 520), darf hier abgesehen werden, da die Ausführung dieser Idee noch nicht vorliegt.

2) Cohen Logik 1902 S. 507.

Denkens, daß alle seine Inhalte nicht als gegeben hingenommen werden, sondern grundsätzlich zur Erzeugung gelangen"[1]). „Das Reale, das die Naturwissenschaft sucht in allen ihren Bestimmungen, die Mathematik verleiht es ihr"[2]). „In der Realität hat der Gegenstand sein Fundament. Und diese Realität ist nichts anderes als Zahl. Wäre sie etwas anderes, so wäre sie nicht Realität. Der reale Gegenstand, als der Gegenstand der mathematischen Naturwissenschaft, hat seinen methodischen Grund in der Mathematik, also in der Zahl. Alle anderen Voraussetzungen, alle anderen Arten von Realität sind vom Übel des Vorurteils. Das Vorurteil der Empfindung, als der eigentlichen und wohl gar alleinigen Erkenntnisquelle, hat sie ausgeboren und unterhält sie. Daher kann auch nur als Realität, nur als infinitesimale Zahl, die Zahl ihre Bedeutung als Kategorie zur Geltung bringen"[3]). „Diese reine Erkenntnis darf man als den Triumph des Idealismus bezeichnen; denn aller Idealismus der modernen Wissenschaft wurzelt in der infinitesimalen Realität"[4]). „Der Realismus wird aufhören, ein unklares, auf weite und tiefe Strecken der Bildung ein verheerendes Schlagwort zu sein, wenn sowohl nach der philosophischen, wie nach der wissenschaftlichen Seite diese Forderung (der Einheit beider) durchgeführt werden muß." „Der Idealismus ist der wahrhafte Realismus. Realismus, der nicht in dem Idealismus der reinen Erkenntnisse gegründet ist, ist Eklektizismus, der ebenso sehr Materialismus wie Spiritualismus ist"[5]).

Im übrigen verweise ich auf die wertvolle Auseinandersetzung von August Messer mit der hier gekennzeichneten Richtung[6]) und auf die dort angeführte Literatur. Mit Recht sagt Dürr: „Die unversiegliche Kraftquelle für die hier be-

1) Ebd. 102 f.
2) Ebd. 114.
3) Ebd. 117.
4) Ebd. 509.
5) Ebd. 511 f.
6) Internationale Monatsschrift, März 1912. 6. Heft.

sprochenen idealistischen Denkweisen scheint in der Beschäftigung mit der Mathematik zu entspringen. Es ist als ob die Versenkung in mathematische Gedankengänge eine Problemverschiebung zur Folge hätte. Das Abstrakte gewinnt dem Mathematiker Realität, und am Konkreten sieht er schließlich bloß noch das begrifflich nicht vollkommen Durchdrungene"[1]). Unsere nachfolgende systematische Darstellung wird aber nicht einfach den Standpunkt der Marburger Schule, sondern die allgemeine Theorie eines objektiven Idealismus, so wie wir ihn verstehen, zu entwickeln suchen.

2. Begriffe und ideale Objekte.

Zwei Klassen von Gegenständen bieten sich dar, wenn man die realen Objekte in einer schon bestehenden unterbringen will: die Begriffe und die idealen Objekte, nachdem wir die Zugehörigkeit zu den „wirklichen" Gegenständen abgelehnt haben. Zwischen Begriffen und idealen Objekten besteht dabei eine enge Verwandtschaft, die sich namentlich auf den Bildungsprozeß und die Seinsart beider Gegenstände stützt. Auch Begriffe sind sozusagen ideale Gebilde, durch die Zweckmäßigkeit ihrer Funktion bestimmt und getragen, einer Verselbständigung zugänglich und in eigenartige Zusammenhänge verflochten, einer apriorischen Untersuchung fähig und bedürftig und von dem erkennenden Geiste des Einzelnen unabhängig. So wird denn der Name Begriff häufig und namentlich von der Marburger Schule dort gebraucht, wo wir von idealen (oder realen) Objekten reden würden. Wir haben schon in der Einleitung einige Grenzlinien zwischen Begriff und Objekt gezogen. Es scheint aber erforderlich, noch auf einige Gesichtspunkte hinzuweisen, die eine speziellere Trennung der Begriffe von jeder der beiden Arten von Objekten notwendig machen.

---

1) Erkenntnistheorie 1910 Seite 338.

Begriffe sind für die objektive Wissenschaft fixierte Zuordnungen zwischen Zeichen und bezeichneten Gegenständen[1]). Ihr Inhalt setzt sich demgemäß aus den Bedingungen einer solchen Zuordnung zusammen. Diese Bedingungen, die sogenannten Merkmale, bestehen in direkten oder indirekten Hinweisen auf den zu bezeichnenden Gegenstand. Aus der Möglichkeit indirekter, keine spezifischen oder individuellen Eigenschaften des gemeinten Gegenstandes in ihren Merkmalen verwendender Begriffe folgt ohne weiteres, daß der Begriffsinhalt nicht mit dem Gegenstande und dessen Eigenschaften bestritten

1) Diese Auffassung der Begriffe macht sie von der Frage vollkommen unabhängig, ob sie anschauliche oder unanschauliche Gebilde sind und wie sie sich zum Vorstellen und Urteilen verhalten. So scheint sie durch die scharfsinnige Kritik von A. Levy (Archiv für systematische Philosophie Bd. 17, S. 302ff.) nicht getroffen zu werden. Wenn man zugibt, daß es einen guten Sinn hat, die Grenzen der Wortbedeutung abzustecken (S. 324), so wird man auch an unseren Ausführungen über die Begriffe keinen Anstoß zu nehmen haben. Mit der Betonung der Relation oder, wie wir auf Grund unserer gegenstandstheoretischen Ausführungen sagen müssen, der Beziehung finden wir uns in Übereinstimmung mit der Arbeit von A. Dubs: Das Wesen des Begriffs und des Begreifens (Dissertation, Halle 1911, nachher auch als Buch in erweiterter Form erschienen). Auch die Ausführungen von A. Gallinger (Das Problem der objektiven Möglichkeit. Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung Heft 16, 1912, S. 10ff.) über die Begriffe und ihre Analyse stehen mit unserer Auffassung in gutem Einklang. Die Bedeutungsanalyse hat hiernach zu zeigen, welche Gegenständlichkeit mit einem Begriff gemeint ist. Das ist ein Verfahren, das von der Analyse der Objekte erheblich abweicht. Die aus der Schule Husserls hervorgegangenen eindringenden „Untersuchungen zur Lehre vom Begriff" von E. Heinrich (Gött. Dissert. 1910) unterscheiden zwischen dem Urteilsgegenstand und der Urteilsbedeutung und scheinen auch unserer Gegenüberstellung von Begriff und Objekt durch manche Ausführung recht zu geben, wie besonders durch die Trennung einer Bedeutung, eines Denkinhalts im Begriff von seinem Gegenstande. Für die Beziehungen zwischen Zeichen, Begriff und Objekt sind auch A. Martys Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie (1908) mit ihren subtilen Unterscheidungen und kritischen Auseinandersetzungen von größerer Wichtigkeit.

zu werden braucht. Ebenso pflegt dieser Inhalt sich auf diejenigen Hinweise zu beschränken, die hinreichend sind, um die Zuordnung zu dem gemeinten Gegenstande festzulegen. Der Gegenstand ist daher in der Regel reicher als sein Begriff. Bei den wirklichen und den realen Objekten wird das durchweg der Fall sein. Aber auch die idealen Objekte zeigen diesen Unterschied von den Begriffen, die auf sie zielen. So gibt es verschiedene, mit verschiedenen Merkmalen arbeitende Definitionen vom Begriff der Zahl, des Punktes, des Kreises usf. Auf Grund der zahlreichen Beziehungen, die zwischen den Gegenständen obwalten, lassen sich stets verschiedene indirekte Begriffe bilden, die sämtlich auf denselben Gegenstand hinweisen und von denen daher jeder ein ausreichender, wenn auch nur auf gewisse Bestimmtheiten des gemeinten Gegenstandes gerichteter Begriff ist.

Begriffe haben ferner Zeichen und Gegenstände zu Korrelaten. Eine Zuordnung zwischen beiden ist nur denkbar, wenn beide vorausgesetzt werden können. Entsprechendes gilt natürlich auch für die Zeichen, sofern sie als solche und nicht als Schriftbilder oder Lautäußerungen für sich betrachtet werden. Im letzteren Falle werden sie zu Objekten und erlangen damit die diesen eignende Fähigkeit von der Zuordnung zu Zeichen unabhängig zu sein. Objekte brauchen nicht bezeichnet zu werden, sie können auch ohne Begriff dasein. Sie haben in diesem Sinne ein absolutes Sein. Das gilt auch für alle idealen Objekte im Unterschiede von den Begriffen, so sehr auch die Konstruktion hier den Anschein erwecken mag, daß es sich nur um Begriffe handele. Man kann diese Absolutheit geradezu als ein Kriterium der Objektsnatur ansehen und verwenden. Jedes beliebige Gebilde der Idealwissenschaften kann frei von seinem Begriff und Zeichen gedacht werden. Das liegt nicht in der Gegenständlichkeit der Objekte einfach begründet. Auch wenn die Begriffe vergegenständlicht werden, behalten sie ihre Korrelation bei. Sie werden dann als Bedeutungen, als Zuordnungen zwischen Zeichen und Gegenstand vergegenständlicht. Sie bleiben also auch dann, was sie sind,

die logischen Elemente der Darstellung, und die Wissenschaft, die von ihnen handelt, die Logik, sieht von jeder Besonderheit ihres Inhalts ab, um sich lediglich an die Funktion der Zuordnung, an die Zuordnungsmöglichkeiten, an deren Fixierbarkeit u. dgl. m. zu halten. In allen diesen Richtungen zeigt und behält der Begriff seine Eigentümlichkeit gegenüber den Objekten.

Man kann gegen dies Kriterium einwenden, daß, was für die funktionelle Bedeutung zweifellos gilt, nicht auch für die gegenständliche in demselben Sinne in Anspruch genommen werden kann. Wird ein Begriff, wie z. B. der des Menschen, vergegenständlicht und dann seinem Zeichen zugeordnet (Mensch bedeutet den Begriff des Menschen), so scheint auch hier diejenige Absolutheit einzutreten, die wir für Objekte im Hinblick auf ihre Darstellung behauptet haben. Freilich besteht hier eine größere Abhängigkeit vom Zeichen, insofern der Begriff auch in der Vergegenständlichung nur durch dasselbe Zeichen angedeutet werden kann, wie die funktionelle Bedeutung ohne sie. Aber davon abgesehen, könnte der Begriff, wie jedes ideale Objekt auch, von einer Bezeichnung, die darauf hinweist, unabhängig sein. Man könnte zwar sagen: Begriffe brauchen nicht vergegenständlicht zu werden, während Objekte stets für Forschung und Darstellung den Charakter von Gegenständen tragen. Aber wenn sie vergegenständlicht werden, müßte auch ihnen die notwendige Beziehung auf ein sie darstellendes Zeichen abgesprochen werden.

Man könnte sogar noch weiter gehen und den Begriff als eine Art der Beziehung, nämlich als die sogenannte symbolische Beziehung auffassen. Da es nun in der Natur jeder Beziehung liegt, auf Korrelate, nämlich die Beziehungsglieder oder -fundamente hinzuweisen, würde bei allen Objektsbeziehungen ebenfalls die Absolutheit fehlen. Damit wäre vollends das Kriterium, das wir aufgestellt haben, hinfällig geworden. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß die Relationen ihre Fundamente in derselben Sphäre der Objekte haben. Daß Objekte untereinander in die mannigfachsten

Beziehungen verwickelt sind und *insofern* nicht absolut genannt werden dürfen, ist unbestreitbar. Es sollte nur behauptet werden, daß die zum *Wesen* des Begriffs gehörende Korrelation zu Zeichen und Gegenstand für sie unwesentlich bezw. belanglos ist. Diese Beziehung verbindet Glieder ganz verschiedener Sphären untereinander und bringt nur für die Zeichen und Begriffe und die *bezeichneten* Gegenstände eine Korrelation mit sich, nicht aber für die vergegenständlichten Begriffe und ein sie darstellendes Zeichen. Der obige Einwand trifft daher nicht die Sache. Diese Korrelation wurzelt nicht, wie jede Objektsbeziehung, in ihren Korrelaten, vielmehr können die letzteren von einem sie verbindenden Begriff ganz unabhängig gedacht werden und bestehen. Wir haben wegen dieses fundamentalen Unterschiedes vermieden, von einer Beziehung zu sprechen und den Ausdruck *Zuordnung* vorgezogen. Allerdings fehlt es uns noch sehr an einer gegenstandstheoretischen Untersuchnug der Zuordnung. Soviel dürfte immerhin bereits gesagt werden, daß Zuordnungen freie, in den Fundamenten nicht begründete und jederzeit ablösbare Verbindungen sind, die jedoch, nachdem sie einmal entstanden sind, eine Korrelation des Gesetzes ihrer Verbindung zu den verbundenen Gliedern mit sich führen. Diese den mathematischen Zuordnungen entsprechende Verbindung macht es verständlich, daß auch der vergegenständlichte Begriff in einer engeren Verknüpfung mit dem ihn darstellenden Zeichen steht, als ein ideales Objekt, insofern nämlich das in dem Begriff vorausgesetzte und das ihn darstellende Zeichen zusammenfallen. Eine Forschung, die sich auf ein Darstellungsmittel richtet, kann von den Grundlagen aller Darstellung, von der Korrelation zu Zeichen und Gegenständen nicht absehen.

Infolgedessen trägt auch die Untersuchung der Begriffe einen ganz anderen Charakter als die der Objekte. Die Relativität aller Begriffe bringt es mit sich, daß sie (wenn auch nicht vollständig) durch die Bestimmung von etwas erkannt werden können, was selbst kein Begriff ist. Dieses Etwas ist der Gegenstand, auf den der Begriff zielt, den er einem

Zeichen zuordnet und an den er auf Grund des Zeichens denken läßt. Man muß deshalb die Bedeutungsanalyse und die Erforschung von Objekten als zwei wesentlich verschiedene Methoden ansehen. Durch jene wird über die Beschaffenheit der gemeinten Gegenstände nichts ausgemacht. Wer da feststellt, was mit dem Wort Wille oder Aufmerksamkeit gemeint ist, hat diese psychologischen Gegenstände selbst noch nicht erkannt, sondern lediglich Bedeutungsrichtungen fixiert. Ob es so etwas gibt, was diesen Richtungen entspricht, und welchen Charakter es eigentlich trägt, kann damit nicht entschieden werden, daß man die Bedeutung zugehöriger Zeichen analysiert. Auf keinen Fall läßt sich dadurch ein neues Wissen über die Objekte gewinnen und begründen. Diese natürlichen Grenzen der Bedeutungsanalyse sind nicht immer eingehalten worden.

Mit der Abhängigkeit der Begriffe von den Gegenständen, auf die sie hinweisen, sind auch besondere Bestimmungen verbunden, die sich auf Objekte nicht übertragen lassen. Die Zuordnung kann eine bestimmte und unbestimmte, eine direkte und indirekte, eine eindeutige und mehrdeutige usw. sein. All das kann von Objekten nicht ausgesagt werden, auch nicht von den idealen.

Wir hatten vorhin von dem Reichtum der Objekte gegenüber den Begriffen gesprochen. Aber wir müssen hinzufügen, daß die Begriffe nicht nur auf Objekte zielen. Von jedem Gegenstande kann es einen Begriff geben, und jedes Zeichen ist der Träger einer Bedeutung. Auch dieses Hinausragen über die Objekte verbietet eine Identifikation der Begriffe mit ihnen. Ob man dabei das Urteil als die begriffsstiftende Funktion ansieht oder nicht, trägt für unsere Frage nichts aus[1]). Die Urteile zeigen nur infolge der in ihnen enthaltenen prädikativen Beziehung die Natur der gemeinten Gegenstände deutlicher als die einzelnen Zeichen. Auch kann man sagen,

1) Über das Verhältnis von Begriff und Urteil bietet namentlich die oben (S. 226) zitierte Dissertation von Heinrich wertvolle Aufklärung.

daß sich jede Zuordnung in einem Urteil muß ausdrücken lassen. Aber auch die Urteile können, wie die Begriffe, in grammatische, logische und Objektsurteile eingeteilt werden. Die Mannigfaltigkeit der durch Begriffe zu bestimmenden Gegenstände wird also dadurch nicht verringert.

Die Zuordnung zwischen Zeichen und Gegenstand involviert zugleich eine Verschiedenheit der Begriffe von beiden. Das tritt am überzeugendsten dort hervor, wo die bezeichneten Gegenstände Zeichen oder Begriffe sind, d. h. bei grammatischen und bei logischen Begriffen. Ein Name kann bedeuten, daß er als Name genommen werden soll. Hier sind Zeichen und Gegenstand einander gleich, aber der Begriff, die Zuordnung der beiden zueinander, bleibt davon unberührt und legt auch in diesem Falle eine bestimmte Bedeutungsrichtung fest. Seine Funktion ist nicht davon abhängig, ob Inhaltsgleichheit oder -verschiedenheit zwischen Zeichen und Gegenstand besteht. Auf keinen Fall sind das Zeichen und sein Begriff zu identifizieren. Der Begriff kann sich bei gleichen Zeichen ändern, d. h. eine Zuordnung zu anderen Gegenständen werden, und verschiedene Zeichen können denselben Begriff tragen, d. h. denselben Gegenständen zugeordnet werden. Darin verrät sich, daß der Begriff von den bezeichneten Gegenständen in viel höherem Maße abhängig ist, als von den Zeichen. Sobald daher die Zeichen selbst zu Gegenständen werden, erlangen auch sie für ihre Begriffe eine viel größere Bedeutung. Der Unterschied der Begriffe und ihrer Gegenstände ist aber auch bei den logischen Begriffen unverkennbar. Der Begriff des Begriffs ist die Zuordnung zwischen diesem Zeichen und der damit bezeichneten gesetzmäßigen Zuordnung zwischen Zeichen und Gegenstand. Die Möglichkeit eines solchen Begriffs lehrt uns die formale Natur verstehen, die den logischen Gebilden eignet. Es kann keine Objekte von Objekten in diesem Sinne geben.

Veränderungen der Begriffe brauchen nicht notwendig mit Veränderungen der Zeichen und der bezeichneten Gegenstände verbunden zu sein. Die Einführung anderer Merk-

male kann eine rein formale Bedeutung haben, die gleiche Zuordnung in anderer Weise zustande bringen. Beziehen sich somit Begriffe auf Objekte, so zeigt uns diese selbständige Veränderlichkeit der Begriffe, daß sie mit den Objekten nicht zusammenfallen. Aber auch wenn die Änderung eines Begriffsinhalts mit einer Objektsänderung verbunden ist, behalten beide ihre Eigentümlichkeit. Das zeigt sich namentlich darin, daß die Objektsänderung die primäre und die Begriffsänderung die sekundäre, die abhängige Variable ist. Wenn wir heute von einer elektromagnetischen Masse, von einer Umwandlung der chemischen Elemente ineinander, von der Verschiedenheit der Valenzen eines und desselben chemischen Elements usf. reden und damit für die Masse, für das Element und für die Valenz eine Veränderung der alten Begriffe proklamieren, so ist diese nicht spontan, sondern auf Grund neuer Forschungsergebnisse, also einer neuen Einsicht in das Verhalten der Objekte möglich geworden. Da die Begriffe jederzeit Gegenstände voraussetzen, so sind sie auch von ihnen, nicht aber umgekehrt diese von Begriffen abhängig. Die idealen Objekte bilden davon keine Ausnahme. Man sagt zwar häufig, es sei der Begriff einer Zahl oder eines geometrischen Gebildes oder eines Wertes u. dgl. geändert worden, und meint damit, daß das zugehörige Objekt selbst eine Wandlung erlitten habe. In allen solchen Fällen ist die Objektsänderung zuerst erfolgt und hat die des zugehörigen Begriffs nach sich gezogen. Der Begriff hat keine Macht über seine Objekte, sondern hat sich nach ihnen zu richten. Das muß trotz der Hegelschen Dialektik, deren große Seiten wir wohl zu würdigen wissen, festgehalten werden. Gewiß bildet die volle Übereinstimmung zwischen Gegenstand, Forschung und Darstellung ein ideales Ziel aller Wissenschaft. Aber sie stehen unter verschiedenen Gesetzen und Methoden, und die Forschung bildet ebenso die Voraussetzung für die Darstellung, wie die Gegenstände für die Forschung. Die Tatsache, daß die Bildung und die Umgestaltung der idealen Objekte auf dem Wege der Konstruktion, der selbständigen Operation des For-

schers vor sich geht, täuscht uns hier die Gleichartigkeit dieses Verfahrens mit einer Bildung und Veränderung der Begriffe vor. Tatsächlich aber vollziehen sich beide Prozesse auf zwei verschiedenen Stufen. Die Herstellung einer Zuordnung kann immer nur erfolgen, wenn das, was einander zugeordnet werden soll, schon irgendwie da ist.

Auch in dem Felde der Beziehungen tritt uns der Unterschied zwischen Begriffen und Objekten bedeutsam entgegen. Die Beziehungen der Begriffe zu einander verleugnen nirgends, daß sie Beziehungen zwischen Zuordnungen sind. Wenn wir von übergeordneten und untergeordneten Begriffen reden, so meinen wir damit nichts anderes, als daß der übergeordnete Begriff Gegenständen zugeordnet ist, welche die des untergeordneten Begriffs neben anderen umfassen. Für die Gegenstände selbst bedeutet das nur den Unterschied einer größeren und geringeren Zahl bezw. das Verhältnis des Ganzen zum Teil. Umgekehrt lassen sich die räumlichen Beziehungen zwischen den idealen Objekten der Geometrie oder die arithmetischen zwischen Zahlen nicht als Begriffsbeziehungen fassen, womit es natürlich nicht in Widerspruch steht, daß sich Begriffsbeziehungen durch Raumgebilde und deren Relationen, sowie durch algebraische Zeichen veranschaulichen lassen. Daß andere Bestimmungen, wie Ähnlichkeit, Verschiedenheit, Gleichheit, auf Objekte wie auf Begriffe anwendbar sind, liegt darin begründet, daß es sich hier um gegenstandstheoretische Kategorien handelt.

Wir haben im bisherigen nie außer acht gelassen, daß die Gegenstände, auf die sich die Begriffe beziehen, die gewußten, erkannten, erforschten Gegenstände sind. Die unerforschten sind jenes X, von dem Natorp in einem etwas engeren Sinne gesprochen hat. Wenn wir daher von Objektsänderungen geredet haben, so ist damit natürlich zunächst nur gemeint, daß unser Wissen von den Gegenständen eine Änderung erfahren hat, wobei wir dahingestellt lassen, ob Wandlungen der Objekte dem zugrunde liegen oder nicht. Bei dem Unterschiede, den wir von vornherein zwischen Dar-

stellung und Forschung aufgerichtet haben, bleibt es dabei, daß sich der Begriff als ein Element der Darstellung von dem Objekt als dem Gegenstande der Forschung unterscheidet. Schon damit ist grundsätzlich jeder Vermischung von Begriff und Objekt ein Riegel vorgeschoben. Da aber auch die Begriffe zu Gegenständen der Forschung werden können, war es notwendig, die Unterscheidung von Begriff und Objekt auf eine breitere Basis zu stellen. Innerhalb der Forschung nun wird zwischen idealen und realen Objekten getrennt werden müssen. Es gilt zu zeigen, daß nicht jedes Forschungsobjekt ein ideales Objekt ist, daß vielmehr die Forschungsmethoden gegenüber den beiden Klassen von Objekten einen wesentlich abweichenden Charakter annehmen.

3. Ideale und reale Objekte.

Die Zusammenfassung der realen Objekte in den Realwissenschaften mit den idealen der Idealwissenschaften zu einer Klasse, in der der Typus der letzteren die schlechthin dominierende Rolle spielt, empfiehlt sich aus einer Reihe von Gründen, die wir zunächst voranstellen wollen, um ein möglichst vollständiges und durch keine Vorurteile getrübtes Bild des objektiven Idealismus zu entwerfen.

a) Die realen Objekte werden ebensowenig wie die idealen vorgefunden. Auch sie können nicht ohne eine Spontaneität des Forschers gesetzt und bestimmt werden. Sie müssen von ihm erarbeitet werden. Man kann daher in beiden Fällen von einem Prozeß der Erzeugung reden.

b) Den Anlaß zu dieser Erzeugung liefert primär in beiden Fällen das Gegebene, die Erfahrung (dies Wort nicht in dem prägnanten Sinne der Kantischen Kritik genommen). Ohne Raumanschauung wäre vermutlich keine Geometrie entstanden, ohne Zählbares in der Erfahrung wahrscheinlich keine Arithmetik. So geht auch die Realisierung ursprünglich von dem Gegebenen aus.

c) Zwischen dem primären empirischen Anlaß und den durch Realisierung oder Idealisierung entstandenen Objekten besteht gemeiniglich ein großer Unterschied, der es verhindert, diese Objekte zu erleben, als Bewußtseinsinhalte vorzufinden und zu verwirklichen. Man kann das auch so ausdrücken, daß man sagt: diese Objekte lassen sich nicht wahrnehmen und vorstellen, sondern nur **denken**, und die gedankliche Vergegenwärtigung kann ihnen als psychologischer Vorgang immer nur in der Intention gerecht werden. Auf dieser gemeinsamen Betonung des Denkens und des Unterschieds zwischen den durch die Forschung bestimmten Objekten und den in den Erlebnissen gegebenen Inhalten beruht es wesentlich, wenn der kritische Realismus und der objektive Idealismus weite Strecken Hand in Hand miteinander gehen können.

d) Auch die realen Objekte können (wenigstens zum Teil) als **Abstraktionen, Kombinationen** oder **Modifikationen** gegebener Elemente oder eines Komplexes von solchen betrachtet werden. Es scheinen also die gleichen Operationen, die zur Entstehung idealer Objekte führen, auch der Erkenntnis realer Objekte zugrunde zu liegen. So haben selbst Forscher, welche den Standpunkt des objektiven Idealismus sonst nicht einnehmen, für die Naturwissenschaft die „begriffliche" Natur ihrer Gegenstände anerkannt. Man braucht auch nur die einzelnen Naturwissenschaften, wie Physik, Chemie und Biologie, miteinander zu vergleichen, um sich von der Abstraktion und Kombination der Seiten und Gesichtspunkte, der Tatsachen und ihrer Beziehungen in ihnen zu überzeugen. Die Gleichartigkeit der erzeugenden Funktionen scheint die Bildung gleicher Objektsarten zu verbürgen.

e) Zwischen einer Idealwissenschaft, wie der Mathematik, und einer Realwissenschaft, wie der Naturwissenschaft, besteht so wenig eine scharfe Grenze, daß man von einer mathematischen Naturwissenschaft sprechen kann. Mathematische Methoden und Ergebnisse spielen in der modernen naturwissenschaftlichen Forschung die größte Rolle. Ein solcher Zu-

sammenhang, ein solcher unmittelbarer Übergang von dem einen Gebiet in das andere scheint doch nur möglich zu sein, wenn die Objekte beider Wissenschaften gleichartig sind.

f) Die Beziehung zur Erfahrung ist für beide Arten von Wissenschaften so übereinstimmend, daß man die (Euklidische) Geometrie geradezu als eine relative Erfahrungswissenschaft, die Mechanik dagegen als eine relative Idealwissenschaft hat bezeichnen können. Was sollte es auch für den Charakter der Gegenstände ausmachen, ob man sich bloß auf den Raum beschränkt oder die Bewegung und damit die Zeit sowie Massen und Kräfte hinzunimmt? Ideale Setzungen und Bestimmungen aber spielen auch sonst in die Realwissenschaften hinein. Man denke etwa an die Bedeutung der Statistik für die Psychologie und die Geisteswissenschaften. Cohen hat auch der Chronologie einen solchen Wert für die Geschichtswissenschaft beigemessen. So scheint es unmöglich, etwas Reales anzugeben, das nicht ideale Züge enthielte und dadurch den Unterschied zwischen zwei Objektsarten illusorisch machte.

g) Endlich aber kann die gewichtige Forderung der Einheit in die Wagschale geworfen werden, indem man verlangt, daß alle Gegenstände der Wissenschaft dasselbe allgemeine Gepräge tragen. Namentlich von Cohen ist dieser Gesichtspunkt stark hervorgehoben worden.

Auf andere, in der Literatur anzutreffende Gründe und Motive einzugehen, dürfen wir uns ersparen. Einerseits haben wir in unserer Übersicht der antirealistischen Tendenzen schon auf die Momente hingewiesen, die den Idealismus zu einer Herzenssache machen. Wir wollen deshalb auch über solche Ausbrüche, wie Cohens oben zitierte Verurteilung des Realismus, zur Tagesordnung übergehen. Anderseits beruhen sie auf Mißverständnissen, wie z. B. Natorps Äußerungen über den Unterschied von Inhalt und Gegenstand, und sind somit nicht geeignet, den objektiven Idealismus zu empfehlen. Wir haben uns deshalb auf wirklich ernst zu nehmende

Gründe beschränkt und wollen uns im folgenden auch ernsthaft mit ihnen auseinanderzusetzen suchen. Wir knüpfen auch hier der bequemeren Übersicht wegen unmittelbar an die eben entwickelten Gesichtspunkte des objektiven Idealismus an.

Ad a) Der Spontaneität des Forschers verdankt die Setzung und Bestimmung realer Objekte zweifellos sehr viel, da diese für den kritischen Realisten nicht einfach die Eigenschaften des Gegebenen haben können. Der ganze große Apparat der natur- und geisteswissenschaftlichen Forschung, der nach unserer Auffassung der Hauptsache nach dazu bestimmt ist, die reale Welt zu erschließen, bringt es auch dem naivsten Erkenntnistheoretiker zum Bewußtsein, daß es sich hier nicht um ein bloßes Beschreiben oder Abbilden vorgefundener Gegenstände handeln kann. Es beruht darum auf einem kaum begreiflichen Mißverständnis, wenn Vertreter des objektiven Idealismus den Realisten schlechthin gelegentlich für einen Anhänger der Abbildungstheorie erklären[1]). Sie scheinen zu glauben, daß die Annahme einer Existenz realer Objekte die Erkenntnis vor eine fertige Tatsache stellen müßte, die nur noch der Formulierung bedürfte. Sie scheinen den naiven Realismus, der keine Forschung treibt, für den einzig möglichen Realismus zu halten. Sie scheinen die konszientialistische Theorie der Nachbildung von Tatsachen in Gedanken mit dem kritischen Realismus auf eine Stufe zu stellen. Nun ist aber die Realität uns nicht einfach gegeben, und die Unvollkommenheit unserer Forschungsmittel bringt es mit sich, daß das Ziel ihrer Erkenntnis in der Unendlichkeit liegt. Es kann darum der Spontaneität des Forschers von dem objektiven Idealisten kaum ein größerer Spielraum gewährt werden, als

1) Nach Cl. Baeumkers lehrreichen Ausführungen im Witelo (Beiträge zur Gesch. d. Philos. des Mittelalters III. Bd. 2. Heft S. 470) ist das Erkennen für Aristoteles ein Abbilden und besteht in dieser Hinsicht ein Gegensatz zwischen Platon und Aristoteles und eine schwankende Auffassung in der mittelalterlichen Philosophie bis auf Thomas.

von dem kritischen Realisten. Man muß sich daher vor der unvollständigen Disjunktion hüten, nach der das Erkennen entweder ein Schaffen oder ein Abbilden sein müßte. Es gibt noch ein Drittes: ein Erfassen der nicht gegebenen, aber durch Gegebenes sich offenbarenden Realitäten. Dieselbe Dreiheit begegnet uns in der bildenden Kunst: die freie Produktion, die einfache Nachahmung und die Darstellung auf Grund eines hinweisenden, andeutenden Materials. Der realwissenschaftliche Forscher verhält sich etwa wie M. v. Schwind, als er die *Εἰκόνες* des Philostratos aus der Literatur in die Malerei zu übersetzen versuchte.

Wer aber nicht zugeben will, daß die Arbeit der Realwissenschaften überall auf die in bestimmter Existenz und Essenz vorausgesetzten, wenngleich nicht ohne weiteres zugänglichen Realitäten gerichtet ist, und daß die Erkenntnis hier nicht ein Bilden von Begriffen oder ein Konstruieren von Objekten ist, der versündigt sich gegen den Geist der transzendentalen Methode in unserem Sinne und ihre Aufgabe, die allgemeingültigen Tendenzen der Einzelwissenschaften aufzuweisen und zu verstehen. Nicht das reale Objekt selbst, sondern seine Erforschung ist der Spontaneität anheimgegeben, und diese ist nicht ein freies Schalten und Walten mit eigenen Schöpfungen, sondern eine durch die Aufgabe der Erkenntnis realer Gegenstände bestimmte und geleitete Tätigkeit. Daß dadurch die Arbeit nicht geringer, die Untersuchung nicht einfacher und leichter wird, versteht sich für denjenigen von selbst, der die ungeheure Mannigfaltigkeit der realen Welt in Vergangenheit und Gegenwart zugibt und der zahlreichen Schleier sich bewußt ist, die diese Welt dem Auge des Forschers verhüllen.

Ad b) Auch für die Idealwissenschaften spielt die Erfahrung eine bescheidene Rolle, insofern sie zu der Konstruktion idealer Objekte einen Anlaß zu geben pflegt. Aber die Bedeutung der Erfahrung für die Realwissenschaften ist unvergleichlich größer. Sie bildet überall nicht nur den zufälligen Ausgangspunkt für die Setzung und Bestimmung von

Realitäten, sondern auch die beständige Grundlage und fortgesetzte Kontrolle für deren Ergebnisse. Die idealen Objekte der Mathematik sind, nachdem ihre Konstruktion einmal erfolgt ist, von der Erfahrung unabhängig, und keine ihrer Feststellungen, keiner ihrer Lehrsätze und Beweise rekurriert auf die Erfahrung, um die einzelnen Behauptungen zu stützen oder die Argumente zu verstärken. Ihr Verfahren ist durchweg a priori. Nicht einmal die „relative Erfahrungswissenschaft" der Euklidischen Geometrie wird in ihrem Fortgange durch die Rücksicht auf empirische Tatsachen bestimmt. Auch die Anwendungen der Mathematik bestehen nicht in Anpassungen ihrer Bestimmungen an die Anforderungen der Wirklichkeit, sondern vielmehr darin, daß diese der mathematischen Behandlung angepaßt wird. Wer ein solches Verfahren als das Prototyp aller Wissenschaft hinstellt, kann der Bedeutung der Erfahrung für die Realwissenschaften nicht gerecht werden. Wo bleibt die Beobachtung, die mit Recht als die Grundlage der Naturwissenschaften und der Psychologie angesehen wird? Wo bleiben die Entdeckungen neuer Naturvorgänge, neuer Weltkörper und Stoffe, neuer psychischer Vorgänge und Zusammenhänge, die mit ihrer Hilfe gelingen? Für sie, die in den Geisteswissenschaften naheliegende Analogien besitzt, scheint dem objektiven Idealisten das Verständnis zu fehlen. In den Formalwissenschaften ist freilich von dieser bedeutsamen Mitwirkung der Erfahrung für das Zustandekommen einzelner Ergebnisse und die Bestätigung oder Widerlegung derselben nicht die Rede. Daraus kann aber nur geschlossen werden, daß sie nicht der Typus aller Wissenschaft sind.

Der Realist befindet sich bei dieser Betonung des Gegebenen, der unmittelbaren, wenn auch durch besondere Aufgaben geleiteten und eingeschränkten Erfahrung in der angenehmen Lage, sich auf die konszientialischen Erkenntnistheoretiker berufen zu können. Man braucht sich nur die Ausführungen von Ernst Mach über die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis oder über die Grundlagen aller naturwissenschaftlichen Forschung zu vergegenwärtigen, um

einzusehen, wie wenig der objektive Idealist die positive Bedeutung der vorgefundenen Tatsachen in diesem Gebiet zu würdigen weiß. Hier ist das Gegebene keineswegs bloß ein X, an dem sich der Forscher in reinem Denken seine Erkenntnis schafft. Hier ist es nicht bloß ein Aufgegebenes, dessen Bewältigung eine Sache reiner Spontaneität ist. Vielmehr erweist es sich überall in seiner positiven Mannigfaltigkeit als Richtung gebend, für die Richtigkeit einer Behauptung entscheidend, die bisherige Einsicht erweiternd oder verengernd und zum Inhalt der Erkenntnis unmittelbare Beiträge liefernd. Das Wohl und Wehe der naturwissenschaftlichen Theorien hängt davon ab, ob das Gegebene sich im Einklang mit ihnen befindet, oder ob es sich ihren Bestimmungen nicht fügen will. Die realen Objekte sind gewiß keine Bewußtseinsinhalte, aber die Erkenntnis, die wir von ihnen gewinnen, ist an diese Inhalte gebunden und kann jederzeit durch sie modifiziert werden. Dabei ist die Erfahrung, von der wir hier reden, nicht selbst schon eine Erkenntnis. Es ist daher auch ausgeschlossen, die Mitwirkung der Erfahrung an der Entwicklung der Realwissenschaften auf bloße Übereinstimmung oder den Widerspruch verschiedener Erkenntnisse zurückzuführen.

Ad c) Daß sich die realen Objekte ebenso wie die idealen nur denken lassen, und daß somit das Denken einen eigentümlichen Wert für ihre Setzung und Bestimmung erlangt, ist eine uns namentlich gegen den Konszientialismus mit dem Standpunkt des objektiven Idealisten verbindende Einsicht. Die reale Welt ist für den Forscher eine gedachte Welt. Aber die Realisierung ist ein Denken auf Grund und an der Hand der Erfahrung, nicht ein die Gegenstände selbständig konstruierendes Denken. Die Realwissenschaften hätten gar kein Material, keinen Ausgangsgegenstand zur Verfügung, wenn die Erfahrung nur in derselben Weise für sie in Betracht käme, wie für die Idealwissenschaften. Wer unter einem Gegenstande nichts anderes versteht als „das, was erkannt werden soll, von welchem also ein anderer Begriff sich

gar nicht geben läßt, als eben der der allgemeinen Aufgabe der Erkenntnis"[1]), kann den empirischen Objekten ebensowenig wie den realen gerecht werden. Das Denken des in der Erfahrung Gegebenen findet seinen Gegenstand vor und hat ihn möglichst vollständig und angemessen zu beschreiben. Das Denken der realen Objekte findet seinen Gegenstand nicht vor, kann ihn aber nur im unmittelbaren Anschluß an das Vorgefundene setzen und bestimmen. So sind die Gründe, welche die bloße Denkbarkeit der idealen und realen Objekte zur Folge haben, wesentlich verschieden voneinander. Dort ist das Denken eine erzeugende Funktion, ein Konstruieren, wobei die Erfahrung lediglich gewisse Elemente zum Aufbau liefert. Hier ist das Denken ein Erfassen dessen, was sich nur durch seine empirischen Anzeichen in seinem Dasein und Wesen verrät, so daß nur mehr oder weniger sichere Wahrscheinlichkeitsschlüsse, mehr oder weniger unvollständige Beobachtungen und Eliminationen subjektiver Beimischungen und Einflüsse hier zu einem Ziele führen können.

Wollte man alle Erkenntnis durch das reine Denken erzeugt sein lassen, so würde man den Tatsachen des wissenschaftlichen Verfahrens nicht gerecht werden, die uns weder einen solchen Reichtum der Denkformen noch auch eine solche Einflußlosigkeit der Erfahrung zeigen. Man kann vielmehr die Ansicht vertreten, daß die sogenannten Denkformen selbst nichts anderes als **abstrakte Gegenstandsbestimmtheiten**, also nicht vom Denken einfach hervorgebracht sind. Diese Auffassung würde in einer genetischen Betrachtung ihre Stütze finden, welche die früheren Erkenntnisse in Analogie zu der Lehre von der Apperzeption oder Assimilation als Bedingungen bei späteren Erkenntnissen mitwirken läßt. Zugleich aber würde sie den Feststellungen gerecht werden, die von verschiedenen Seiten über die tatsächliche Erkenntnis kategorialer Bestimmtheiten erfolgt ist. Wenn

1) Natorp: Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften 1910 S. 85.

Royce[1]) sagt: „Daß eine physische oder psychische Relation, wie z. B. Vater zu Kind, in der Welt existiert, ist eine Tatsache, die geradeso auf der Erfahrung beruht, wie die Existenz von Farben und Tönen", so läßt sich diese Erklärung mit der unter dem Einfluß von Husserls Phänomenologie stehenden Analyse der Wahrnehmung von Schapp[2]) und mit Grünbaums[3]) Untersuchungen über die Abstraktion der Gleichheit auf das beste belegen.

Ad d) Die vorstehenden Ausführungen lassen bereits erkennen, daß von einer Gleichartigkeit des Prozesses der Erzeugung bei idealen und realen Objekten nur in äußerlichem Sinne gesprochen werden kann. Gewiß sind Abstraktion, Kombination und Modifikation Verfahrungsweisen, die auch bei der Realisierung eine wichtige Rolle spielen. Die Ausscheidung dessen, was in der Erfahrung vom erfahrenden Subjekt unabhängig ist, kann eine Abstraktion, die Zusammenfassung der in verschiedenen Realwissenschaften bestimmten Objekte, wie z. B. in der physikalischen Chemie oder in der Psychophysik, eine Kombination, die Reduktion von Beobachtungsdaten auf das absolute Maßsystem eine Modifikation genannt werden. Aber alle diese Verfahrungsweisen stehen unter der Herrschaft bestimmter Kriterien der Realisierung und werden im genauesten Anschluß an vorgefundene Tatsachen vorgenommen, und diese Kriterien und dieser Anschluß haben für die Erforschung der idealen Objekte keine Bedeutung. Dem widerspricht es nicht, daß die Ergebnisse der Realwissenschaften der vollen Erfahrung gegenüber meist eine nur virtuelle Beschaffenheit haben und dadurch den Eindruck von Artefakten machen, die den mathematischen Gebilden gleichen. Solange sich die einzelnen Realwissen-

1) Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften I Logik S. 121.

2) Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung. Göttinger Dissertation 1910.

3) Archiv für die gesamte Psychologie Bd. 12, S. 340ff. In meinem „Immanuel Kant" hatte ich auch bereits auf diesen Charakter der sog. Denkformen hingewiesen (3. Aufl. S. 88ff.).

schaften bewußt bleiben, daß sie immer nur gewisse Ausschnitte oder Fragmente oder Seiten der realen Welt erfassen, bleibt diese durch das Gebot der Arbeitsteilung und andere Umstände notwendig gewordene Beschränkung ohne Schaden für die Beurteilung ihrer Aufgaben. Es kann daraus nur geschlossen werden, daß es besondere Realwissenschaften geben müsse, die eine Zusammenfassung dieser Fragmente oder Seiten zu einem Vollkörper der Realität nach Maßgabe des Wissens ihrer Zeit versuchen. Es ist kein Zufall, daß der objektive Idealismus für diese Aufgabe kein Verständnis hat und in der Ablehnung der Metaphysik, trotzdem sie aus anderen Gründen erfolgt, mit dem Konszientialismus übereinstimmt.

Wenn ferner auf die Verwandtschaft der idealen und realen Objekte, auf ihre Bestimmbarkeit durch gleiche Gesichtspunkte hingewiesen wird, so ist das kein Beweis für die Reduzierbarkeit des Realen auf das Ideale. Man darf nicht übersehen, daß sie beide Gegenstände sind und somit an allen Gegenstandsbestimmtheiten gemeinsamen Anteil haben. Die Zählbarkeit, Gleichheit, Verschiedenheit und Ähnlichkeit, sowie die Abhängigkeit, qualitative und quantitative Beschaffenheiten und die allgemeinen Sachverhalte kommen hiernach den realen wie den idealen Objekten zu. Namentlich ist der Gegenstandscharakter etwas, was nicht erst in der Sphäre der Objekte auftritt. Dazu kommen aber noch die in einer leider noch nicht bestehenden Objektstheorie näher auszuführenden Gemeinsamkeiten aller Objekte im Unterschiede von den Begriffen und Zeichen. Wir haben auf einige Bestimmtheiten dieser Art in unserer Gegenüberstellung der Begriffe und Objekte hingewiesen. Es kann darum gar keine Verwunderung erregen, daß die Berührungspunkte zwischen den idealen und realen Objekten so zahlreich sind. Aber aus alledem folgt nicht, daß sie keine spezifischen Differenzen aufweisen. Alle unsere Ausführungen gegen den objektiven Idealismus lehren vielmehr einen tiefgehenden Unterschied zwischen ihnen zu behaupten und festzuhalten.

Ad e) Die mathematische Naturwissenschaft, das stolze Produkt der letzten Jahrhunderte, macht uns gewiß mit einer organischen Verknüpfung von Ideal- und Realwissenschaften bekannt, die uns zeigt, daß man die Grenze zwischen realen und idealen Objekten nicht zugleich zwischen den Wissenschaften, in denen sie behandelt werden, ziehen darf (vgl. oben S. 17). Immerhin geht die Naturwissenschaft nicht darauf aus, mathematische Erkenntnis zu gewinnen und zu fördern, sondern betrachtet die Mathematik als eine Hilfswissenschaft, ebenso wie die Physiologie eine Hilfswissenschaft der Psychologie oder die Philologie eine solche der Geschichtswissenschaft ist. Andrerseits ist die Mathematik in jener Verbindung nicht darauf gerichtet, Naturbeobachtung und Experiment zu ersetzen oder reale Naturvorgänge aus ihren eigenen Voraussetzungen abzuleiten. Vielmehr kann die Naturwissenschaft für sie nur ein Anwendungsgebiet sein, indem sie ihre Methoden an benannten Größen zur Herrschaft kommen läßt. Die Verbindung beider steht unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit. Daraus folgt, daß die Eigentümlichkeit beider Wissenschaften nicht verloren geht, wenn sie miteinander zusammenwirken. Das Naturreale enthält eben etwas von den idealen Objekten in sich, mit denen sich die Idealwissenschaften beschäftigen. Es ist zählbar und hat quantitative Relationen, es zeigt Abhängigkeiten von anderen Objekten, es ist von räumlicher Beschaffenheit und befindet sich in einem Raumsystem. Sofern daher eine Wissenschaft von unbestimmten und bestimmten Zahlen, von Raumformen und von quantitativen Abhängigkeitsbeziehungen handelt, wird sie auch für die Naturwissenschaft von großer Fruchtbarkeit sein können. Daß aber die Mathematik nicht einfach dekretieren kann, was in der Naturwissenschaft als real zu gelten habe, ersieht man nicht nur daraus, daß mit bloßen Zahlbeziehungen, Raumformen und Funktionsgesetzen in der Naturwissenschaft nicht auszukommen ist, sondern auch daraus, daß nur ein Teil der mathematischen Forschungsarbeit in den Dienst der Naturwissenschaft treten kann. Viele von den wichtigsten und grund-

legendsten mathematischen Untersuchungen des letzten Jahrhunderts bleiben ohne Bedeutung für die naturwissenschaftliche Forschung. Ebenso sind viele der in dieser ausgebildeten und benutzten Bestimmungen außerhalb der mathematischen Betrachtung gefunden worden.

Der Begriff der Idealwissenschaft erlaubt übrigens, auch eine weitergehende Berücksichtigung der Erfahrung bei der Bildung und Bestimmung ihrer Gegenstände stattfinden zu lassen. Eine Ästhetik als Lehre vom reinen ästhetischen Verhalten, in dem man nicht bloß ein Gefühl zu sehen braucht, wird sich in ganz anderer Weise von dem empirisch gegebenen ästhetischen Verhalten abhängig erweisen, als die Mathematik von ihren Anwendungsgebieten oder Erfahrungsmotiven. Man kann im Hinblick darauf zwischen Formal- und Materialwissenschaften innerhalb der Idealwissenschaften unterscheiden. Es liegt auf der Hand, daß unsere Ausführungen gegen den objektiven Idealismus, der historischen Ausprägung dieses Standpunktes entsprechend, auf die Formalwissenschaften eingestellt sind. Zwischen den Material- und den Realwissenschaften besteht eine weit größere Verwandtschaft. Wir sind hier nicht genötigt, auf diese an sich sehr interessanten Beziehungen näher einzugehen. Die Besonderheit des Kriteriums der Realität gestattet auch in diesem Falle, die Grenze gegenüber den idealen Objekten mit hinreichender Schärfe zu ziehen.

Ad f) Mit den vorstehenden Erörterungen ist zugleich die Möglichkeit aller anderen idealwissenschaftlichen Einschläge in das Gewebe der Realwissenschaften aufgezeigt. Wenn es eine Wahrscheinlichkeitstheorie gibt, die ein Fehlergesetz aufstellt, Mittelwerte ableitet, Permutationen, Kombinationen und Variationen ausführen läßt u. dgl. m., so wird sie überall da in den Realwissenschaften anwendbar werden, wo die sogenannte zufällige Verteilung für die Tatsachen der Erfahrung eine Rolle spielt und zu solchen Operationen Veranlassung gibt. Wo gleichartige, gleichwertige und voneinander unabhängige Beobachtungsdaten gesammelt werden, ist

ihre Zusammenfassung zu einem repräsentativen Mittelwert erlaubt und gefordert. Wo Abweichungen der einzelnen Werte, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, vorkommen, ermöglichen sie den mittleren und den wahrscheinlichen Fehler zu berechnen und dadurch für die Konstanz und Übereinstimmung jener Werte ein einfaches Maß zu benutzen. In allen solchen Fällen werden die realen Grundlagen der naturwissenschaftlichen Bestimmungen nicht erschüttert, so wenig wie historische Ereignisse dadurch zu bloßen Worten und Bedeutungen werden, daß man philologische Methoden zu ihrer Feststellung anwendet.

Immer bleibt die Kluft zwischen den idealen und den realen Objekten unausgefüllt bestehen, daß nämlich die Idealwissenschaft sich bei ihrer Forschung nur von den allgemeinen Gesetzen des Denkens und seiner Gegenstände leiten läßt und somit die bloße Vereinbarkeit mit dem System der übrigen Einsichten zu einem ausreichenden Rechtsgrunde ihrer Behauptungen macht, während alle materialen Fortschritte in den Realwissenschaften von der Erfahrung abhängen und mit ihr übereinstimmen müssen. Die Erweiterung der Geometrie über die Euklidische hinaus, der reiche und exakte Ausbau von geometrischen Systemen, die nicht durch die Voraussetzung des Parallelenaxioms eingeschränkt sind, ist durch die Erfahrung weder veranlaßt noch gehemmt worden. Die Naturwissenschaft aber arbeitet nach wie vor mit dem einen Raumsystem der Euklidischen Geometrie, weil die Erfahrung nirgends zwang, darüber hinauszugehen. Ebenso lehrreich ist die Entwicklung der Mechanik gewesen. Diese relative Idealwissenschaft hat sich doch dem Einfluß der Erfahrung zugänglich erwiesen. Wenn der alte Massenbegriff nicht mehr ausreicht, wenn die Energiegesetze eine früher nicht geahnte fundamentale Bedeutung erlangt haben, wenn die materiellen Elemente ihren Sinn ändern und die Relativitätstheorie eine neue Bestimmung der Gleichzeitigkeit von Naturvorgängen einführt, so sind derartige Wandlungen aus logischen Bedürfnissen nicht zureichend zu erklären, sondern der Hauptsache nach durch neue Erfahrungen notwendig geworden.

Man findet gelegentlich auch in den Schriften objektiver Idealisten eine Anerkennung dieses Unterschiedes. So macht z. B. Natorp in seiner Besprechung der Raumprobleme darauf aufmerksam, daß die reine oder freie Mathematik überhaupt nicht die Aufgabe habe, selbst Bestimmungen auch nur allgemeinster Art über Existenz zu treffen, sondern die Methoden allseitig zu entwickeln, die dann einer anderen Wissenschaft, der Physik, zur Bestimmung der Existenz dienlich sein mögen[1]). Ebenso erklärt er, daß durch bloßes Umrechnen über Wirklichkeiten nichts ausgemacht werden könne. „Über Wirklichkeit entscheidet Beobachtung und Experiment; aber der reine Raum der Geometrie ist eben keine Wirklichkeit, an die Beobachtung und Experiment überhaupt heran könnten“[2]). Wenn man freilich darnach fragt, was denn hier Existenz und Wirklichkeit bedeuten, so wird man auf das Existenzurteil verwiesen. Das Denken wolle zuletzt Denken der Existenz sein. „Existenz ist nur der Ausdruck dessen, worauf als letztes alles Denken abzielt. Denn Denken heißt Bestimmen, und Existenz bedeutet die letzte Bestimmung, die, in der nichts unbestimmt bliebe“[3]). Und weiter: „Nicht als hätte die Logik hier nun doch zum ‚gegebenen‘ Wirklichen zu flüchten; das hieße den Weg des reinen Denkens schlechthin verlassen. ... Wirklichkeit selbst, Gegebenheit ist Denkbestimmung, und zuletzt Leistung reinen Denkens“[4]). Es kann nach diesen Ausführungen nur Verwunderung erregen, daß Beobachtung und Experiment auf eine Leistung reinen Denkens sich sollen richten können. Um diese Konsequenz ist der objektive Idealist kaum zu beneiden. Jedenfalls aber scheint er gleich uns die Mathematik und die Naturwissenschaft voneinander zu trennen und

1) A. a. O. S. 304. Es ist übrigens bemerkenswert, daß auch Vertreter der Mathematik von der Behandlung ihrer Wissenschaft in dem Natorpschen Buche nicht erbaut sind. Vgl. die scharfe Kritik von M. Winter: La méthode dans la philosophie des mathématiques, 1911, S. 20 ff.

2) A. a. O. S. 315.

3) A. a. O. S. 305.

4) A. a. O. S. 66.

damit wenigstens zwei wesentlich verschiedene Arten idealer Gegenstände auseinanderzuhalten. Sollte damit die zwischen uns bestehende Differenz zu einer solchen der Bezeichnungsweise herabgesunken sein?[1])

Ad g) Hier muß nun schließlich das Einheitsbedürfnis der menschlichen Vernunft wieder aufgerufen werden. Wie oft ist schon mit diesem Appell Mißbrauch getrieben worden! Die Einheit einer Wissenschaft besteht nicht darin, daß alle ihre Gegenstände gleich sind, und ebensowenig darin, daß sie überall dieselben Methoden verwendet, sondern vielmehr in der Aufgabe, die sie sich stellt, und in den Zusammenhängen, die sie auffindet und stiftet. Im übrigen ist die offenkundige Tendenz der Einzelwissenschaften darauf gerichtet, in der Differenzierung der Tatbestände, der Hilfsmittel, der Verfahrungsweisen, der Begriffe fortzuschreiten. Mag es sich um die Erfassung der kleinsten Körperteilchen oder um die Analyse der Empfindungen, um die Auffindung der Bedingungen eines Naturvorgangs oder die Erkenntnis der Gesetze, um die genauere Einsicht in das Gewebe unseres Seelenlebens oder um eine vollständigere Bestimmung historischer Ereignisse und Entwicklungen handeln, überall wächst die Mannigfaltigkeit der erkannten Gegenstände und Sachverhalte. Darin liegt gar keine Schwierigkeit, wenn und sofern die allseitige Beziehbarkeit der Einzelheiten aufeinander nicht verloren geht. Umfassendere Gemeinsamkeiten sind stets vorhanden und lassen sich für die Darstellung auf alle Fälle erreichen.

Es entspricht aber nicht den Anforderungen wissenschaftlicher Forschung, bestehende Differenzen abzuschwächen oder zu verdecken. Die Erkenntnistheorie, die transzendentale Logik hat allen Grund, dem Rechnung zu tragen. Die transzendentale Methode verlangt, daß den Eigentümlichkeiten aller Wissenschaften nachgegangen werde. Stehen Ideal- und Realwissenschaften unter verschiedenen Aufgaben, so wird

1) Vgl. dazu die Beurteilung des transzendental-logischen Idealismus durch A. Messer: Einführung in die Erkenntnistheorie 1909 S. 108ff.

die Erkenntnistheorie dem Ausdruck zu geben haben. Ist die Realisierung ein eigentümlicher Prozeß mit besonderen Voraussetzungen und Folgen, so ist es nicht angängig, dieses von allen Realwissenschaften geübte Verfahren als bloße Denkbestimmung seiner Eigentümlichkeit zu entkleiden. Einheit bedeutet nicht Vereinfachung, sondern Zusammenhang. Darum wird sie nicht gestört, wenn die Realisierung als ein von den idealwissenschaftlichen Methoden verschiedenes Verfahren anerkannt wird. Wir wollen dabei auf die sich in der „Denkbestimmung" verbergende Schwierigkeit nicht näher eingehen, die darin besteht, daß etwas bestimmt werden soll, das selbst wieder nur eine Denkbestimmung oder ein Inbegriff von solchen ist. So wenig es notwendig ist, daß nur Physisches oder nur Psychisches in der Welt existiere, wie der materialistische oder spiritualistische Monismus uns glauben machen wollen, so wenig ist es notwendig, daß nur ideale Objekte für unsere Erkenntnis angenommen werden.

Die Forderung der Einheit zu erfüllen, muß dem objektiven Idealisten besonders schwer werden, sofern das den Realisten beherrschende Motiv der Annahme eines einzigen, in sich zusammenhängenden Universums, zu dessen Erkenntnis die einzelnen Realwissenschaften nur disjecta membra herbeischaffen, für den objektiven Idealisten unwirksam bleiben muß. Der Zusammenhang idealer Objekte als Schöpfungen des erkennenden Geistes braucht kein innerer zu sein. Was daher durch die Erkenntniseinheit, durch das Bezogensein auf gleichartige erzeugende Prozesse gewonnen wird, kann durch das Fehlen eines sachlichen Zusammenhanges zwischen den einzelnen Konstruktionen mehr als kompensiert werden. Auch kann der Idealismus der Gegenstände dazu führen, gewisse Ansichten über ihre Beschaffenheit vorzuziehen und dadurch Vorurteile zur Herrschaft zu bringen. Für seinen Standpunkt sind offenbar diejenigen Objekte bequemer, die sich besser als bloße Erkenntnisprodukte begreifen lassen. Dazu möchte ich z. B. die Neigung zur reinen Energetik rechnen, die in dem Stande der heutigen Forschung keine ausreichende Recht-

fertigung findet[1]). Wir treiben freilich wieder im Fahrwasser der Hegelschen Philosophie. Um so mehr hat eine Erkenntnistheorie oder, wenn man diesen Namen vorzieht, eine transzendentale Logik, deren Freund bekanntlich Hegel nicht war, darauf zu achten, daß sie nicht die genugsam gewürdigten Irrwege seiner Naturphilosophie einschlage.

Das Verdienst des objektiven Idealismus soll durch diese kritische Abwehr seiner Grundanschauung nicht geschmälert werden. Er hat, lange bevor die Psychologie sich wieder auf die Eigenart des Denkens besann, dessen besondere Bedeutung und Leistung hervorgehoben. Er hat sich durch die konsziantialistische Strömung nicht abtreiben lassen, die alles Denken zum Sklaven der Erfahrung machte. Seine eindringenden historischen und systematischen Untersuchungen zur Kritik der Erkenntnis haben stets mit der Forschung der Einzelwissenschaften enge Fühlung behalten und den Geist der transzendentalen Methode einer Zeit zum Bewußtsein gebracht, die sich nur langsam wieder am Kantischen Vorbilde in ihre philosophische Aufgabe hineinzufinden vermochte. Mag auch der idealistische Eifer die strenge Sachlichkeit der geschichtlichen Untersuchung gelegentlich beeinträchtigt haben, mag auch die Vorliebe für die Idealwissenschaften die volle Berücksichtigung der Erfahrung und der Realwissenschaften verhindert haben, kein Unbefangener wird sich dem imposanten Eindruck des wissenschaftlichen Werkes der Marburger Schule entziehen können.

Uns steht sie, wie schon bemerkt, durch ihre kräftige Betonung des Denkens als des Hauptorgans aller Erkenntnis besonders nahe. Aber freilich, hier ist bereits eine Hypertrophie dieses Gesichtspunktes eingetreten. Das Denken ist zum Ursprung aller Erkenntnis geworden und damit zu einem Monstrum, für das unser Verständnis versagt. Die ganze reiche und wohlgegliederte Wissenschaft von den idealen und realen

1) Denkt man sich doch die Energien an transportierende Substanzen gebunden und werden doch sogar Licht und Elektrizität auf eine atomistische Grundlage gestellt, von der Bedeutung der letzteren für die Chemie ganz zu schweigen!

Gegenständen soll als sein Erzeugnis aufgefaßt werden. Man begreift nicht, auch wenn man auf das Infinitesimale zurückgeht, wie das reine Denken eine solche Mannigfaltigkeit verschiedenartigster Begriffe, Objekte und Sachverhalte aus sich hat entspringen lassen können. Hier ist die schöpferische Kraft der Denkfunktion überschätzt und übertrieben worden. Der Prozeß der wissenschaftlichen Forschung zeigt uns nicht einmal in den Idealwissenschaften eine solche Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des Denkens. In den empirischen Wissenschaften kann vollends davon nicht die Rede sein, so sehr auch wir daran festhalten, daß dem Denken eine hohe Bedeutung in aller Forschung zukommt. Auch wenn man sich auf den Standpunkt stellen wollte, daß hier nur die Erkenntnisse von Objekten, nicht diese selbst zum Gegenstande der Untersuchung geworden seien, ließe sich die konstruktive Omnipotenz des Denkens nicht aufrecht erhalten. Es war ein wohlbegründeter Dualismus, wenn Kant der Sinnlichkeit neben dem Verstande eine transzendentale Funktion zuwies, und wenn er die Materie der Empfindung als einen unentbehrlichen Einschlag in der empirischen Wissenschaft anerkannte. Die Aufhebung dieses Dualismus ist wahrlich keine Forderung der transzendentalen Methode gewesen[1]).

Schlußbemerkungen zum ersten Buch.

Die erste Frage, die wir uns in unserem Programm gestellt haben, ist jetzt beantwortet. Die allgemeine Realisie-

1) Wir halten es daher in diesem Teile unserer Untersuchung mit dem ein Ding an sich und seine Beziehung zur Erfahrung anerkennenden Kant, sowie mit denjenigen modernen Interpreten seiner Lehre, die wie Riehl (Der philosophische Kritizismus I 2. Auflage 1908) die realistische Seite seiner Erkenntnistheorie nachdrücklich betonen. So sagt z. B. Hönigswald in seinen inhaltreichen „Beiträgen zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre“ (1906 S. 84): „Die kritische Erkenntnistheorie, deren Position hier im wesentlichen entwickelt ist, behauptet also auf das Entschiedenste die reale Existenz der Dinge. Ihr „Idealismus“ bezieht sich einzig und allein auf Fragen der Erkenntnis von Dingen“.

rung, die Setzung von Realitäten ist zulässig. Die Einwände, welche dagegen erhoben worden sind, haben sich als unbegründet erwiesen.

Es gab nur drei Möglichkeiten für die Auffassung der realen Objekte, wenn man sie in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht anerkennen wollte. Man konnte sie als Begriffe, als Wirklichkeiten des Bewußtseins oder als ideale Objekte betrachten, da wir von der radikalsten Annahme, daß sie bedeutungslose Zeichen seien, wohl absehen können. An der Hand der Realwissenschaft und allgemeiner Überlegungen ließ sich zeigen, daß die Realitäten nicht bloße Begriffe sein können, daß vielmehr Begriffe und Objekte als verschiedene Klassen von Gegenständen zu behandeln seien und jene infolge ihrer Zuordnung zu Gegenständen die Objekte, die sie vertreten sollen, schon voraussetzen. Aber auch als Wirklichkeiten des Bewußtseins konnten die realen Objekte nicht gedeutet werden. Ihr Inhalt war nicht einfach gegeben, sondern mußte auf Grund jener Wirklichkeiten erst erarbeitet und konnte auch nachher nicht einfach erlebt werden. Wollte man aber überhaupt auf sie verzichten, so wäre das einer Amputation der Erfahrungswissenschaften an Haupt und Gliedern gleichgekommen. Ein unförmlicher Torso, ein chaotisches Gebilde wäre übrig geblieben. Auf bloße Bewußtseinsdaten läßt sich entweder überhaupt keine Wissenschaft oder nur eine phänomenologische Beschreibung gründen. Der Unterschied von individuellem und allgemeinem Bewußtsein hilft dabei nichts, insofern er bereits eine Verschiedenheit der Subjekte einschließt und damit über das Gegebene hinausführt. Endlich ist auch der Versuch, alle Gegenstände der Realwissenschaften auf ideale Objekte zu reduzieren, mißlungen. Dem Denken, dessen gleichartige Operationen mit der Verschiedenartigkeit seiner Gegenstände offenkundig kontrastieren, wird hier Unmögliches zugemutet, ein Schaffen auf Grund unbestimmter Ansprüche, welche die Erfahrung bestenfalls erhebt. Der Unterschied der Ideal- und Realwissenschaften darf nicht übersehen und ausgeglichen werden, zumal wenn erstere in der

Gestalt von Formalwissenschaften gegeben sind. Die idealen Objekte sind in sich abgeschlossene Gegenstände, die realen dagegen haben ihr eigenes, nur durch die Erfahrung sich kundgebendes Leben.

Die Vollständigkeit der von uns gewürdigten Einwände garantiert die Vollständigkeit der für die allgemeine Realisierung erbrachten Rechtfertigung. Sie erweist sich freilich damit noch nicht als eine hinreichend begründete Methode der Wissenschaft. Dazu würde gehören, daß wir den Weg, der dabei eingeschlagen werden darf und muß, bereits bezeichnet und abgegrenzt hätten. Zwar haben wir gelegentlich auf einzelne Kriterien und Formen der Realisierung hingewiesen. Aber diese dogmatische Antizipation kann noch nicht als ein Beleg für die Zuverlässigkeit unserer Angaben gelten. Erst die Beantwortung der zweiten Frage wird uns zu einer wirklichen Einsicht in die positiven Grundlagen und das positive Verfahren der Setzung von Realitäten führen.

Der Realismus bildet die goldene Mitte zwischen dem Konszientialismus und dem objektiven Idealismus und ist darum auch befähigt, die relative Berechtigung beider Standpunkte anzuerkennen. Ihre Mission liegt darin, die Bedeutung der Erfahrung einerseits und die des Denkens andrerseits einem Geschlecht und einer Zeit zum Bewußtsein zu bringen, die an der einseitigen Würdigung des entgegengesetzten Faktors kranken. So wird der Konszientialismus zu einer natürlichen Reaktion gegen die logische Erstarrung der Wissenschaft, gegen das Übermaß eines Vertrauens auf die bisher erreichte gedankliche Verarbeitung des Materials, gegen voreilige Abschlüsse und Verallgemeinerungen und zu einem lebendigen Ausdruck für die revolutionäre Kraft neuer Entdeckungen, für die Erweiterung des Wissens durch die Erfahrung und für die Notwendigkeit einer Berufung auf sie und ihren unerschöpflichen Reichtum. Der objektive Idealismus dagegen erscheint als eine ebenso natürliche Reaktion gegen bloßes Finden und Sammeln von Tatsachen, gegen die ungeordnete Anhäufung von Kleinigkeiten, gegen theoretische Widersprüche, Unklarheiten und

Schwierigkeiten und wird von einem Zeitalter getragen, dem es gelungen ist, in der gedanklichen Bewältigung eines weitschichtigen Stoffes größere Erfolge zu erzielen und durch glückliche Annahmen und Schlüsse das Gebiet der Erkenntnis zu vervollständigen.

Aber auch abgesehen von dieser kulturgeschichtlichen Würdigung kann dem Konszientialismus und dem objektiven Idealismus eine volle Berechtigung als positiven Theorien innerhalb gewisser Grenzen zugestanden werden. Es gibt eine Bewußtseinswirklichkeit, die in Gedanken nachgebildet werden kann und soll, es gibt eine Phänomenologie, die diese Aufgabe zu erfüllen sucht, und es ist somit erkenntnistheoretisch angebracht, dieser Besonderheit wissenschaftlicher Ziele Rechnung zu tragen. Ebenso werden tatsächlich ideale Objekte konstruiert und bestimmt, zahlreiche Idealwissenschaften sind um sie bemüht, und die Erkenntnistheorie hat allen Grund, ihrem Verfahren nachzuspüren und es zu verstehen. Jede von diesen Theorien findet dabei zugleich in der anderen ihre natürliche Grenze und ihren unaufhebbaren Gegensatz. Die idealen Objekte gelten dem Idealisten als die Antithesis zum Erlebnis. Dieses verhält sich zu jenen wie ein blinder Anspruch zur einsichtigen Erfüllung, wie ein Chaos zum Kosmos, wie ein roher Anstoß zur geregelten Arbeit einer feingegliederten Maschinerie, wie das bloße Erleiden von Eindrücken zum wohlerwogenen Schaffen und Gestalten, die Rezeptivität zur Spontaneität, die nicht erst beim Verstande einzusetzen braucht. Aber auch dem Konszientialisten steht die volle Erfahrung im ausgesprochenen Gegensatz zu den idealen Objekten: sie ist ihm die Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit, während die idealen Gebilde begrenzt und abstrakt sind; sie ist ihm das einmalige und einzigartige Erlebnis im Verhältnis zur Allgemeinheit und Gleichförmigkeit des Idealen; sie ist ihm das Leben und die Veränderung, während jene Objekte aller selbständigen Entwicklung beraubt und zur Starrheit verurteilt sind, sofern das Denken sie nicht in seinen Fluß hineinzieht; sie ist ihm der wahre Ursprung aller Wissenschaft, während die

idealen Gegenstände als letzte Produkte eines willkürlich isolierenden und deduzierenden Verstandes erscheinen.

Bei dieser schroffen Gegensätzlichkeit der Theorien, die weit größer ist, als die beiderseits zum Realismus bestehende, kann keine von ihnen die andere in sich aufnehmen. Ihre Sphären können sich nicht schneiden, sondern nur berühren. Sie haben keinen gemeinsamen Boden, von dem aus wenigstens ein Übergang in die andere Sphäre möglich wäre. Sie können sich weder verstehen noch bekämpfen. Dem Realismus aber, der in sie beide hineinragt, der sowohl die Erfahrung als auch die Spontaneität der Forschungsarbeit für sich beansprucht, dessen Objekte geradeso vom Denken und Erkennen unabhängig sind, wie die Erlebnisse, und zugleich nur durch Denken und Erkennen für uns möglich werden, wie die idealen Objekte, wird von beiden die Selbständigkeit abgesprochen. Von der einen Seite wird behauptet, daß die Bewußtseinswirklichkeit schlechthin das Reale sei und daß daher alle Realwissenschaften nichts anderes tun dürfen und können, als Erlebnisse zu beschreiben. Das Reale ist gegeben, es bedarf daher überhaupt keiner Realisierung. Von der anderen Seite wird diese als ein Bilden und Bestimmen idealer Objekte aufgefaßt und ein sich Richten nach vorausgesetzten Gegenständen für eine unmögliche und unwürdige Aufgabe der Erkenntnis gehalten.

Die von beiden Richtungen erstrebte Aufhebung einer Realisierung ist freilich nicht durchführbar. Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß der Konszientialismus eines Mach nicht sowohl die realen Objekte der Natur zu Empfindungen, sondern vielmehr die Empfindungen zu Naturobjekten macht. Es ist sogar von einer Metaphysik seiner „Elemente" gesprochen worden. In der Tat schwebt die Bewußtseinswirklichkeit als solche gar zu sehr in der Luft, als daß sie einer Wissenschaftstheorie genügen könnte. Die Empfindungen sind, wie die Erfahrung zeigt, an etwas gebunden, was nicht selbst wieder Empfindung ist, und erhalten darin eine objektive Grundlage. Vorgänge ohne ein Etwas,

dessen Vorgänge sie wären oder an dem sie stattfänden, sind nun einmal nicht denkbar. Dasselbe dürfte von den Erkenntnisschöpfungen des objektiven Idealismus gelten. Da die idealen Objekte Konstruktionen des wissenschaftlichen Denkens sind, so bedürfen auch sie der Ergänzung durch eine reale Welt, aus der sie gewisse inhaltliche Bestimmungen entnehmen und in der sie ihren Bestand haben. Sonst gleichen sie den Gespenstern, die einer durch enthusiastischen Idealismus erregten Phantasie allein als etwas Reales erscheinen können. Die Anlehnung an die Ethik und Religionsphilosophie, die den objektiven Idealismus charakterisiert, zeigt unmittelbar, daß das Bedürfnis nach einer Ergänzung der konstruktiven Schöpfungen durch eine anders geartete reale Welt Befriedigung erheischt und findet.

Will man die Veränderungen der erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnis als einen wirklichen Fortschritt ansehen können, so braucht man die Beziehung auf reale Objekte als einen konstanten Maßstab für die Beurteilung des Grades unserer Einsichten. Der objektive Idealist gibt uns dafür nur ein X, dessen Unbestimmtheit er durch die sich entwickelnde Forschung immer mehr zusammenschrumpfen läßt. Darnach kann es, wie in den Idealwissenschaften, nur einen immanenten Fortschritt geben. Die treibenden Motive der Veränderung realwissenschaftlicher Erkenntnisse werden damit ganz unzureichend beschrieben. Wenn die Erfahrung keinen positiven, andauernden Einfluß übt und keine zu erkennenden Objekte vorausgesetzt werden, ist nicht zu begreifen, was den inhaltlichen Veränderungen, die wir in so hohem Maße in den empirischen Wissenschaften eintreten sehen, eigentlich den Charakter eines Fortschritts verleiht. Ebensowenig vermag der Konszientialismus eine zureichende Erklärung dafür zu geben. Jede Bewußtseinswirklichkeit ist als solche der anderen gleichwertig. Jede spätere Erfahrung bringt neue Konfigurationen und Erlebnisse. Die Annahme einer Identität der zu verschiedenen Zeiten oder in verschiedenen Individuen gegebenen Inhalte ist bedenklich und kann bei dem häufigen Wechsel, der

ihre Eigenschaften betrifft, nur in verhältnismäßig wenigen Fällen gewagt werden. So bleibt für die Beschreibung der Erlebnisse auch kaum eine Möglichkeit, sich in einem einheitlichen Fortschritt zu betätigen.

Der Realismus setzt den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, indem er die Erkenntnis auf Reales gerichtet sein und nach ihm sich richten läßt. So werden die unermüdlichen Anstrengungen der Forscher begreiflich, das wahrhaft Seiende oder Gewesene immer vollständiger und genauer, sicherer und richtiger zu erfassen und damit einen organischen Fortschritt über die immanenten Umgestaltungen und über die bloßen Beschreibungen des Gegebenen hinaus herbeizuführen. So können sich zugleich konszientialistische und idealistische Tendenzen in ihm vereinigen. Er besitzt ein Verständnis für die besondere Hervorhebung der Erfahrung und des Denkens in der konszientialistischen und der idealistischen Lehre. Aber er ist nicht eine einfache Zusammenstellung beider. Er gleicht einer chemischen Verbindung, einer höheren Synthese, die über ihre Elemente hinaus einen neuen Inhalt darstellt und dabei die Sonderexistenz dieser Elemente nicht aufhebt. Erfahrung und Denken sind an der Realisierung beteiligt, aber die realen Objekte sind weder gedachte Wirklichkeiten noch wirkliche Gedanken. Darum entziehen sie sich der einen wie der anderen Sphäre und bilden ein drittes Reich, eine eigene Welt. Und doch baut sich diese Welt für die Erkenntnis aus der Erfahrung und dem Denken auf. Jene weist auf Inhalte hin, die das Denken nicht erfunden hat und nicht erfinden kann. Dieses aber nimmt die empirischen Tatsachen nicht ungeklärt hin, sondern scheidet an ihnen das Reale und das Phänomenale. Und so gelingt es der wissenschaftlichen Forschung, ein Reich zu erschließen, das weder durch bloße Erfahrung noch auch durch reines Denken und auch nicht durch additive Zusammenfassung beider zugänglich gemacht werden kann.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Oswald Külpe
ord. Professor der Philosophie an der Universität Bonn

Einleitung in die Philosophie

Fünfte, verbesserte Auflage
Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Erkenntnistheorie u. Naturwissenschaft

Vortrag gehalten am 19. September 1910 auf der 82. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Königsberg
Preis geheftet Mark 1.50.

August Stadler in **Zürich**

Die Grundsätze der reinen Erkenntnistheorie in der Kantschen Philosophie.

Kritische Darstellung. — Preis 4 Mark.

Kant's Theorie der Materie

Preis 5 Mark.

Philosophie und Erkenntnistheorie

I. Abteilung
Metaphysik und Erkenntniskritik.
Grundlegung eines dogmatischen philosophischen Systems

von **Ludwig Busse**
Preis 6 Mark.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Hermann Lotzes Schriften

in wohlfeiler Ausgabe

Mikrokosmus. 3 Bde. geh. M. 10.—, geb. M. 12.50

Grundzüge der Aesthetik. Grundzüge der Logik. Grundzüge der Metaphysik. Grundzüge der Naturphilosophie. Grundzüge der Psychologie. Grundzüge der Religionsphilosophie. Grundzüge der praktischen Philosophie. Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant.

Leicht gebunden je M. 1.25

Metaphysik. Drei Bücher der Ontologie, Kosmologie und Psychologie. 2. Auflage. M. 9.—

Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. 2. verbesserte Auflage. M. 9.—

Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens. M. 9.—

Streitschriften. 1. Heft: in Bezug auf J. H. Fichte's Anthropologie. M. 2.—

Kleine Schriften. Herausgegeben von David Peipers. 3 Bände M. 38.—

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Carl Stumpf

ord. Professor der Philosophie an der Universität Berlin

Tonpsychologie

2 Bände. Preis M. 19.50

Erster Band: 1. Empfindung und Urteil. Relativitätslehre. 2. Zuverlässigkeit von Sinnesurteilen. 3. Messung der Zuverlässigkeit und ihrer Faktoren. 4. Aufmerksamkeit, Übung, Ermüdung. 5. Mittelbare Sinnesurteile. Übertragungen. 6. Analyse und Vergleichung. 7. Distanzvergleichungen. Urteile, welche einen Standpunkt voraussetzen. 8. Unmittelbare Beurteilung der Tonqualitäten. 9. Anwendung mittelbarer Kriterien. 10. Unendlichkeit und Stetigkeit des Tongebietes. 11. „Höhe und Tiefe". Merkmale, die sich parallel den Tonqualitäten verändern. 12. Bedingungen der Zuverlässigkeit. 13. Individualität des Sinnes und Gedächtnisses für Tonqualitäten. 14. Versuchsreihen über einzelne Urteilsklassen. 15. Beurteilung von Intensitäten.

Zweiter Band: 16. Aporien in bezug auf die Analyse bei objektiv gleichzeitigen Tönen. 17. Mehrheit gleichzeitiger Tonempfindungen. Lösung der Prinzipienfragen. 18. Physiologische Voraussetzungen der Klanganalyse. 19. Stufen der Tonverschmelzung. 20. Über die Ursache der Tonverschmelzung. 21. Analysieren und Heraushören bei ungleicher Stärke der Klangteile. 22. Funktion der Aufmerksamkeit bei der Analyse und dem Heraushören. 23. Bedingungen für die Zuverlässigkeit der Analyse und des Heraushörens. 24. Individuelle Unterschiede im Analysieren und Heraushören. 25. Qualitätsurteile über einen zusammengesetzten Klang und seine Teile. 26. Intensitätsurteile über einen zusammengesetzten Klang und seine Teile. 27. Schwebungen und darauf bezügliche Urteile. 28. Geräusch und Klangfarbe.

Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung

Preis 7 Mark

Psychophysik

Darstellung der

Methoden der experimentellen Psychologie

von **W. Wirth**

Professor der Psychologie an der Universität Leipzig.

Mit 63 Textfiguren.

(Kollektivmaßlehre. Reproduktionsmethoden. Reaktionsmethoden.)

Preis geheftet 18 Mark, gebunden 20 Mark

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Julius Baumann

Philosophie als Orientierung über die Welt. M. 8.—.

Die Staatslehre des h. Thomas von Aquino. Mit einem Nachtrag. M. 6.40.

Sechs Vorträge aus dem Gebiete der praktischen Philosophie. M. 2.40.

Handbuch der Moral nebst Abriss der Rechtsphilosophie. M. 7.—.

Unsterblichkeit und Seelenwanderung. M. 2.

Adolf Trendelenburg

Logische Untersuchungen. Dritte vermehrte Auflage. 2 Bände. M. 13.60.

Kuno Fischer und sein Kant. Eine Entgegnung. M. —.80.

Lücken im Völkerrecht. Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahre 1870. M. 1.—.

Kleine Schriften. 2 Teile. M. 10.—.

Ernst Dümmler, Kleine Schriften zur griechischen Philosophie. M. 12.—.

Rudolf Hirzel, Über das Rhetorische und seine Bedeutung bei Plato. M. 1.—.

— Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften (De natura deorum — de finibus, de officis — Academica priora, Tusculanae disputationes) 3 Teile. M. 35.—.

— Der Dialog. Ein literarhistorisch. Versuch 2 Teile. M. 18.—.

Karl Lehrs, Platos Phädrus und Gastmahl. Übersetzt mit einleitendem Vorwort. M. 3.—.

Carl Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande. 2. Band. (I, III, IV sind vergriffen, V nicht erschienen.) M. 11.—.

Das Evangelium der armen Seele. Mit einem Vorwort von Hermann Lotze. M. 3.—.

Gottwelt. Eine philosophische Plauderei in Briefen an eine Freundin von Georg Dreydorff. M. 2.40.

Grundlegung für eine moderne praktisch-ethische Lebensanschauung (nationale und ideale Sittenlehre) von Johannes Unold. M. 5.—.

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

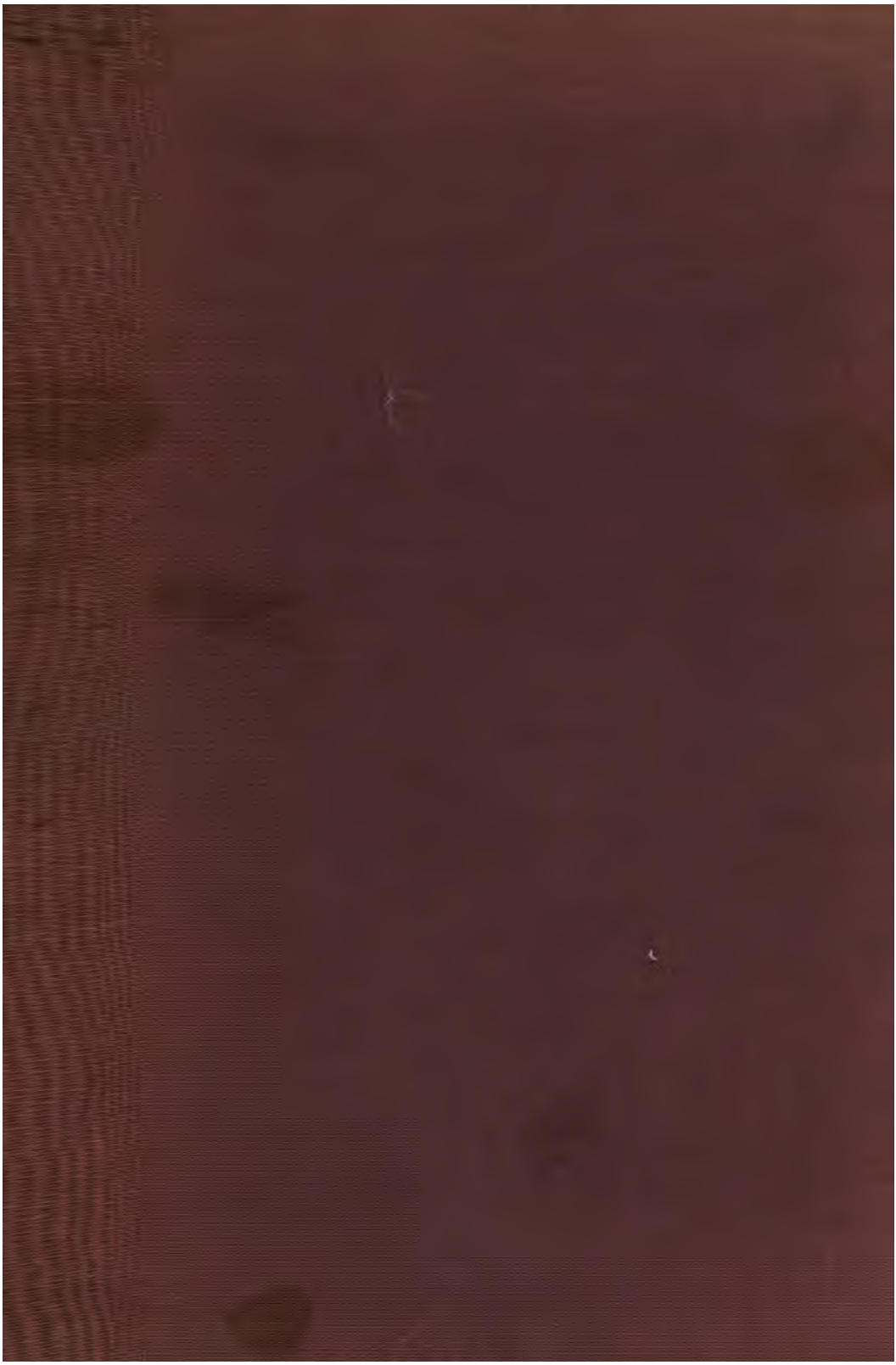
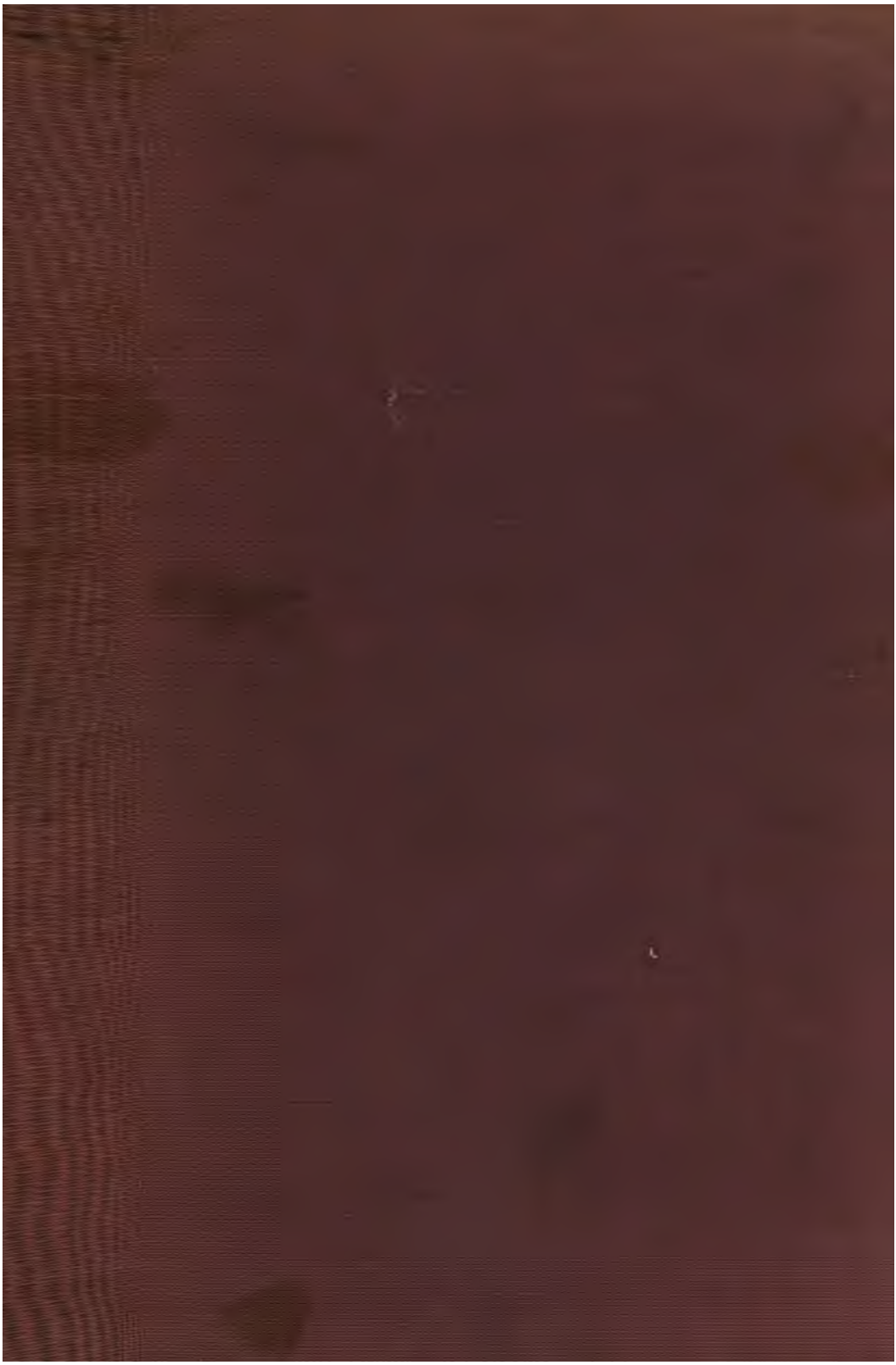
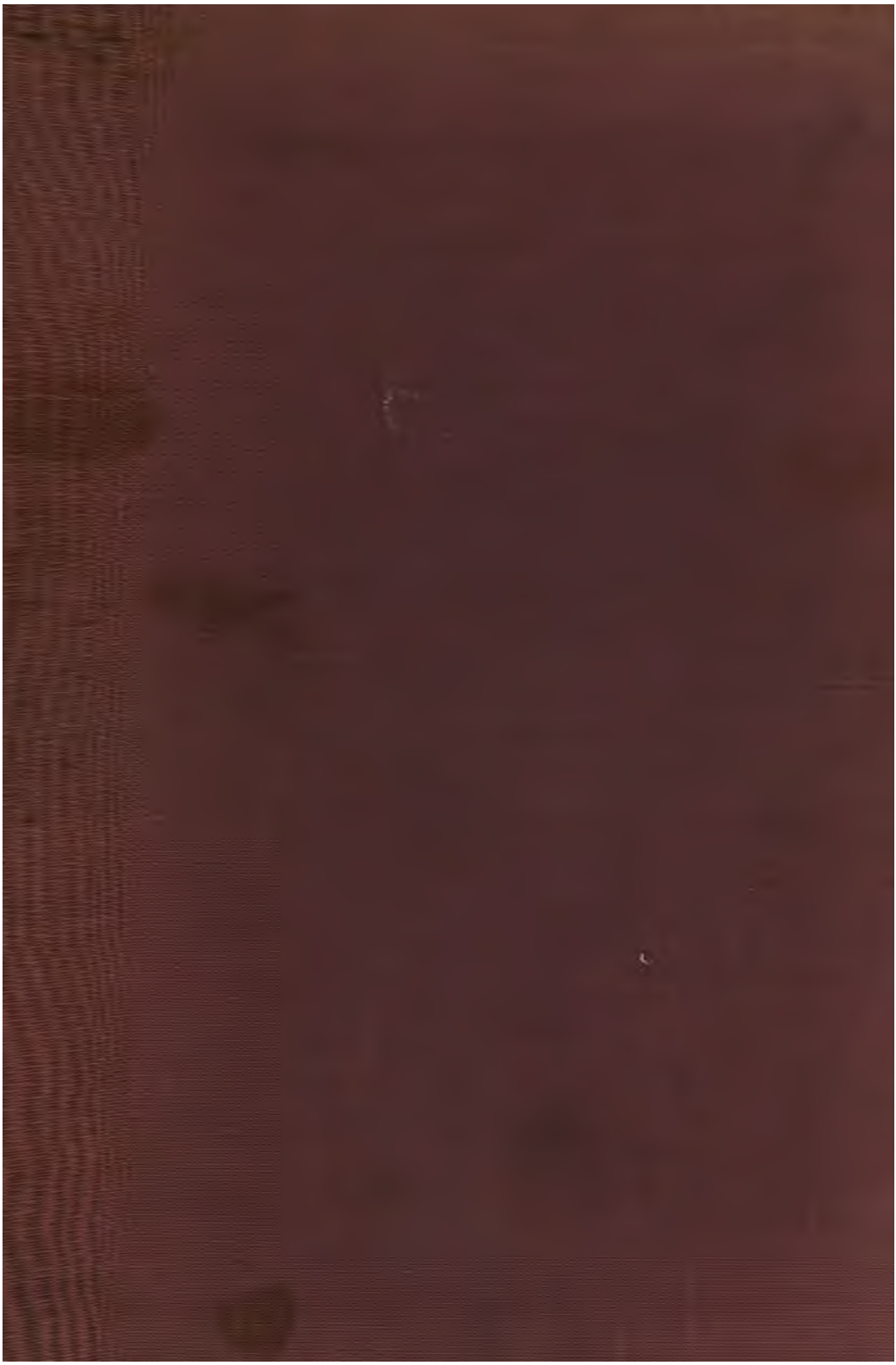
ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

FEB 19 2000

12,000 (11/95)

RKELEY

273755
Külpe, O.
Die realisierung
v.1
MAY 28 1925
JUN 11 1925
JUN 25
FEB 20 1930
273755
Külpe
BD 331
K8
v.1
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY